Liszt, Franz,

Gesammelte Schriften

Bd.: 6

1883

Gesammelte
Schriften von Franz Liszt.
Bd. VI.

Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn

von

Fr. Liszt.

In das Deutsche übertragen
von
L. Ramann.

A Schill

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Franz Liszt.

Herausgegeben von

L. Ramann.

Sechster Band.

Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1883.

Die Zigeuner

und

ihre Musik in Ungarn

von

Franz Liszt.

In das Deutsche übertragen

von

L. Ramann.

Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1883.

Inhaltsverzeichnis.

Berichtigungen:

Seite 28, 2. Zeile von oben ist zu lesen: pythisches Orakel.
„ 216, 3. „ „ „ „ „ „ der Sohn Ham's.

Nationale Poesie.

I.

Wenn die Völker noch auf ihrer Kindheitsstufe stehen, ihre pastoralen Gewohnheiten trotz der sie verdrängenden ackerbauenden, mit kriegerischen Episoden durchflochtenen Lebensweise noch nicht vergessen haben, nähren sie in den Mußestunden einer noch leichten Existenz ihre Einbildungskraft am liebsten an Dichtungen, die ihrem Sinn für das Heroische schmeicheln und ihn anregen, an Dichtungen, die ihnen in bereits von der Kunst geformten klingenden Strophen von Heldengestalten, hervorragend und wunderbar, von Thatsachen und Katastrophen, schauererregend, die sie selbst erlebt und rühmlichst bestanden hatten, erzählen und ihnen dergestalt sich selbst und die sie durchdringenden Gefühle verkörpert vorführen.

Zu jenen Zeiten, als noch keine materielle Civilisation die Massen — das Volk — zu einer beständig mechanischen, nahezu verthierenden Arbeit zwang, als dieselben noch nicht von tausendfachen aus dieser Civilisation hervorgegangenen Bedürfnissen entnervt waren, als sie noch keinen anderen Luxus kannten als das nothwendig Überflüssige, an dem jetzt eine so große Menge theilnimmt, um dem immerwährenden Anblick der bedrängten Armuth und des schreienden Elendes zu entfliehen, — damals fehlte es den Völkern nie an jenen poetischen Fähigkeiten, welche in die Reihe erster Bedürfnisse und des kostbarsten Luxus die Befriedigung stellen: sich

ein Ideal zu schaffen, das ihre höchsten Begriffe von dem repräsentirt, was sie für unübertrefflich schön halten. Anfänglich eine Erzählung, die knapp und einfach, aber rhythmisirt, geschmückt mit Bildern und Metaphern von Aller Herz und Aller Mund ertönte, ward sie zum Keim, um den sich allmählich neue Versionen gruppirten, welche die ursprüngliche Idee vergrößerten und verschönten. Nebensachen traten zu den Hauptsachen. Verschiedenartig interpretirt, bemächtigte sich die Tradition derselben als eines Themas, das sie je nach Zeit und Bedürfnis veränderte, versetzte, veredelte und ausschmückte.

So entstanden die nationalen Epen. Sie bildeten sich aus einer instinktiven Wahl des poetischen Stoffes, dessen Inspiration, identisch mit dem Gefühl und der Form des nationalen Geistes, mit diesem korrespondirte.

Solche primitive Erzählungen, die zu einem Keime späterer Werke geworden sind, tragen nicht nur die Charakterzüge der Völker, des klimatischen, kulturellen und historischen Einflusses, der besonderen Art des poetischen Sinnes, aus und unter dem sie erblühten: sie sind vielmehr dessen wahrster Ausdruck, dessen unmittelbarstes Produkt.

Einige dieser Dichtungen, fragmentarisch empfangen und fragmentarisch gepflegt, haben für immer ihre erste Form beibehalten; andere dagegen, deren Grundlage die Sage bildet, circulirten lange in einem skizzenhaften Zustande, in tausend Varianten von Mund zu Mund gehend, bis ein großer Dichter kam, der, indem er aus den verstreuten Materialien ein vollständiges Ganzes schuf, sie zu einer glänzenden und endgültigen Form, so zu sagen, krystallisirte.

II.

Unter dem schönen Himmel Griechenlands erblicken wir den wandernden Rhapsoden, der die Bewohner von Stadt und Land um sich versammelt und ihnen Geschichten von bezwungenen Völkern, gestürzten Königreichen, überraschenden und staunenerregenden Abenteuern vorträgt.

Als der alte Homer ihre vereinzelten Gesänge zu einem homogenen Werke vereinigt hatte, bildeten sie ein Monument von unnachahmbarer Vollendung. Das Genie hatte diese Erzählung mit allem diktirt, was den Menschen mit Leidenschaften inspiriren kann, auf denen seine Größe beruht.

Nachfolgende Zeiten konnten den antiken Enthusiasmus für diesen ersten Aufschwung der dichterischen Fähigkeit nur sanktioniren, ohne daß sie jemals das homerisch Erhabene wieder erreicht hätten, das aus der „Iliade" ein unsterbliches Pantheon der menschlichen Energie und Tugend gemacht hat.

In Indien riß die Überfülle der tropischen Vegetation, das Hineinversenken in die dramatischeste aller Naturscenen, in diese riesigsten Berge, herrlichsten Flüsse, leidenschaftlichsten Schönheiten und stolzeste Pracht, die menschliche Einbildungskraft leicht zu dem Glauben hin, daß eine der Götter würdige Wohnung nur gewaltige, in Tempel umgewandelte Berge bieten könnten — und der Dichter, der in der Beschränkung seiner Phantasie die Verkürzung seines Ideals befürchtete, kam bei dem Monströsen an, wo er das Grandiose gewollt. Er fand nur in übernatürlichen Proportionen und in unberechenbaren Zahlen Bilder, welche einigermaßen dem Eindruck gleicher Majestät entsprachen, wie dem von der erhabenen Landschaft gemachten. Und so begnügte er sich nicht mit Übertreibungen: er suchte die Extravaganz der Hyperbel, um die Unendlichkeit der Liebe und der göttlichen Verehrung zu symbolisiren, die er in einer höheren Tonart sang als jeder andere.

Bei den Persern fanden die von dem undurchdringlichen Nebel der Jahrhunderte bereits eingehüllten Legenden und Traditionen einen Dichter, welcher, der besiegten Rasse entstammend, von seinen Besiegern das glänzende Gewand einer vollendeten Sprache lieh, die reich war wie die Stickereien Kaschmirs, glatt wie das Gewebe und wohlschmeckend wie das Gewürz dieses Landes. Mit dieser ergreifenden Sprache balsamirte er gleichsam den Ruhm einer edlen Rasse, die, stolz auf Waffenthaten, der Verewigung in dem „Buche der Könige" würdig war.

Bei den Arabern ließ das Dogma des Fatalismus dem freien

Willen des Menschen wenig Platz übrig. Ihre Einbildungskraft mußte sich mehr auf die Beschreibung der Grazie des Schönen, des blendenden Zaubers des Reichthums beschränken; darum auch erheben die kapriciösen Edelsteine der „Tausend und eine Nacht" nicht einmal Anspruch auf den Schein der Realität.

Die Barden Skandinaviens übertrieben angesichts einer strengen Natur, die ihren erschreckten Sinnen imponirte, und durch die großartige Entfaltung der selten durch ein vorübergleitendes Lächeln erhellten Tyrannei des Klimas den Muth bis zur Wollust: die Walhalla bietet ihren Auserwählten nichts anderes als neue Kämpfe und fortgesetzte Siege zur Belohnung.

Bei dem Beginn des Mittelalters, als die Geister von den mystischen Bildern einer noch kaum erschienenen Religion angezogen waren und Symbol und Gefühl sich fortgesetzt wechselseitig erzeugten, machten Erzählungen von vollendeten Heldenthaten großherzigsten Eifers die Runde, welche, ähnlich wie die von den mythologischen Halbgöttern, von Hochthaten der Befreiung, von Missionen der Gerechtigkeit, von Wundern der Wohlthat berichteten und sie priesen. Die Helden des Christenthums verbanden mit einem nahezu übermenschlichen Muthe die Tugenden einer zärtlichen Frömmigkeit, einem Glauben entsprungen, der das Herz verweichlichte, während er zugleich die Wachsamkeit stählte. Diese Periode erzeugte die merkwürdigen Erzählungen über Roland, ihren Achill.

Die Balladen und poetischen Romanzen der Slaven erzählten von Familienereignissen, welche Ursache von Bürgerkriegen geworden waren. Die rührendsten Episoden derselben sind mit Familiengefühlen gefüllt, während die brillantesten die ihrer opulenten Gastfreundschaft entsprungenen Feste und Repräsentationen schildern. — Als unbekannte Kontinente und Welten entdeckt und erobert waren, lieferten die Abenteuer der Entdecker und die Beschreibungen der fernen Gegenden der Sprache Iberiens ein Gedicht, wo das Phantastische gesättigt mit Großartigem auftrat und die Wirklichkeit gemalt mit leuchtenden Farben erschien.

III.

Überall hat die nationale Poesie unter dem Symbol der Thatsachen und umkleidet mit poetischen Formen die sympathischen Gefühle eines Volkes vereinigt. Unter dem Schleier des Mythus schilderte sie ihnen in einer dem Gedächtnis sich leicht einprägenden Sprache Leidenschaften, mit denen sich ihre innerste Natur identificirte: die des Ehrgeizes, des Stolzes, des Träumens der Liebe, der Reue, des allgemeinen Leidens. Ihnen verlieh die Tradition auf diese Weise plastische Gestaltung. Zu dieser Nahrung der Einbildungskraft gesellte sich das fesselnde Leben des Rhythmus, der an das Gehör sich heftend die Dichtungen dem Gedächtnis festhielt. Die Musik des Verses bestand theils aus einer kadenzirten und modulirenden Deklamation — einer Art Recitativ —, theils aus einem formellen Melos. Diese beiden Elemente verbanden sich so innig, daß sie ein und dieselbe Benennung annahmen: das Gedicht theilte sich in „Gesänge“.

Hieraus ergiebt sich, daß die erste poetische Form der primitiven Völker, welche, da sie weder Industrie noch Handel noch Künste und Wissenschaften der Civilisation kennen, sich füglich als unkultivirte bezeichnen lassen, nicht die der lyrischen Poesie, dieses erhöhten Ausdruckes persönlicher, so zu sagen: subjektiver Erregungen des Dichters, sondern die Form der epischen Poesie war, welche Gesammtempfindungen, d. i. objektive Empfindungen, die Empfindungen eines ganzen Volkes darstellt. Hieraus erklärt sich, daß eine kaum mehr entwickelte Intelligenz als die der Kindheitsstufe genügt, um sich mit allgemein verbreiteten Empfindungen zu identificiren, die von Ereignissen hervorgerufen sind, die ihr erlaubten sich in glänzenden Thaten zu bekunden. Im Gegensatz zu dieser Kindheitsstufe der Entwickelung bedarf es einer unendlich mehr entwickelten und raffinirten geistigen Kultur, um Momente von absolut individuell poetischem Ausdruck mit der Gewißheit zu provociren, daß sich auch erregte Geister und vibrirende Herzen finden werden, bereit, diese von Natur aus eigenartigen, ja manchmal außer-

gewöhnlichen Ergüsse zu verstehen. Durchforscht man mit Sorgfalt die verschiedenen literarischen Schichten, die in der Geschichte der Poesie sei es auch welcher Rasse sich auf einander thürmten, so wird man mit wenig Ausnahmen immer der Erzählung vorgestellter Gesammtempfindungen in der einen oder andern Form vor dem persönlichen Seufzer oder Lächeln, der persönlichen Freude oder Trauer des Dichters, die sich in seinen Versen widerspiegelt, begegnen.

Von diesem Entwickelungsgesetz macht selbst eine Rasse keine Ausnahme, deren nationale Poesie keine Erzählung besitzt, was sich ersichtlich klar bei einem aufmerksamen Studium jener Gesänge ohne Worte ergiebt, welche zu poetischen Archiven Derjenigen wurden, von denen wir sprechen werden.

IV.

Unter den Völkern Europas trat eines Tages plötzlich ein Volk auf, von dem man nicht angeben konnte, woher es des Weges kam. Es verbreitete sich über unseren Kontinent, zeigte aber dabei keinen Wunsch nach Eroberung, aber auch keinen, der das Recht eines Domicils erstrebt hätte. Es äußerte kein Verlangen, auch nur einen Daumenbreit Landes sich anzueignen, ließ aber auch nicht zu, daß man eine Stunde Zeit ihm nehme. Es wollte nicht unterwerfen, aber auch nicht sich unterordnen. Es genügte ihm nichts anzunehmen, aber es wollte auch nichts geben. Es sprach nicht davon, weder von welchem afrikanischen oder asiatischen Plateau es herabgestiegen, noch wodurch es genöthigt gewesen einen andern Himmel aufzusuchen. Es trug sich mit keiner Erinnerung, es verrieth keine Hoffnung, es entzog sich den Wohlthaten einer Kolonisation und gleichsam zu stolz auf seine traurige Rasse, um sich herabzulassen und mit einer anderen zu vermischen, lebte es befriedigt in der Zurückweisung jedes fremden Elementes, nahm es an keinem Vortheil der Civilisation des Christenthums Theil, mit welchem letzteren es Seite an Seite lebte, von ihm ebenso antipathisch berührt wie von andern Bekenntnissen, die es gleicherweise kannte, um sie gleicherweise zu verschmähen.

Dieses seltsame Volk, so seltsam, daß es in keinem Dinge einem anderen gleicht, besitzt weder Vaterland noch Kultus noch Geschichte noch irgend einen Codex. Scheint es doch nur darum fortzufahren zu sein, weil es niemals weder aufhören will zu sein noch aufhören will das zu sein, was es ist; denn keinem Willen, keiner Verfolgung, keiner Belehrung erlaubt es Einfluß, sei es um sich zu ändern, sei es um sich zu modificiren, aufzulösen oder ausgerottet zu werden. Es theilt sich in Stämme, in Horden, in Banden, welche dahin und dorthin ziehen, jedem vom Zufall vorgezeichneten Wege folgen; ohne Kommunikation unter sich und ihre Existenz gegenseitig so ziemlich ignorirend, halten sie trotzdem selbst in den entferntesten Zonen mit einer ihnen heiligen Solidarität die Zeichen unfehlbarer Verknüpfung fest: dieselbe Physiognomie, dieselbe Sprache, dieselben Gebräuche.

In unseren Augen lebt dieses Volk ein quasi animalisches Leben — unwissend und unbekümmert um alles, was außer ihm vorgeht. Mögen die Jahrhunderte vergehen, die Nationen vorwärts schreiten, die Länder, in denen es weilt, in Krieg und Frieden Herren und Anschauungen wechseln: es selbst, es bleibt unverändert dasselbe. Unbeweglich und gleichgültig lebt es den Tag im Tage und profitirt, wie es scheint, nur darum von den Wirren der Ereignisse, die das Schicksal anderer Nationen entscheiden, um weniger schwierig zu existiren. Sind diese Wirren aber vorüber und gestattet es die Muße, daß man sich mit ihm beschäftigt, so verschwindet es gegen die Felsschluchten der Wälder und Berge hin, man möchte sagen, wie eine Truppe menschlicher Zugvögel, die im Laubwerk der Wälder nisten, um unbeachtete Echos zu wecken, sich in verborgenen Quellen zu spiegeln und, je nachdem sie gezwungen sind ihren Verstecken zu entfliehen, um anderswo die Bedingungen eines unbeengteren Daseins aufzuspüren, von neuem ihre Wanderzüge von Klima zu Klima anzutreten.

Dieses Volk, welches sich weder den Freuden noch den Schmerzen, weder dem Wohl noch dem Unglück irgend eines andern Volkes anschließt, das wie ein fleischgewordener Sarkasmus angesichts des Strebens und der Thränen, der Kämpfe und Feste Anderer lacht — dieses Volk, das nicht weiß, woher es kommt, wohin es geht und

unter ganz abnormen Verhältnissen lebt, das keine Traditionen fortpflanzt und keine Annalen aufzeichnet, das keinen Glauben und kein Gesetz, keinen feststehenden Kultus und keinen Codex der Sitte besitzt, dessen Verband nur in grobem Aberglauben, in vagen Gewohnheiten, in einem beständigen Elend und in tiefster Erniedrigung liegt — dieses Volk, das trotz Schmähung und Entbehrung nichtsdesto weniger darauf besteht, seine Zelte, seine Lumpen, seinen Hunger und seine Freiheit zu bewahren — dieses Volk, das auf die civilisirten Nationen einen unbeschreiblichen und unzerstörbaren Zauber ausübt, der wie ein geheimnisvolles Vermächtnis von einem Jahrhundert in das andere mithinübergeht — dieses Volk, das, verhungert wie es ist, dennoch unsere großen Dichter durch energische und reizende Typen zu fesseln vermag — dieses heterogene Volk mit seinem so unbezähmbaren, so unlenksamen und unerklärlichen Charakter sollte trotzdem in irgend einer Falte seines Herzens einige große Eigenschaften verbergen: denn fähig idealisirt zu werden, idealisirte es sich selbst durch Dichtungen und Gesänge, die es besitzt und welche, zu einem Ganzen verbunden, möglicherweise das nationale Epos der Zigeuner bilden.

„Epos“ sagen wir, obgleich ihre Dichtungen und Gesänge keine Erzählung umschließen, mit keinem Ereignis zusammenhängen, keine Erinnerungen zurückrufen. Dagegen aber wiederholen sie die Gefühle, die allen Individuen dieser Rasse eigen sind und ihren inneren Typus, die Physiognomie ihrer Seele, den Ausdruck ihres ganzen fühlenden Wesens in sich fassen. Dieses seltsame Kollektivwerk besitzt kein Fragment, so lang oder kurz es sei, das eine persönlich individuelle Stimmung ausspräche, nämlich eine Stimmung, die nicht die Stimmung Aller wäre, einen Ausdruck so subjektiv, daß er auch von keinem aus ihrer Mitte nicht mitempfunden werden könnte. Auch das kleinste Blättchen, die kürzeste Strophe, jeder abgelöste Theil ihres Gedichtes, das ohne die Einheit dieser Inspiration kein Recht auf diesen Titel erheben dürfte, sagt nur aus, was Alle fühlen, singt und dichtet nur Eindrücke, die Allen eigen sind, die auch keiner der Ihrigen ignorirt, wohl aber jedem von ihnen bis in das innerste Mark dringen!

Nationales Epos.

I.

Es ist nicht schwer zu begreifen, daß ein Volk, das jeder intelligenten Kultur, jeder einem friedlich gepflegten Dasein entsprossenen wohligen Behaglichkeit ermangelt, das keine andächtig erhaltene und verschönerte Geschichte, keinen ehrwürdigen Kultus, keine von der Moral gereinigte Sitte besitzt, dessen Leben ohne alle von der Zeit geheiligten Gebräuche, die wieder ihrerseits das häusliche Tagesleben und die Familienereignisse heiligen, dahinfließt —, daß ein Volk, welches alle Jahrhunderte hindurch ohne jede Anhänglichkeit an die Scholle, an das Vaterland, an die Wohnung verblieb, auch keinen Dichter hervorbringen konnte, der Gefühle der Thatkraft und des Thatendranges in heroischen Erzählungen zum Ausdruck gebracht hätte. Denn diese Gefühle hat es aus seiner Seele gerissen. Umschlossen von einer ebenso passiven wie unüberwindlichen Kraft der Gleichgültigkeit — der Kraft, durch die es sich erhält und fortsetzt, indem es sich allen Empfindungen der übrigen Menschen entzieht — hat es jene verbannt und verleugnet.

Und selbst wenn glühende Aspirationen und leidenschaftliche Träume, wenn Erinnerungen, die unmöglich zu enthüllen, Verzweiflungen, die unmöglich auszudrücken, seine Seele wie Visionen von Feuer durchzogen haben: käme der Tag, an dem dieses Volk seine eigene Poesie sich vorsingen wollte, so würde es ein anderes Ausdrucksmittel als das Wort sich suchen. Es würde seine innersten Eindrücke nur in einer Sprache erzählen können, die nicht präcisirte, nicht den Gegenstand derselben verriethe und dem Tages-

lichte keine Enthüllung des Dunkels seines Herzens und seiner Bestimmung brächte; denn das Schweigen über sich selbst, das es nie bricht und das sich füglich seine einzige Religion, seine einzige Vorschrift, sein einziges Gesetz nennen ließe, läßt es nicht dazu kommen sich in Erzählungen zu ergehen, deren Sujet es selbst wäre. Überdies — hätte es auch versucht, in Bildern und symbolischen Handlungen, wie ein Gedicht es nothwendig verlangt, die vagen Triebe und unbestimmten Erinnerungen, welche zweifelsohne in ihm herumspuken, wiederzugeben: würde es die Fähigkeit dazu in sich getragen haben? In der Existenz bedrängt, ohne gestern, ohne morgen, wie die Gäste der Wälder diese zu lange bewohnend, um nicht deren Unabhängigkeit und Sorglosigkeit anzunehmen, steht es jeder geistigen Erweiterung, jedem spekulativen Vorgang der Intelligenz eben so fremd gegenüber, als es ihm abstoßend wäre, wollte es versuchen sich ihm zu unterwerfen. Denn sein Sinn geht nicht weiter als bis zu jener raubthierartigen List und Schlauheit, bis zu jener Verschlagenheit, von der gewisse Thiere ihm das Beispiel geben und deren es sich, ganz wie sie, bedient, um den Feind zu überlisten oder sich einer Beute zu bemächtigen.

II.

Wohl findet man bei ihm hie und da einige Balladen und Romanzen. Aber die wenigen Gesänge, die es sich grob aus seiner eigenen Sprache geschmiedet oder von anderen entlehnt hat, stehen nicht höher als noch ungeschickte Versuche, die nicht in die Reihen der Kunstwerke gehören. Um das Wort formen, um Verse schaffen zu können, ist ein gewisser Grad intellektueller Kultur vorauszusetzen. Um sich aber durch den Ton zum Ausdruck zu bringen, um zu singen, genügt die Inspiration, namentlich dann, wenn der Ton, der Gesang, das Wort entbehren kann. Gerade das liegt in dem Wesen der Instrumentalmusik. Sie ist unter allen Künsten diejenige, welche die Gefühle zum Ausdruck bringt, ohne ihnen eine direkte Anwendung zu geben, ohne sie mit der Allegorie der Thatsachen, wie die erzählende Dichtung, oder mit durch Personen darzustellen-

den Konflikten, wie das Drama der Bühne, zu umkleiden. Sie läßt die Leidenschaften in ihrem eigensten Wesen glänzen und schimmern, ohne sich zu vermessen, sie als wirkliche oder eingebildete Personifikationen darzustellen. Sie befreit sie von dem Laufe der Umstände, in deren Schoße sie sich langsam geformt haben wie ein kostbarer und funkelnder Diamant, um plötzlich — eine dem Dunkel enteilende Flamme — aufzuleuchten.

Die Instrumentalmusik als solche zieht die Erregung gleichsam heraus aus jedem positiv Gegebenen und giebt dieselbe durch den Ton wieder, ohne dabei ihre Ursache oder ihre Wirkung zu bezeichnen. Sie malt gleichsam nur in den Flammen ihrer eigenen Lebenskraft, die sie sprechen läßt, jede Ausbreitung über ihren geheimen Ursprung oder über ihre unbekannte Tragweite verschmähend.

Unter allen Künsten ist ebenfalls keine so sehr wie die Instrumentalmusik geeignet, die Leidenschaften gereinigt von ihren unedlen Schlacken und unheilvollen Verirrungen nur in ihrer feinsten Quintessenz, in ihrer höchsten Bewegung wiederzugeben, so daß sie sich in ihrem innersten Glanze manifestiren und unmittelbar dem Herzen entfließen, wie der rein duftende Saft der klaffenden Wunde eines Baumstammes.

Daß ein Volk, das sich in blutbesudeltem Schmutze dahingeschleppt, gerade diese und keine andere Kunst wählte, um die so lange in geheimes Schweigen vergrabenen primitiven Instinkte seines Wesens zu veredeln, scheint ganz natürlich. Fand es nicht in der Musik eine Sprache, in der es sich ohne die peinigende Anstrengung einer ermüdenden geistigen Arbeit den Freuden der Sinne hingeben und sich berauschen konnte in geistiger Lust? Wenn sein Bogen die Saiten strich, lehrte ihn die Inspiration selbst — ohne daß er sie gesucht — Rhythmen, Kadenzen, Modulationen, Melodien, Reden, Zwiegespräche. Dieser diskreten Kunst vertraute es sich, in diese räthselhafte Gießform warf es die Verherrlichung des Zaubers, der es von unseren Beschäftigungen fern hält, der es unsere Arbeiten verachten läßt, der es für alle unsere Lockungen unzugänglich erhält, es einzig und despotisch beherrscht. In seiner Musik offenbarte es den goldenen Strahl eines inneren Lichtes, das nur ihm

eigen ist und das die Welt, ohne dieses Volk, nie kennen gelernt, nie errathen haben würde. Es ließ dasselbe spielen und sich spiegeln in dem Zauberreiz einer wilden, phantastischen, dissonanzreichen, aber klangvoll vibrirenden Harmonie — einer Harmonie, die es aus einem Gemisch einander widerstreitender Konturen und unvermittelter Farben, durch plötzliche Wechsel und unvorhergesehene Metamorphosen schuf und Eindrücke hervorrief, die den hallucinirenden, den Genuß des Haschisch begleitenden Erscheinungen nicht unähnlich sind.

III.

Giebt man sich dem Gedanken hin, die noch zerstreuten Fragmente einer Instrumentalmusik der Zigeuner dereinst mit Einsicht in ihre Bedeutung und dabei mit einigem Verständnis für ihre Reihenfolge — was nothwendig ist, nicht nur wegen ihrer musikalischen Wirkung, sondern vor allem wegen ihres Gefühlsausdrucks, der die einem Volke erblichen und in Folge dessen seinen Charakter und seine Sitten bestimmenden Gesammtgefühle repräsentirt — gesammelt, geordnet und gedruckt zu sehen: so fühlt man sich nahezu autorisirt, einer solchen Sammlung den Namen „National-Epos" zu geben. Ja, wir stehen nicht an, obgleich wir weder zwei wesentlich verschiedene Dinge zu identificiren noch einen minutiösen und eigensinnigen Vergleich zwischen einem epischen Werk und einem musikalischen Cyklus zu ziehen gedenken, ihr auf unsere eigene Rechnung hin den Titel „Epos" zu geben, und zwar wegen der Analogie der Inspiration, die sich in allen Einzeltheilen kund giebt. Sie ist da wie dort eines: heroisch, geprägt mit dem Genie einer Rasse.

Das Epos besteht nicht nur aus der Erzählung einer gewissen Reihe von Thatsachen, nicht nur aus der Beschreibung einer gewissen Reihe von Gegenden, von Gewohnheiten und in gewissen Epochen zum Gebrauch kommenden Gegenständen. Diese Dichtungsart unterscheidet sich von andern besonders durch die Natur der Leidenschaften, von denen die handelnden Personen erregt sind. Jene sind meistens

spontan, absolut, gebieterisch. Ohne diese Eigenschaften würden die ihnen entspringenden Handlungen nicht diesen Stempel der Größe und diesen Reiz des Eingeborenen tragen, welcher niemals dem ersten poetischen Aufschwung der Völker fehlte. Die Musik der Zigeuner athmet nur Leidenschaft, nur spontane, absolute, gebieterische Gefühle, welche allerdings ohne die sie mit gewissen Personen verknüpfende und diese in ihren Entschlüssen und Reden enthüllende Erzählung auftreten. Diese Leidenschaften und diese Gefühle aber, indem sie sich in einer Kunst manifestiren, in der sie ohne Vermittelung der Erzählung und der Mythe sich formuliren können, sind darum nicht weniger absolut von gleicher Natur. Erhebt auch ihre also geartete Schilderung nicht den gleichen Anspruch an das fortgesetzt die Neugier spannende Interesse des Hörers, so erfüllt sie ihn nichts desto weniger mit demselben der Jugend der Nationen so theueren Enthusiasmus.

IV.

Hegel hat nicht Unrecht, wenn er dem Worte Epos mehr die Bedeutung des Zeitwortes sagen, als die des Hauptwortes Erzählung beilegt und unter der letzteren Bezeichnung sowohl die ersten poetischen Versuche und monumentalen Inschriften, als auch die gnomischen Sentenzen und Verse alter Autoren — oft so alt, daß sie unbekannt und kaum mit traditionellen Namen versehen sind —, die primitiven Götter- und Weltenlehren u. s. w. zusammenfaßt. Die innerste Analogie der zwischen poetischen Werken dieser Art und dem Ganzen eines hervorragend nationalen Musikwerkes bestehenden Inspiration können wir nicht besser begreiflich machen als durch ein wortgetreues Citiren des Philosophen. Warum auch mit andern Worten auszusprechen versuchen, was er vollkommen ausgedrückt hat, namentlich da die Form, welche er seinem Gedanken gab, genau mit dem Sinne des unsrigen übereinstimmt? Er sagt[1]:

---

1) Ästhetik, Band III., Seite 322. — Dem hier folgenden und in dieser deutschen Ausgabe wortgetreuen Citate Hegel's glaube ich die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß der Autor der »Bohémiens« die französische Übersetzung von Ch. Bénard zur Grundlage seiner Diskussion genommen hat. L. Ramann.

„Als solch eine ursprüngliche Totalität ist das epische Werk der Sage das Buch, die Bibel eines Volkes, und jede große und bedeutende Nation hat dergleichen absolut erste Bücher, in denen das, was ihr ursprünglicher Geist ist, ausgesprochen wird. Insofern sind diese Denkmäler nichts Geringeres als die eigentlichen Grundlagen für das Bewußtsein eines Volkes, und es würde interessant sein, eine Sammlung solcher epischen Bibeln zu veranstalten. Denn die Reihe der Epopöen, wenn sie kein späteres Kunststück sind, würde uns eine Gallerie der Volksgeister zeigen. — Doch haben nicht alle Bibeln die poetische Form von Epopöen.

„Indem nun im eigentlichen Epos das naive Bewußtsein einer Nation zum erstenmale in poetischer Weise sich ausspricht, so fällt das echte epische Gedicht wesentlich in die Mittelzeit, in welcher ein Volk zwar aus der Dumpfheit erwacht und der Geist soweit schon in sich erstarkt ist, seine eigene Welt zu produciren und in ihr sich heimisch zu fühlen, umgekehrt aber alles, was später festes religiöses Dogma oder bürgerliches und moralisches Gesetz wird, noch ganz lebendige, von dem einzelnen Individuum als solchem unabgetrennte Gesinnung bleibt und auch Wille und Empfindung sich noch nicht von einander geschieden haben.

„Dabei müßten wir uns aber nicht etwa die Sache so vorstellen, als ob ein Volk in seiner heroischen Zeit als solcher, der Heimat seines Epos, schon die Kunst besitze, sich selber poetisch schildern zu können; denn etwas anderes ist eine an sich in ihrem wirklichen Dasein poetische Nationalität, etwas anderes die Poesie als das vorstellende Bewußtsein von poetischen Stoffen und als künstlerische Darstellung solch einer Welt. Das Bedürfniß sich darin als Vorstellung zu ergehen, die Bildung der Kunst tritt nothwendig später auf als das Leben und der Geist selbst.

„Dieser Trennung zum Trotz muß dennoch zugleich ein enger Zusammenhang zwischen dem Dichter und seinem Stoffe übrig sein. Der Dichter muß noch ganz in diesen Verhältnissen, diesen Anschauungsweisen, diesem Glauben stehen und nur das poetische Bewußtsein, die Kunst der Darstellung zu dem Gegenstande hin-

zuzubringen nöthig haben, der noch seine substantielle Wirklichkeit ausmacht.“

Weiter unten fügt Hegel hinzu [1]):

„Die Verhältnisse des sittlichen Lebens, der Zusammenhalt der Familie, sowie des Volkes als ganzer Nation in Krieg und Frieden müssen sich eingefunden, gemacht und entwickelt haben, umgekehrt aber noch nicht zu der Form allgemeiner, auch ohne die lebendige subjektive Besonderheit der Individuen für sich gültiger Satzungen, Pflichten und Gesetze gediehen sein, welche sich auch gegen das individuelle Wollen festzuhalten die Kraft besitzen. Der Sinn des Rechts und der Billigkeit, die Sitte, das Gemüth, der Charakter muß im Gegentheil als ihr alleiniger Ursprung und ihre Stütze erscheinen, so daß noch kein Verstand sie in Form prosaischer Wirklichkeit dem Herzen, der individuellen Gesinnung und Leidenschaft gegenüber zu stellen und zu befestigen vermag.“

„Nun giebt es aber zweierlei Arten nationaler Wirklichkeit. Erstens eine ganz positive Welt speciellster Gebräuche gerade dieses einzelnen Volkes, in dieser bestimmten Zeit, bei dieser geographischen und klimatischen Lage, diesen Flüssen, Bergen, Wäldern und Naturumgebung überhaupt. Zweitens die nationale Substanz des geistigen Bewußtseins in Ansehung auf Religion, Familie, Gemeinwesen u. s. f. Soll ein ursprüngliches Epos nun, wie wir es forderten, die dauernd gültige Bibel, das Volksbuch sein und bleiben, so wird das Positive der vergangenen Wirklichkeit auf ein fortwirkend lebendiges Interesse nur insofern Anspruch machen können, als die positiven Charakterzüge in einem inneren Zusammenhange mit jenen eigentlich substantiellen Seiten und Richtungen des nationalen Daseins stehen. Denn sonst wird das Positive ganz zufällig und gleichgültig.“

---

1) A. a. O. Band III., Seite 341.

V.

In diesem Sinne kann die musikalische Epopöe Saga, Buch eines Volkes werden, vorausgesetzt, daß dieses Buch die tiefe Quelle bildet, aus der das Volk das Bewußtsein seiner selbst schöpft, daß es jenem lebendigen und nationalen Gedanken entströmt, der die Glieder des Volkes in dem Unbewußtsein ihrer selbst, in jenem socialen Zustande charakterisirt, in welchem Wille und Gefühl noch ineinander fließen, das sittliche Leben noch nicht zu der Form von Principien, Pflichten und Gesetzen vorgedrungen ist, die Besonderheit und die Individualität noch fehlt und noch kein abstrakter Verstand die Rechte des Herzens unter eine positive und prosaische Form gebeugt hat. Oder — da nicht alle Saga die poetische Form der Epopöe trägt — wäre eine andere Form ohne Worte geeigneter als die Instrumentalmusik zu dem Buche eines Volkes gewesen, das jede positive und materiale Seite der Nationalität, das jedes Dogma, jeden Kultus, das die Gesetze, den Boden, das Vaterland, das Eigenthumsrecht jeder Art zurückweist, um nichts als die rein geistige Seite zu beachten, nämlich seine hundertjährigen und unverwischbaren Instinkte, seine excentrischen Leidenschaften, seine seltsamen Neigungen, seinen beharrlichen Widerstand gegen alles, was den Reiz socialer Existenzen ausmacht?

Ebenso wie die Zigeuner alle Charakterzüge, deren verschiedene Mischungen die Ähnlichkeit der modernen Rassen untereinander konstituiren, verschmäht haben und trotzdem ein bestimmtes Volk, begabt mit einer wunderbaren Lebensfähigkeit, bilden, ebenso haben sie das Bedürfnis nach ihrem Buch empfunden, trotzdem sie es sich weder vorzustellen wußten noch sich vorstellen konnten. Und obgleich sie noch weniger Thatsachen, die ihr Gedächtnis behalten, oder auch erdachte, symbolische Erzählungen sich zu erzählen vermochten, wußten sie zu singen anstatt zu sprechen! Ihre von Erzählungen, Thatsachen, Ereignissen, Personen und nationalen Typen losgelösten Gesänge bilden nichts desto weniger ein Epos: denn sie geben nur

solche Leidenschaften, Erregungen und Eindrücke wieder, die ihnen Allen gemein und so national sind, daß sie ausschließlich diesem Volke gehören, ja ihm allein gehören. Sie sind sein und keines anderen Eigenthum — sicher seines, nur seines!

VI.

Wenn nach aufmerksamer Prüfung eines Kunstmonumentes sich in seiner Struktur eine unzweideutige Originalität und in den Gefühlen, denen es entsprang, eine augenscheinliche Verwandtschaft mit Aspirationen höherer Gattung erkennen läßt, so fragt man sich sogleich: worin diese Originalität bestehe und welches die Quelle und die letzte Formel dieser Gefühle sei. In dem gegenwärtigen Falle dürften diese Fragen ein um so größeres Interesse in sich tragen, als ihre Beantwortung nicht derart ist, daß sie sich dem Geist sofort darbietet. Sie setzt Vorstudien und die Geduld voraus, der Lösung einiger anderer Probleme, von denen jene Fragen untrennbar sind, nachgespürt zu haben; sonst dürfte selbst jeder Versuch sie zu finden fruchtlos bleiben.

Durch eine bizarre Anomalie liegt in den Rommys — das ist der Name, den die Zigeuner in ihrer Sprache sich selbst geben — ein Konservirungs- und Lebensprincip von überraschender Energie, die um so überraschender ist, als dieselben sich gleichsam weigern einen Theil der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Wie wäre es bei diesem Widerspruch auch möglich, ihre Kunst je begreifen zu können, wollte man nicht wenigstens einen Versuch wagen die Beziehungen zu entdecken, welche zwischen dem Charakter ihrer Gefühle und dem ihrer Gesänge vorhanden sein müssen, selbst wenn sie anfangs jeder Forschung sich zu entziehen scheinen — wollte man nicht vor allem nach der geheimen Korrespondenz suchen, die zwischen den anscheinend verworfenen Individualitäten, ihren bis zur Bestialität brutalen Sitten einerseits und andererseits ihren Gesängen voll stolzen Trotzes, voll tiefen Schmerzes und einer Grazie liegt, die nur aus der Würdigung des Schönen sich schaffen kann, nicht zu enträthseln trachten, wodurch und durch welche Verbindung von Ideen

und Instinkten diese von unserer großen Familie abgetrennten Glieder so unzugänglich für alle Verschmelzung der Interessen und der Gefühle mit den verfeinerteren Nationen bleiben, inmitten deren sie seit Jahrhunderten leben?

VII.

Ohne einen plausiblen Grund anzugeben, haben die Zigeuner mit überraschendem Eigensinn ebensowohl der Verlockung, am Glücke begünstigter Nationen Theil zu nehmen, als auch der Schwäche widerstanden, einen Tropfen fremden Blutes in dem ihrigen aufzunehmen. Diese letzte Thatsache beweist die Reinheit ihres Typus, welcher genau mit den Beschreibungen übereinstimmt, welche zur Zeit ihres ersten Auftauchens unter uns von ihnen gemacht wurden [1]. Sie schieden alles aus, was nicht zu ihrer Rasse gehört. Kam es vor, daß Zigeunerinnen sich mit anderen Rassen mischten oder fremde Kinder stahlen und als eigene auferzogen, so durften diese Sprößlinge niemals Häupter in dem Lager und unter dem Zelte des Zigeuners sein. Andererseits wieder haben sie nie, selbst nicht inmitten der Entbehrungen, namenlosen Leiden und unmenschlichen Verfolgungen, die sie zu ertragen hatten, einen berühmten Renegaten, einen glücklichen Abtrünnigen gehabt. Nie, daß einer unter ihnen gewesen wäre, der die Seinigen mit Eklat verleugnet, der ihrer Schande entsagt, ihr Andenken zurückgestoßen, ihre Lager geflohen, ihre Lumpen verachtet, ihren Hunger verflucht hätte, um ein feig erkauftes Wohlleben zu genießen oder ein Bekenntnis anzunehmen, zu dem sich seine Vorfahren nicht bekannten, oder auch um sich von einem höheren Glauben durchdringen zu lassen und sich mit einer Liebe zu identificiren, die über aller Nationalität stehend das ganze Menschengeschlecht in ihrem unendlichen Erbarmen umfaßt.

Um sich jedoch vollständig Rechenschaft über das Außergewöhnliche der seltsamen und in ihrer Seltsamkeit so ausdauernden Existenz der Zigeuner geben zu können, die im vierzehnten Jahr-

---

1) Siehe Borrow.

hundert kleinen Schrittes und mit schwachem Geräusche so unbemerkt nach Europa kamen, daß es schien, als seien sie aus der Erde heraufgestiegen — denn nur mit äußerster Mühe lassen sich die wirren Spuren ihres ersten Erscheinens wiederfinden und kaum, daß die Länder nachzuweisen sind, die sie verließen, um, ausgehend von Ungarn, sich bei uns einzuführen —: so darf man nur ihre Subsidien mit denen eines andern Volkes vergleichen, das sich ebenfalls ohne Vaterland, ohne Zufluchtsstätte, ohne Gastfreundschaft in Europa mit einer Ausdauer erhalten hat, die an das Wunderbare streift. Dann wird man sehen, daß die Rommys stets in noch mißgünstigeren Verhältnissen gelebt haben, und — wenn möglich — wird man noch mehr erstaunen, daß ein Volk mit so elenden Chancen fortbestehen konnte. Die Zigeuner haben sich Jahrhunderte lang unter so auflösenden Bedingungen erhalten, daß keine andere Rasse ihnen auch nur mehrere Generationen hindurch widerstanden hätte — und das alles ohne irgend eine Erinnerung, ohne irgend eine Hoffnung, ohne ein Vaterland! Und dennoch und trotzdem sie sich immer mehr zerstreuten, vertheilten, so zu sagen zerbröckelten, hat nie ein Zigeuner den Glauben, das Denken, das Thun der Christen angenommen, wie es häufig in den Familien anderer Geächteter Beispiele giebt, von denen mehr als ein Individuum ein Oberhaupt unter seinen Bedrückern ward und erröthend über seine Geburt sich einen glänzenden Namen schuf.

Die Israeliten.

I.

Auch diese anderen Geächteten irrten von Land zu Land, bald ertragen, bald verjagt, bald geschützt, bald verfolgt, immer einig, ja mehr und mehr verschmolzen zu einer festen Masse voll hartnäckigen Widerstrebens gegen die Lehren eines anderen als ihres Dogmas, gegen die Wohlthaten eines anderen als ihres Gesetzes; denn sie besitzen das erste der Dogmen, das erste der Gesetze! Das eine ist unbeugsam, das andere unerbittlich! . . . . . Wie einfach erscheint doch das Schauspiel, welches die jüdische Nation unseren Blicken darbietet, neben dem Dasein der Zigeuner, das, wenn man darüber nachdenkt, nahezu unbegreiflich ist! Wie scheint es leicht, bei einem Volke, das sich selbst „das Volk Gottes" nennt, die Ursachen darzulegen, die es zu einem so stark verbundenen Ganzen gemacht haben — Ursachen, von denen keine für die Zigeuner vorhanden ist!

Es ist wahr — die Israeliten wurden bis zum XIX. Jahrhundert wie eine vom Fluch getroffene Nation behandelt: Schmach, Kränkung, Beleidigung, Schimpf ergoß man stromweise über sie. Aber sie zahlten die Schmach heim mit Haß, die Kränkung mit Groll, die Beleidigung mit Bösem, den Schimpf mit Rache. Den ihnen von der christlichen Civilisation eingeräumten Platz nahmen sie an, behielten sich aber vor, denselben in verpestete Stätten, in einen Herd des Unglücks und des Jammers zu verwandeln, von dem aus sich über ihre Bedrücker ein ansteckender Aussatz, ein Elend verbreitete, das nicht zu nennen, nicht aufzuspüren, nicht zu ergreifen war und demohngeachtet bis in die Lebensfasern ihrer Konstitution

einzudringen vermochte. Vertrieb man sie dann — oft zu spät — aus ihren ansteckenden Winkeln, wo sie die für ihre Verfolger und Hintergangenen so verderblichen Schätze angesammelt hatten, dann zogen sie weiter und trugen zu anderen Nationen denselben mit Honig bestrichenen Zorn, dieselbe heuchlerische Verachtung, dasselbe unversöhnliche Vorhaben.

Überall, wo sie sich auch niederließen, begnügten sie sich nicht damit, ihre Nahrung aus dem Boden und auf Kosten der dürftigen Bewohner zu ziehen; schien es doch, als athmeten sie nur darum ihre Luft, als fänden sie nur darum Geschmack an ihrem Brod, Erfrischung an ihren saftigen Früchten, Erheiterung an ihren kräftigen Getränken, um die Wissenschaft einer fatalen Oberherrschaft über diejenigen zu erringen, welche sie innerhalb ihrer Grenzen aufgenommen hatten. Mit einem heiligen Muthe, aber unter dem Scheine der Feigheit, hielten sie unerschütterlich fest an ihrem von den Christen verwünschten Kultus, an ihren verlästerten Ritualen, an ihren Gebeten und Gebräuchen, trotzdem sie Gegenstand der Verhöhnung, des Spottes und der Verunglimpfung waren; ja selbst an der ihnen Beleidigungen zuziehenden Tracht hielten sie fest — an der hohen Mütze oder den Leinwandfetzen, als wären sie Abzeichen ehrender Beschimpfung. Von ihren Wirthen verachtet und doch gefürchtet und gesucht, vergalten sie deren einfältige Geißelungen des Schimpfes und des Grausens, der Verleumdung und der Indignation mit dem Stolz auf ihr ruhmvolles Erbgut und ihre Vergangenheit, mit einer alle Grenzen überströmenden ebenso vielgestaltigen, wie farbenreichen Hoffnung, mit einem vernünftigen Glauben von strenger Schönheit, der sich auf einen Gesetzescodex stützte, dem wohl eine nur beschränkte, aber auch um so konsequentere, festere und ausdauerndere sociale Organisation entsprang!

Voll blinden Gehorsams gegen absolute und bewegungslose Gebote, aber von so überraschendem Gefüge, solchem Alter, daß sie das herrliche Exemplar einer vorsündfluthlichen versteinerten Moral zu bilden scheinen, blieben die Israeliten, trotz der beispiellosen Lüsternheit ihrer verschiedenen Leidenschaften, ein Vorbild tausendfacher Uneigennützigkeit, trotz der Beweglichkeit ihrer aktiven Natur,

ein unbewegliches Monument, das von den Stürmen und Gewittern eines ungereimten Fanatismus mit Erbitterung gepeitscht, von den bitteren Wogen populären Abscheus geschlagen, von dem verzehrenden Blitze königlicher Habgier oft ergriffen wurde, ohne daß diese vielen gegen sie verbündeten Elemente jemals Macht über sie gewonnen, ohne daß dieselben ihre wunderbare Lebensfähigkeit geschwächt, ihre Nationalität je heruntergestimmt hätten! Die organische Kraft dieser seltsamen Rasse wußte unverbundene Wunden zu heilen, verdorrte Zweige frisch ergrünen zu lassen, abgeschnittene Glieder neu zu treiben — sie verdoppelte die erschöpften Kräfte und schloß geöffnete Adern.

II.

Warum auch sollten die Israeliten es leugnen, warum sollte es überhaupt geleugnet werden, daß die Christen sie mit Beleidigungen getränkt und mit Herausforderungen gesättigt haben? Je größer ihre Erniedrigung war, je länger sie diese ertrugen, je tiefer sich die Geißeln, mit denen man sie von Ufer zu Ufer jagte, in ihr wundes Fleisch eingruben: desto bewundernswerther ist die Ausdauer, mit der sie sich zu ihrem Gotte, ihrem Gesetze — ihrem Messias, ihrer Hoffnung und der unsterblichen Wahrheit ihres Princips bekannten. Niemals wurde ihr Lebensmark von der Schwäche des Skepticismus berührt.

An dem Tage ihrer tiefsten Demüthigung verfluchten sie die Apostaten und belegten die Häretiker mit ihrem Banne, als regiere ihr Dogma die Staaten. Mit derselben Großartigkeit haben sie — schadend, um zu bestehen, sich bereichernd, um zu schaden — Hilfsmittel erfunden, deren geniale Fruchtbarkeit an das Wunder streift. Denn in ihren Augen ist es eine heilige Sache, ein glorreiches Werk den Feind zu schwächen, zu vermindern und zu verringern, — sie sind das Volk Gottes und folglich ihre Feinde die Feinde Gottes, ihres Gottes, der Erde und Himmel geschaffen hat! Um ihren Feinden, d. i. den Feinden Gottes zu schaden, entwickelten und schärften sie ihren Geist so ausschließlich, daß sie ihre physischen Kräfte vernachlässigten und es nicht versuchten der Armseligkeit ihres Körpers

aufzuhelfen. Diese von allen Vortheilen der christlichen Gesellschaft Ausgeschlossenen nahmen sofort wahr, daß, besäße ihr Arm selbst die Athletenkraft eines Simson, sie darum doch vergeblich auf einem Boden gekämpft haben würden, der nicht ihr eigen war und den sie nicht gewürdigt hatten, Wurzel in ihm zu fassen.

Die Juden haben in dem übermenschlichen Kampfe, da sie an dem Übernatürlichen einen Bundesgenossen zu haben glauben, sofort auf Tapferkeit verzichtet, um im Namen ihrer Intelligenz den Muth der Christen zu verschmähen, die Verachtung verachtend, mit der diese auf ihren Kleinmuth, sowie auf ihre Habgier herabsahen — zwei Laster, welche sie zu ihrem Vortheil in zwei Tugenden umzuwandeln verstanden. Sie acceptirten alle Unannehmlichkeiten materieller Entnervung, schmiegten und bückten sich, krochen und ließen sich mit Füßen treten. Aber je schlimmer man es mit ihnen trieb, je mehr man sie als ein gerechter, billiger und gesetzlicher Weise den wilden Grausamkeiten der Menge gewidmetes Opfer quälte, je mehr die Überzeugung einer verkannten moralischen Suprematie in ihnen laut wurde: desto mehr glaubten sie sich im Rechte, auf ihre unerbittlichen Henker die Verwünschungen des Gottes Zebaoth, des Gottes der himmlischen Heerscharen, herabzurufen: des Gottes, der sie aus dem Lande der Sklaverei geführt und ihnen erlaubt hatte goldene und silberne Gefäße ihrer im Rothen Meer von ihm ersäuften Unterjocher mitfortzutragen! Je mehr sie verspottet wurden — ehemals mit einem glühenden Eisen in der Hand, später mit einem undefinirbaren Lächeln auf den Lippen —, desto mehr schlürften sie den Sarkasmus ein, um an ihm ihr Recht des Hasses und der Ausbeutung gegen den Mächtigeren zu mehren und zu stärken.

Der polnische Jude, der noch heutigentags seinen Rücken dem Zorn des Vornehmen mit dem Zurufe darbietet: „Schlage, schlage!“ aber dabei leise hinzufügt: „Du wirst es mir zahlen in schönem klingendem Kontant“, gehorcht nur dem traditionellen Principe seines Volkes, das nach seiner Exegese und ausgehend von seinen religiösen Doktrinen, den Schaden erlaubt und autorisirt, der dem Feinde, durch welches Mittel es auch sei, sei es List oder Gewalt, zugefügt werden kann. Kraft dieses Dogmas verarmten sie

diejenigen, welche sie unterdrückten, spielten sie mit denen, die sie erniedrigten: denn sie betrachteten sie als Heiden! Als solche sahen sie auch ehedem die Philister, die Ammoniter, die Midianiter, die Amalekiter an, diese Götzendiener und von dem Herrn Verstoßenen, diese geborenen Feinde, bestimmt früher oder später ihre Beute zu werden, die zu täuschen, zu erdrosseln und auszusaugen ihnen nicht nur gerecht erschien, sondern auch lobenswerth. „Zahn um Zahn" hatte Moses gesagt — „Haß um Haß" wiederholen sie noch im Grunde ihres verbitterten Herzens, das Leid der Heimzahlung zu den Zinsen ihres Wuchers schlagend.

Die Juden durchschauten schnell, daß, um die Lebenskräfte einer autonomen Gesellschaft zu absorbiren, es genüge, sich mit den tausend Fasern der Parasitengewächse an sie zu hängen. Mit dem Genie der Leidenschaft gaben sie die Ansprüche auf Kraft auf und bewaffneten sich mit Schwäche, um auf dem beweglichen Boden des Handels und der Industrie Fuß fassen zu können. Überdies werden sie niemals von den Schriftgelehrten, von den die Propheten lesenden und durchdenkenden Interpreten der Thora und räthselhaften Enthüllern ihrer geheimnisvollen Bestimmung, das Recht zugesprochen erhalten auf einer fremden Erde die Hand an den Pflug zu legen. Dafür hätten sie ihrer phantastischen Zukunft unter einem Messias entsagen müssen, der eines Tages ihrem Strafgericht alle Nationen und ihrer Sättigung alle Güter der Erde überliefern werde, vorausgesetzt, daß sie nie weder den Weizen noch den Weinstock in einen anderen Boden gesäet und gepflanzt als in den Boden ihres Landes der Verheißung — dieses symbolischen Landes, welches die himmlische Heimat verkündet! . . . Demnach mußte es für sie hundertmal leichter sein dem Leben als der Hoffnung auf diesen Erlöser zu entsagen, der nach ihren Rabbinern, ihren Lehrern, Allen die Verzeihung gewähren wird — selbst dem Flüchtigen, dem Abtrünnigen, der Sünderin —, wenn sie diese Hoffnung unberührt im Herzen getragen, während sie den, der sie verloren, mit der ewigen Gehenna bedrohen.

III.

Die Christen haben von allem Anfange an und überall den Söhnen jener verblendeten Menge, die einst Christus getödtet, den Grundbesitz verweigert. Als jedoch die Stunde schlug, in welcher die christliche Barmherzigkeit, entführt wie eine schlecht behütete Priesterin, travestirt wie eine mit dem bunten Flitter der Buhlerinnen behangene Jungfrau, auf einen Moment Namen und Wesen wechselte und sich Philosophie des XVIII. Jahrhunderts, Demokratie des XIX. nannte: boten die modernen Gesetze den Juden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Sie boten ihrer weißen, weichen, abgemagerten Hand, ihren gebogenen, durch Kupfer und Silber elektrisirten Fingern an, das Pflugeisen über die fruchtbarsten Ebenen zu ziehen, die Hippe der Weinlesenden an den lachendsten Abhängen zu gebrauchen. Diese kauften das Feld und den Weinberg, hüteten sich aber, wie vor Feuer, die Hand an sie zu legen, sie mit den Fingern zu berühren, die an feinere, delikatere Aufgaben gewöhnt den Diamant, das Gold, leichte und doch ganze Königreiche geltende Papiere wogen und dabei die großen rostigen Münzen ihrer wucherischen Zinsen zählten, so daß die Volkslegende ihr Schicksal in der Mythe vom Ewigen Juden verkörpert hat, der innerlich gehetzt, immer aufrecht, immer traurig, immer rastlos, immer entblößt und immer fruchtbar an Hilfsquellen niemals Aufnahme an einer gastlichen Schwelle findet und niemals des Münzsymbols entbehrt, das die Gastfreundschaft, ja selbst die Macht erkauft: denn indem sie immer darnach streben das Geld zu monopolisiren, enden sie mit dem wucherischen Ansichreißen der Herrschaft.

Die Hebräer haben jedoch die Erinnerungen an ihre tausendjährige Geschichte, an ihr verheißenes, gegebenes, gewonnenes und wieder verlorenes Vaterland zu gut bewahrt, um nicht eine stille Vorliebe für ihre alten ackerbauenden Gewohnheiten noch in sich zu tragen. Und dieses Volk, ein ewiger Wanderer, ewig fliehend, weil ewig verfolgt, immer die Auswanderung der Umwandlung vorziehend, ist nichts desto weniger von seßhafter Natur. Es verleugnet nicht seinen Ursprung. Es erinnert sich zu den Zeiten Abrahams

und Isaaks Hirte, zu den Zeiten Jakobs Arbeiter gewesen zu sein, im Lande Mizraïm das Brod seiner eigenen Saat gegessen zu haben. Es vergißt nicht, daß das einst an die zwölf Stämme vertheilte Palästina diese mit dem reinsten Weizen gespeist, mit dem süßesten Wein getränkt hatte, daß es zu den Zeiten Davids und Salomos das schönste der Königreiche war. Vor allem vergißt es nicht, daß es dorthin zurückkommen soll: denn an ihm ist es, zurückzukehren und sich seine Fülle zurückzugewinnen, aus ihm den balsamischen Garten zu machen — das blühende Land, den erquickenden Ort, die paradiesische Erinnerung des ganzen Globus. Für den Juden aber ist es kein Fest, wie für den Zigeuner, die zerfransten Wände seiner Zelte abzubrechen, anderswo ein gleiches Geschick zu suchen — dieses für beide unvermeidliche Los. Von selbst verläßt er keine Gegend, so lange auch nur ein Korn daselbst zu kaufen und zu verkaufen, ein Kupferpfennig zu erraffen ist, so lange ein Tropfen Blut in einen Tropfen Branntwein umzusetzen bleibt — den Herden gleich, die einen Weideplatz nicht eher verlassen, als bis auf seiner kahlen Fläche auch kein Gras mehr zu finden ist. Aber was gegenüber dem Israeliten unsere Bewunderung erweckt, ist: daß ihr Princip ihren Instinkt beherrscht, dem sie nur dann nachgeben, wenn er sich mit jenem vereinigt.

Eine Art Furcht und abergläubischer Schrecken wird sie immer daran verhindern, den wohlthätigen Pflug in ein Feld zu senken, das nicht ihr Erbtheil ist. Die Furcht in eine Falle zu gerathen, an der Leimruthe einer schwarzen, fetten Erde hängen zu bleiben, gottlose Wurzeln zu treiben und so durch ein bereits so schwer auf ihren Häuptern lastendes himmlisches Strafgericht für immer an einen fremden Boden gefesselt zu sein, hält sie davon ab, auch nur zu wagen sich auf einem solchen heimisch zu fühlen, eine andere Erde als die ihrige zu bebauen, Früchte einer andern Zone zu ernten, einen unreinen Boden mit ihrem Schweiß zu begießen und von der Fruchtbarkeit eines Landes zu genießen, das zu verfluchen ihnen Pflicht ist. — Demungeachtet beeilten sie sich, als ihnen die Erlaubnis zu besitzen octroirt wurde, aus dieser Erlaubnis Nutzen zu ziehen; sie ließen zu ihrem Profit arbeiten und ihre Bezahlten furchten

die gutgewählten Äcker. Doch blieb dieses, summa summarum, bei seltenen und kurzen Versuchen. Der Erdboden, dieser natürliche Reichthum der Menschheit, diese direkte Gottesgabe, bereitet dem ihn kultivirenden und liebenden Menschen die substantiellste Nahrung für sein Blut, die belebendsten Getränke für seine kräftigen und müden Glieder, gesunde Luft für seine Lungen, reine Leinen und feine Wollen zur Kleidung, das süßeste Dasein seinem Empfinden, das glücklichste Dach seiner Familie: aber den raschen Gewinn der Industrie, den enormen Profit des Handels — den giebt sie ihm nicht. Die Juden, die immer gewinnen und profitiren wollen, haben sich nirgends mit dem, was der Ackerbau bietet, begnügt. Die Vortheile, die er gewährt, sind ihnen zu langsam, zu mühsam, zu mäßig — zwei, drei Procent! das ist nur gut für Kinder, für Arme! Das Volk Gottes muß zwei, ja vierhundert Procent erhalten, um alle Unannehmlichkeiten pariren, einem kritischen Moment Front bieten zu können . . und noch hinreichend Metall zu besitzen zum Düpiren ihrer Beraubten!

Die Juden sind gerne an Orten, wo sie die traurige Bürde ihres oft scheinbaren, oft wirklichen Elendes bereits niedergelegt haben, doch immer unter der Bedingung, nur gleich Reisenden in einem Gasthaus daselbst zu weilen. Und selbst, wenn sie so lange an einem Ort waren, um wagen zu können Paläste dort zu bauen und dabei eine Pracht zu entfalten, die mehr als einmal die unserer Souveräne verdunkelt hat, so vergessen sie nie sich selbst gegenüber, daß die prächtigsten Dächer für sie nur Zelte sind, bis sie den anderen, den einst Abraham und seiner Nachkommenschaft von dem Herrn verheißenen Boden wieder erlangt haben. Sie feiern jährlich unter wirklichen und symbolischen Zelten den Auszug aus Ägypten, wobei sie periodisch über die neue Gefangenschaft stöhnen, deren zufälliger Glanz sie leicht verleiten könnte jenem Vaterlande zu entsagen, dem selbst Joseph nicht abschwur, als er im Lande der Pharaonen weilte, mächtig wie seine Könige, deren Gewalt und Person er vertrat —: ein Beispiel, das seine Nachkommen niemals vergaßen, weder als Staatsminister in Frankreich noch als Kabinetschef in England, ebensowenig als Erzmillionäre des engen Gäßchens

einer Stadt Deutschlands, wo eine Frau in ihren alten Tagen in einem schlechten Jargon, dem man andächtig wie einem pythagoreischen Orakel lauschte, sagen konnte: „Es wird keinen Krieg geben, denn mein Mann wird niemandem Geld geben".

Dahin, in jenes Land, das ihnen ihr Gott selbst zum ewigen Eigenthum überwiesen, in das er selbst sie dereinst geführt hat, jeden ihrer Rast- und Ruheplätze mit einem Wunder bezeichnend, — dahin glauben sie fest zurückzukehren, durch ein Wunder zurückzukehren, in dieses Judäa, das ehemals fruchtbar überfloß an Milch und Honig, herrliche Ernten zeitigte, wo köstliche Weinberge grünten, gekrönt von stolzen Cedern, durchduftet von berauschenden Tuberosen: in dieses Judäa, das jetzt steril für seine Eroberer eine Sklavin ist, die halsstarrig und stumm als treue Wittwe ihren legitimen Herrn beweint und des Trostes nicht begehrt![1])

---

1) Wir können uns nicht versagen hier das herrliche „Zionslied" wiederzugeben, welches dem XII. Jahrhundert angehört. Tausend Jahre nach der Zerstreuung der Juden geschrieben ist es noch immer, wie damals, der Ausdruck ihrer innersten Gefühle. Die hier folgende Übersetzung wurde vor einigen Jahren zum Gebrauch für Israeliten in Deutschland, die ihr Hebräisch vernachlässigt, veröffentlicht und lautet:

O Zion, grüßest du die Deinen nicht,
Die einsam trauern in der Knechtschaft Banden?
Der Herde Rest, die einst in deinem Licht
Geweilt, in deinen schönen Friedenslanden?
Von Ost und West, von Süd und Nord,
Von nah und fern grüßt dich ihr Wort —
Wie weit auch sie der harte Feind zerstreue,
Dich grüßt der Liebe Wort, das Wort der Treue!

Doch selbst in Fesseln hofft dein Treuer noch,
Wenn auch, wie Hermons Thau, die Thränen fließen!
O diese Thränen, könnte ich sie doch
Auf deine Hügel, du mein Land, ergießen!
Ach, wie ein finstres Nachtlied klingt,
Was jetzt aus meiner Seele dringt —
Doch seh' im Traum ich groß und frei dich wieder,
Werd' ich zur Harfe deiner Jubellieder!

Wie mich Erinn'rung schmerzvoll übermannt,
Verweilt mein Geist an jenem sel'gen Orte,
Wo Gottes Größe sichtbar vor dir stand,
Und aufgeschlossen war des Himmels Pforte!
O daß dort Jammer tönt und Qual,
Wo einst geflammt der Gottheit Strahl,
Von deinem Berge leuchtend in die Ferne,
Hell überglänzend Sonne, Mond und Sterne!

IV.

Wie kann es da Wunder nehmen, wenn diese edlen Enterbten, diese von ihrem Herrn Verstoßenen, diese Überwundenen und niemals Besiegten auch in keinem Moment ihrer hundertjährigen Wanderungen ihrer Liebe für dieses geheiligte Palästina abgeschworen

---

Wo Gottes Geist sich auf dein Volk ergoß,
O könnt' ich dort mein Herz vor dir ergießen!
Du Thron der Macht, so königlich und groß,
Darf Sklavenhochmuth deiner Pracht genießen?
O trüge mich ein Flügel hin,
Wo deinen Sehern Gott erschien!
Könnt' ich doch einsam irren dort und klagen,
Könnt' ich dort träumen von vergang'nen Tagen!

Dort würde ich in meiner tiefen Pein
Auf deine Erde mit dem Antlitz fallen,
Und pressen meine Stirn an deinen Stein,
Und küssen noch den Staub von deinen Hallen!
Könnt' stützen ich den Wanderstab
Auf Hebron, aller Gräber Grab,
Mit meinen Thränen das Gebirg befeuchten,
Wo deine Lehrer ruh'n und deine Leuchten!

Mehr als des Äthers Reich, der Geister Heim,
Sehn' ich mich, dich, du heilig Land, zu schauen!
Dein Strom ist theurer mir als Honigseim,
Mehr als Gewürz der Staub von deinen Auen.
Ich wollte nackt und elend steh'n
Auf deinem Grund, — den Ort zu seh'n,
Wo deine Lade birgt der Schoß der Erde, —
Auf daß das Heil'ge nicht entheiligt werde!

Dort risse ich den Schmuck von meinem Haupt
Und streut' ihn weinend hin auf deine Grüfte,
Und jenem Tag, der deine Pracht geraubt,
Rief' ich Verwünschung in die weiten Lüfte!
Wie freute Speise mich und Trank,
Da Löwenkraft durch Hunde sank?
Mich schreckt der Tag — ich hör' die Raben kreischen,
Die deiner Adler Leichname zerfleischen. —

Halt ein! Halt ein! Bald ist er übervoll,
Der Kelch des Weh's, — laß mich nur einmal rasten!
Nur kurze Ruh! Dann duld' ich, was ich soll,
Dann trage weiter ich der Leiden Lasten!
Sieh', meine Thränen rinnen noch!
O laß mich einsam sinnen noch —
Ahala und Ahaliba gedenken, —
Dann magst du mich mit deiner Hefe tränken!

haben! .... Mit einer Charakterstärke, die nie ihre Größe verleugnet, verschlossen sie Augen und Ohren allen Freuden, die ihnen ein fremder Himmel, fremde Freundschaften, eine ihnen nicht gehörende

---

O Zion! Du geschmückt mit einz'ger Pracht,
Wach auf, wach' auf! Gedenke deiner Lieben!
Sie denken dein in ihres Elends Nacht,
Sie sind in Feindes Land dir treu geblieben!
Sie schmerzt dein Weh, sie freut dein Glück,
Stets blickt ihr Geist zu dir zurück, —
Und steh'n sie da in Andacht tief verloren,
So neigen sie ihr Haupt nach deinen Thoren.

Sie denken dein, versprengt in fremdes Reich,
Sie sehnen sich nach deinen heil'gen Palmen, —
O kommt dir Babel und Ägypten gleich?
Wer mißt mit deinen Sängern sich und Psalmen?
Was ist ihr Tand, ihr eitler Rauch
Vor deiner Seher Gotteshauch?
Sie schwinden! Todesgluth wird sie verzehren,
Du aber, Sitz des Herrn, wirst ewig währen!

O glücklich der Erkorne, der einst steht
Voll Lust in deinen neugeweihten Hallen,
Wenn über dir in stolzer Majestät
Der Morgen glänzt und Freudenlieder schallen!
Wenn du verjüngt und stolz und stark
Dastehst mit frischem Lebensmark,
Wenn gnädig dich erhebt und deine Kinder
Der Geist des Herrn, des Todes Überwinder!

Welche Kraft des Gefühls, welche Gewalt des Ausdrucks noch in dem Lande des Exils, weit fort von den materiellen Erinnerungen des Vaterlandes! Als die Römer Griechenland erobert hatten, das sie ganz anders schonten, als dieses Syrien, von nun an der Korruption geweiht, — denn der Parthenon wurde nicht, wie der Tempel Jerusalems, der Erde gleich gemacht und vor den Thoren Athens errichteten sie nicht, wie vor denen Jerusalems, das Bildnis eines unreinen Thieres —, beschäftigten sich die Griechen nichts desto weniger mit der Erhaltung der Hauptwerke ihrer Literatur, die sich ein Asyl in den Bibliotheken Alexandrias suchten. Lebten bei ihnen die Oden Pindar's fort, wie bei jenen die Psalmen David's? Und Hesiod — fand er in seinem Volke, fünfundzwanzig, dreißig und vierzig Jahrhunderte nach ihm, noch Interpreten, wie Moses sie gefunden? Einen Maimonides und seinen Sohn, um nur einen Namen zu citiren? Wo sehen wir eine arabische Völkerschaft, die mit solcher Überfülle die sorgfältig gesammelten Poesien unter den Mauern der Alhambra gepflegt, sie so überreich mit Blumen umwunden hätte? Wo ist das besiegte Volk, welches das vae victis! je anders angenommen denn als eine Schuld, deren Heimzahlung eines Tages kommen würde? Wir erstaunen darüber, daß ein edler Venetianer eine empfangene Beleidigung in sein Rechnungsbuch mit der Bemerkung eintrug, daß sie erst zu löschen sei, wenn der Beleidiger sie mit dem Tode seines Sohnes saldire —: wie viel mehr muß unsere Verwunderung eine ganze Nation erregen, welche ihr Memorandum Jahrtausende hindurch sich vorbehält!

Natur hätte gewähren können. Aber sie wollten deren Schönheiten und Anmuth nicht bewundern, nicht begreifen, nicht lieben, nicht besingen. Sie haben Alles verachtet, Alles verflucht bis zu dem Horizont und den Meeren, die sie von ihrem Lande Kanaan trennen. Sie haben ihre Seele, die Lider ihrer Augen, ihre Fensterladen vor den Strahlen einer fremden Sonne geschlossen; sie haben zu ihrem Gotte gebetet und dabei den verabscheuten Gegenden des Abendlandes den Rücken zugekehrt, um in Schatten gehüllt in einem fernen Widerschein ihr strahlendes Abendland, ihre heilige Erde zu schauen. Sie haben in abschreckender Armuth und in stinkendem Schmutze gelebt; vor ihren Thüren ließen sie den Unrath liegen und überließen den Christen die Sorge, sich von der ansteckenden Umgebung zu befreien. Sie haben sich kasteit und haben gefastet und haben durch Entbehrung ihre Körper entkräftet, so daß sie hinfällig und kränklich wurden, der Klang der Stimme nur noch scharf aus ihrer Brust erklang und die sehnige Kraft ihrer Kniee erschlaffte. Luft und Licht entbehrend haben sie, sogar im Reichthum, ihre Rasse mißwachsen lassen, nur um fern von Sion nicht glücklich zu sein!

Diese, die eingefleischten Juden haben die Abtödtung und Entbehrung mit einer wahren Wuth der Beharrlichkeit geübt. Sie haben sich in Koth gesteckt, unreine Orte bewohnt, die Nachbarschaft der Hochgerichte ertragen, ja in Löchern gelebt! Das schmutzige Pflaster ihrer Straßen blieb ungereinigt. Eng in ihren Wohnungen zusammengedrängt athmeten sie lieber ihre eigenen Ausdünstungen ein, als daß sie auch nur das kleinste Theilchen der Freuden im voraus gekostet hätten, in denen sie mit aller Frenesie lang zurückgehaltener Gluthen, lang gedämpfter Hoffnungen zu schwelgen hofften, wenn ihr Gott in ihr Vaterland sie zurückgeführt haben würde.

Diese eingefleischten Juden hielten das Wohlsein in der Verbannung für ehrlos: sie fanden es ihrer hohen Abkunft unwürdig, an den Genüssen derer theilzunehmen, die sie verachteten. Den, welcher sich durch die Verbindung mit einer Tochter der „Heiden“ verunreinigte, haben sie insgeheim als entheiligt und ausgeschlossen von aller Theilschaft am Tage der Vergeltung erklärt; mit Jeremias nannten sie die Berührung einer Frau ihres Blutes seitens eines Fremden einen „Greuel der Verwüstung“. Sie schleuderten das Anathema

der Unfruchtbarkeit auf jene, die eine Bastard-Rasse in das heilige Blut eingeführt, da doch nicht einer der illegitimen Sprößlinge das wiedereroberte Sion betreten würde. Begeistert von einem unvergänglichen Glauben, einer erhabenen Hoffnung und einer ebenso erhabenen Rache, wie unvergänglichen Wiedervergeltung, richteten sie das ganze Interesse ihrer Existenz auf das Suchen und Finden der Mittel, durch welche sie zur Befriedigung dieser berühmten Leidenschaften gelangen konnten — und mit Wuth, ohne Gnade und Erbarmen warfen sie sich in den Kalkül der Verdoppelung und in die Treulosigkeiten des Gewinnes.

Als in gewissen Momenten Waffenstillstand in die Verfolgung, Aufschub in den Schmerz eintrat und diese Ruhe einige Charaktere verweichlichte, als vor allem die moderne Gesellschaft die Principien der Gleichheit und Brüderlichkeit laut proklamirte und hiedurch viele jener Gefühle und Verbindlichkeiten leicht genommen wurden, haben die echten Schriftgelehrten, die echten Lehrer in der Synagoge die Korruption der Seelen geschehen lassen, gerade wie sie unter dem Pesthauche einiger epidemischer Geißeln die Korruption des Körpers geschehen ließen. Ihre Verluste zählend sagten sie sich wohl, daß ihr Volk um viele ärmer geworden sei; aber sie sagten sich auch, daß der auf ihren Frauen ruhende Segen diese momentanen Lücken ausfüllen würde, müßten sie auch, wie Rebecca, Zwillingen das Leben geben. Die Abkommenschaft Abrahams kann sich nicht verlieren: das Wort eines Gottes bürgt es ihnen. So gaben sie in dem Innersten ihres Gewissens und ihrer Lehren, weder in ihrem Glauben noch in ihren Erinnerungen, weder in ihrem Groll noch in ihren Hoffnungen, in nichts, nichts, nichts nach.

V.

Warten, warten und immer noch warten — das ist ihr Losungswort! Warten auf den verheißenen Messias, in dessen Gefolge sie in den Tempel Salomos, der, mystisch und greifbar zugleich, sich von neuem aus seiner Asche, seinem Schutte, seinem Staub erheben wird, zurückkehren werden, hinter sich gefesselt, gedemüthigt, bedeckt mit Verwirrung die Völker herschleppend, die ohne

Mitleid ihnen, dem „Volk Gottes“, so lange Steine statt Brod, Schlangen statt Fische dargereicht haben! Alle Freuden der Gaben dieses Lebens und dieser Welt haben sie für den Augenblick des Kommens desjenigen sich aufgespart, der ihnen Wohnung in den herrlichsten Palästen bereiten, ihren Durst mit den köstlichsten Getränken löschen, ihren Hunger an üppigen Tafeln stillen, sie mit den glänzendsten Schauspielen zerstreuen, mit den verschiedensten Transitionen beschäftigen, ihnen die schönsten Frauen geben und endlich, sie überschüttend mit Gold, Silber, Edelsteinen, Balsamduft und Wohlgerüchen, mit Nektar und Ambrosia, alle diese Gaben mit der Gaben größter besiegeln wird: mit der Unsterblichkeit. Das, was Anfangs nicht gewesen — der Tod —, wird auch nicht am Ende sein. Der tugendhafte Patriarch, der gerechte Heilige wird nicht mehr „zu seinen Vätern schlafen gehen“. Sie werden leben, sie werden immer leben, sie werden niemals sterben. Mit dem Erscheinen des Messias wird der Tod, der häßliche, abscheuliche, der unedle, ekelerregende Tod verschwunden sein. An diesem Zeichen wird man den Sohn Davids, den von Jesaias prophezeiten, von Daniel verheißenen, erkennen. Wenn er kommt, hört der Tod besiegt auf zu sein. So lange die Menschen geboren werden, um zu sterben, ist der Messias nicht geboren; und der Ruf des heiligen Paulus: „O Tod, wo ist dein Sieg? o Tod, wo ist dein Stachel?“ ist nichts als ein leeres Wort — der Ausruf eines spiritualistischen Träumers, der, was niemand sieht, was niemand greift, für Wirklichkeit erachtet! Den Glauben an den Nazarener zurückweisend, der ein Königreich, das nicht von dieser Welt ist, versprochen hat, erwarten die Juden mit einer Zähigkeit, welche Respekt einflößt, einen Messias, der sie regieren und beherrschen wird nach dieser Welt, der ihnen jene Freuden giebt, die Salomo bereute, alle Freuden der Erde: die der Hoffart, des Prunkes, des Ruhmes, der ewig lachenden Natur, der ununterbrochenen Feste, berauschender Tänze, lasciven Taumels, imposanter Aufzüge — Freuden, die ihnen blühen werden an Stelle der nicht greifbaren Seligkeiten, die niemand sieht, niemand kennt, zu denen man nur eintritt durch die dunkle Schreckenspforte des Todes.

VI.

Nicht, daß wir behaupten wollen, jedes Individuum dieser Rasse habe einen klaren und deutlichen Begriff von den Triebfedern, die aus seinem Volke das machen, was es ist: aber das Eigenthümliche der Nationalgefühle besteht darin, daß sie die Handlungen selbst derer inspiriren, die nicht im Stande sind die Motive zu erfassen, trotzdem sie in Folge ihrer von zartester Kindheit an stark eingeimpften Gewohnheiten von ihnen durchdrungen sind, wie von einem gebieterischen, wenn auch unbewußten Instinkte. In unsern Tagen namentlich sieht sich diese Nation, deren Name noch als ein Schimpfwort betrachtet wird, das synonym ist mit Unredlichkeit und schmutzigem Eigennutz, in den großen Hauptstädten unter äußeren Bedingungen placirt, welche der von ihr Jahrhunderte hindurch erduldeten gehässigen Verleugnung alles Erbarmens fast diametral entgegengesetzt sind. Nur noch in einigen von Europa quasi getrennten Ländern, da, wo sie den Kaftan, ihre exklusive Kost, die dehors der Verachtung, die Gebräuche des von Geschichte und Gesetz verbannten Volkes forterhalten, behüten sie unantastbar wie eine unfehlbare Schuldforderung die Poesie ihres treuen Glaubens und ihrer Verstocktheit, ihrer unversöhnlichen Feindschaft gegen die Anbeter des Gekreuzigten! — Hier sind die Juden noch beinahe eben dieselben, die sie im Mittelalter waren: versteckte, arglistige, geschmeidige, feine und geschickte Feinde der Gesellschaft, deren Laster sie reizen, deren Eingeweide sie zersetzen, deren Hilfsquellen sie auspumpen, verzehren, sich freuend an ihren Schwächen, als wäre eine jede ein auf ihre Rechnung einzutragender Sieg.

Schließlich waren ihre zahlreichen, den Staub aller großen Straßen kehrenden Generationen, die treuen Kinder Juda's und die schismatischen Abkömmlinge Jerobeams, selbst im Mittelalter nicht immer gleicherweise bedrängt. Nachdem sie gelernt, sich als ein nützliches, nicht nur unvermeidliches Übel festzusetzen und sich zu Triebfedern der Macht oder des Reichthums zu machen, verstanden sie ebenso gut, beiden schmeichelnd und daraus Nutzen ziehend, sich

in die Gesellschaften zu mischen und sich zu einem integrirenden und unüberwindlichen Theil derselben zu machen, abwartend, bis ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände ihrer provisorischen Sicherheit ein Ende machte und die Empörung und Verschwörung, deren Objekt sie waren, von neuem hervorriefe. So hatten sie zeitenweise bald in Frankreich, bald in Portugal, in Spanien oder Holland Momente der Ruhe — Jahre, die sie weniger schmerzlich durchwanderten. Diese Jahre gestalteten sie sich zu Jahren rapiden Prosperirens und Blühens. Sie erfreuten sich bald unter dem einen, bald unter dem andern König, bald unter diesem, bald unter jenem Himmel unerhörter Reichthümer, eines ostensiblen, wenngleich prekären Luxus. Inzwischen jedoch — es muß wiederholt gesagt werden — hatte sie das Glück ebensowenig verweichlicht, als die Verfolgung sie niederzuschlagen vermochte; es konnte nicht in die lebendigen Fibern ihres Seins eindringen, nicht dem Saft ihres Geistes den Giftgeschmack nehmen, so wenig als die Epochen es gekonnt hatten, in denen man sie mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchte.

Das Unglück hat weder ihr Gedeihen noch die Festigkeit ihrer Seele erschüttern können. Als die christliche Civilisation sich nicht mehr daran genügen ließ, die Israeliten hinter den Ketten des Ghetto[1]) durch die Edikte seiner Pontifexe zu schützen, als die Päpste ihnen die Thore öffneten, als ganz Europa sie einlud an seinem Bankett Theil zu nehmen, als es mit ihnen brüderlich alle seine Rechte und Privilegien theilte, als es ihm seine Arbeits- und Lebensquellen, seine Kunst und Wissenschaft, seine Politik und Gesetze öffnete, als es sich darin gefiel alles mit ihm zu theilen, sein Bett und seinen Tisch, seine Moden und seine Salons, seine Ar-

1) Dieses Wort, welches — in Rom noch spezieller als anderswo — das Quartier bezeichnet, in dem die Juden in den Zeiten ihrer Verfolgung nur allein wohnen durften, hat seinen etymologischen Ursprung in dem hebräischen Wort für Scheidung; ghet nennt man den Brief, in welchem ein Gatte seiner Gattin ihre Verstoßung erklärt. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß die Juden es waren, welche ihren Straßen diesen Namen gaben, und daß sie mit demselben den geheimen Sinn einer ewigen Trennung zwischen sich und den Götzendienern verbanden, ja daß sie ihre Wohnungen theilweise darum ein abschreckendes Äußeres annehmen ließen, um die Christen — da sie es nicht durch Gewalt konnten — durch Abscheu fern zu halten.

beiten und seine Würden, nichts und nichts mehr ihm anzubieten hatte als eine Königskrone oder einen republikanischen Präsidentenstuhl: da vergaßen viele der Überläufer ihre Abstammung.

In dem Innern Europas schienen die Symptome ihres unauslöschlichen Charakters mehr und mehr zu schwinden. Die vom Vorurtheil gezogenen Schranken fielen eine nach der andern. Diese lebenskräftige Bevölkerung war nicht mehr gezwungen ihren Wohlstand neidischen Blicken oder habgierigen Händen zu entziehen; der Haß schien von ihnen gewichen, die Rache — so sah es aus — vergessen zu sein. Dennoch und trotzdem Spuren jener Empfindungen, die in den Ghettos zu Rom und zu Frankfurt genährt wurden, nur schwer bei denen aufzufinden sein dürften, welche thätig an allem Zauber unserer Civilisation Theil nehmen und mit vollen Händen Wohlthaten über die Armen aller Konfessionen schütten, läßt sich doch annehmen, daß ihre Rabbiner die heiligen Traditionen so gut bewahrt haben, daß, sollte irgend eine fatale und unvorhergesehene Katastrophe sie wieder in die alte Noth stürzen, in ihren Adern genug des hebräischen Blutes fließt, genug jenes unter der Sonne der Wüste entzündeten Blutes, das Jakob in das Herz seiner zwölf Söhne gegossen hat, um noch einmal, wie bei dem Auszug aus Ägypten, sich bei heiligem Feste am Morde der Erstgeborenen ihrer ungerechten Tyrannen zu laben.

Der Kern der Nation hat sich nicht um ein Atom geändert, nicht mehr, nicht weniger. Die wahren Israeliten bleiben, was sie waren. Unter der ihnen zu Gebote stehenden Redseligkeit sind sie stets verschlossen, unter ihrer erkünstelten Dienstfertigkeit stets mißtrauisch, unter ihrer trügerischen Servilität oft grausam, nachtragend und allen Abschwörungen und scheinbaren Verbindungen zum Trotz bleiben sie ihrem wahren Charakter treu: düster, feindselig und anziehend, wie der stumme und bannende Blick der fabelhaften Schlange.

Auf diese Weise durchschritt der Judaismus die Bedrückungen und Qualen, mit denen das Mittelalter ihn belastete; auf diese Weise durchschreitet er die Wohlthaten, mit denen die modernen Zeiten ihn überhäuften!

VII.

Eine unbegreifliche neubelebende Kraft ihrer Organisation ließ, so oft sie die härtesten Bedrückungen durchgemacht und einige Generationen hindurch so viel Frist gewonnen hatten, um nicht jeden Morgen den Hunger oder den Tod befürchten zu müssen, große Theologen und große Metaphysiker, Philosophen und Gelehrte aus ihrer Mitte hervorgehen, deren Gelehrsamkeit nicht aufhört uns sowohl durch die kolossale Masse, als durch das Minutiöse und Vielseitige ihres Details in Erstaunen zu versetzen. Auf den schwierigsten Gebieten und in den verschiedensten Zweigen menschlichen Wissens haben sie große Namen aufzuweisen — sie haben bemerkenswerthe Schriftsteller und bewundernswerthe Dichter gehabt. Sie haben die Wissenschaft der Pietät und die Pietät der Wissenschaft, die Intelligenz, das Talent, alle höheren Eigenschaften des Geistes so hoch gehalten, daß sie hier die Christen tief beschämen. Ihr Respekt vor den geistigen Gaben, die am unmittelbarsten zu Gott emporheben, veranlassen diese eingefleischten Juden alle so vom Himmel Begünstigten über alle Anderen zu ehren.

Infolge dessen sind sie sorgfältig bemüht Verbindungen mit ihren Gelehrten und ihren Dichtern zu haben, worauf sie mehr Werth legen als auf alle Reichthümer und alles Glück. Die Vornehmsten, das heißt die Reichsten unter ihnen, diejenigen, deren Genealogie am meisten bekannt war, hielten es früher für die größte Ehre ihre Töchter an Männer zu verheirathen, die, spekulativen Arbeiten gewidmet, sich vollständig außerhalb aller Routine des praktischen Lebens bewegten, für welches sie die Sorge ihren Frauen überließen. Die Mächtigsten rivalisirten untereinander, wer von ihnen in seiner Familie die größten Celebritäten besitze. Ja es ereignete sich, daß sie junge, bereits renommirte Leute entführten — so wie man bei uns die Mädchen entführt —, um ihre Erbinnen an sie zu verheirathen und ihre Familie durch diese Verbindung berühmt zu machen.

Noch jetzt, wenn einer von ihnen sich den heiligen Wissenschaften widmet, wenn er den Talmud, die Mischna, die Gemara

studirt, wenn er ihrer Bedeutung nachgrübelt, ihre Abweichungen vergleicht, giebt man ihm einen Vormund, damit er sich nicht mit der Sorge um Tisch, Bett, Frau und Kind beschäftige. Der Vormund ist mindestens einmaliger Millionär. Will der wissensdurstige Rabbi eine Studienreise machen, so bestreitet jener dieselbe; will er seltene und kostbare Bücher kaufen, so bezahlt er sie, und sollten sie das Einkommen eines Königs kosten; will er seine eignen Werke in chaldäischer oder syrischer Sprache gedruckt haben, so besorgt er den Guß der Buchstaben, die Fabrikation des Papiers, trägt alle Kosten, und sollten sie ein immenses Vermögen verschlingen. Das ist seine Pflicht! Ist er nicht Vormund eines berühmten Mannes? Selbst da, wo sich die Juden europäisiren, in Paris oder in München, in England oder in Italien, ist es so. Den Christen ist es nicht gelungen, diese inkorruptible Rasse zu korrumpiren, die immer einen Winkel behütet, in dem sie sich in ihrer ganzen Integrität erhält, so daß man in dem Augenblick, wo man glaubt sie zu unsern Fehlern sich bekennen, sie ehrgeizig mit unserm knauserigen Ehrgeiz, berauscht von unsern verfälschten Weinen zu sehen, sie heute gerade so wiederfindet, wie sie gestern waren, wie sie morgen sein werden.

Seit beinahe zwei Jahrhunderten sind die Juden aus dem exklusiven Kreis ihrer hebräischen, biblischen, talmudischen, kabbalistischen, philosophischen, therapeutischen Wissenschaften herausgetreten. Ohne auf sie in dem natürlich begrenzten Maße, in dem sie dieselben immer ausgeübt hatten, zu verzichten, vernachlässigten sie, indem sie die semitischen, philologischen, vor allem die medicinischen Studien fortsetzten, die Wissenschaften, die ihre Reize mit ihren verborgenen Kräften verloren. Aber als die Homöopathie der Medicin das geheime Zauberbuch ihrer Recepte wegnahm, als man in den Naturwissenschaften für seine Person viel zu zahlen und sich mit einem mittelmäßigen Gewinn zu begnügen hatte: verließen sie diese ebenfalls auch, um sich auf alle Zweige der Kritik und der literarischen Produktion zu werfen. Eine unzählige Masse von Arbeitern warfen sie auf das Gebiet der schönen Wissenschaften und des Journalismus, wo sie eine Art Besitzergreifung feierten. Gleich einem Heer von Heuschrecken überfielen sie die Presse, bemächtigten sich der Tages-

Publikationen, ergriffen die Direktion der Ideen und schienen den Vertrieb der öffentlichen Meinung gepachtet zu haben. Die Christen bemerkten endlich, daß sie in ihrem eignen Lande von zwei Hauptquellen des Reichthums und der Macht — von dem Geldhandel der Bank, von dem Gedankenhandel der Presse — verdrängt worden waren, und zwar von denen, die sich französische, deutsche, englische &c. Bürger nannten, immer aber Israeliten geblieben waren!

Diese abnorme, aus abnormen Umständen entstandene Thatsache dürfte eines Tages heftige Reaktionen hervorrufen. Vielleicht auch, daß die lange Geschichte der Verfolgungen, welche die aus Judäa Exilirten erdulden mußten, noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hat. Wird ihr absoluter und vehementer Charakter noch einmal die von der brutalen Gewalt des Mittelalters gegen die vertheidigungslose Schwäche ausgeübten Verbrechen in die Erinnerung zurückrufen? Hoffen wir, daß es nicht so werde. Hoffen wir vielmehr, daß eine solche Reaktion zur Lösung des schrecklichen Problems beitragen möge, dessen weissagender Verwahrer und unbesiegbarer Zeuge diese Rasse ist.

VIII.

Auch die Kunst haben die Juden gepflegt, bis sie das Gebiet derselben bis auf den letzten Punkt besetzten. Nachdem sie jedoch gegen zwanzig Jahrhunderte hindurch alle ihre Gefühle in die tiefsten Falten ihres inneren Wesens hatten zurückfluthen lassen, nachdem sie, um ihren Scharfsinn für List und Trug besser verschleiern und wirksamer machen zu können, das sich selbst gegebene Gebot: nichts von ihren Gefühlen an die Oberfläche treten zu lassen, strenge befolgt, gelangten sie dahin, Dank dem Studium, die Kunst ausüben und betreiben zu können, wie sie die Astrologie ausgeübt und betrieben hatten, doch ohne an das zu glauben und ohne das zu verstehen, was Andere, die an sie glaubten, von ihr glaubten. Sie haben nie gewußt, wie die Kunst, Dank der Inspiration, *schafft*. Denn wer „Kunst“ sagt, sagt „*Schaffen*“. Aus diesem kommt die Gestaltung der Idee, welche den Inhalt des Werkes bildet, dann folgt dessen Ausfüh-

rung als seine Manifestation, und endlich die Vermehrung und Nachahmung desselben, womit es von dem Felde der Kunst auf das der Industrie übergeht.

Künstlerisches hervorbringen und selbst Gutes hervorbringen heißt noch keineswegs die erhabene Gabe des Schaffens besitzen. Schaffen — das ist: aus dem Nichts nehmen; das ist: eine neue Form einem neuen Gefühl, einen neuen Ausdruck einem bekannten Gefühl, einen noch unbekannten Gesichtspunkt einem geläufigen Ausdruck geben. Kunst hervorbringen heißt: die Tonalität bereits ausgedrückter Gefühle, den Bau bereits vorhandener Formen, die Modulation bereits bestehender Nuancen variiren. Das Genie singt kraft einer persönlichen Begeisterung in Formen, die sie ihm diktirt, ihm lehrt. Das Talent bearbeitet das, was Andere vor ihm gesagt haben. Das Talent kann außergewöhnlich sein; Erfinder ist es niemals. Zwischen schaffen und Neuerungen machen liegt der Unterschied zwischen dem Genie und dem Talent: zwischen Bach und Mendelssohn, zwischen Beethoven und Meyerbeer.

Die Israeliten aber haben niemals neue Formen erfunden: denn sie haben niemals ihre eigenen Gefühle gesungen. Da sie sich niemals anders gewöhnen mochten als alle Regungen ihres Herzens mit einem von ihnen respektirten religiösen Stillschweigen zu versiegeln, das voll Feindseligkeit und stolzer Verschmähung gegen Andere war, wie hätten sie lernen können, dieselben der Kunst anzuvertrauen? Vorher hätten sie verlernen müssen sich vor den Christen zu verstellen, woran sie niemals dachten. Ihre lange Verschlossenheit über das Edelste, Erhabenste und Beste, das sie in sich trugen, ihre Religion des Schweigens würde ihnen nie erlaubt haben, den Aufschwung ihrer Seelen auszudrücken, von den Leiden ihres Herzens zu singen, die Schauer ihrer Leidenschaften, ihrer Liebe, ihres Hasses in dieser idealen Sprache zu wiederholen. Sie wagten nicht jene geheimnisvollen Saiten erklingen zu lassen, die von ihren Vätern vor jedem profanen Ohr mit so tiefem Mißtrauen gehütet wurden. Sie hätten gezittert, auch nur etwas von ihren unentwirrbaren Traditionen, von den Erzählungen ihrer talmudischen Legenden, von dem Mysticismus ihrer Kabbala, von den

Phantasmagorien ihrer geheimen Einbildungen zu verrathen. Vor einem ungläubigen Auditorium wollten sie nichts wiederholen von jenen Worten voller Tugenden, die das Aussprechen einer menschlichen Stimme schon verunreinigt hätte, nichts von jenen magischen Worten, welche der Hohepriester nur dem Eingeweihtesten enthüllte, nichts von jenen erhabenen Bildern, welche das unerfahrene Jünglingsauge profaniren würde, nichts von jenen Axiomen, die einem lebenden Munde nur entschlüpften, um sich in einem erschrockenen Ohre zu vergraben, nichts von jenen Versen, die nur von denen ausgesprochen wurden, deren Lippen sich dem ewigen Schweigen gewidmet hatten.

Sie schienen davor zurückzuschrecken, etwas hinausdringen zu lassen aus ihren geheimen Archiven von den in unbekannte Annalen eingetragenen Ereignissen, von den Dramen, deren Gedächtnis in ihren Rechnungen doppelter Buchführung niedergelegt ist, von den tragischen Geschichten plötzlich gewonnener Protektionen, von den höheren Orts gewährten Beschützungen. Sie schienen die Enthüllung der Beispiele grausamer Repressalien zu fürchten, deren Schrecknisse sie in den Schoß der Schwachen und Zaudernden vergraben, der großen Gefahren ihrer den Bedrängten beistehenden Oberen, der von ihren Rabbinern ausgesprochenen Urtheile gegenüber Prozessirenden, die jedes Tribunal der Heiden zurückwiesen und kein anderes Recht als das nach ihrem Rechtsbuche, nach ihrem Glauben anerkennen wollten.

Sie wollten nie etwas von ihren Bedrängnissen ohne Gleichen erzählen noch von ihren namenlosen Leiden, von ihren unerzählbaren Züchtigungen, von ihrem endlosen Kummer, von ihren zurückgedrängten Drohungen, von ihren heiligen Verheißungen, von ihren Aussichten auf die Zukunft, von ihrem zu erwartenden Ruhme, von ihrem Vertrauen auf Jehovah, von ihrer Gewißheit die Berge Sinai und Horeb wiederzusehen und wieder einzuziehen in das Land der zwölf Stämme und den gesegneten Boden zu küssen, ihre Freudenthränen mit den Wassern des Flusses Kidron, ihre Freudenschreie mit dem Schrei des Adlers von Libanon zu mischen, Jerusalem wiederzubesitzen, Jerusalem — das große, das heilige Jerusalem!

Von allem dem haben sie auch in keiner Kunst etwas niedergelegt, nichts, was die „Heiden“ über die Mysterien ihres Glaubens, die sie unseren sardonischen und spottenden Blicken so eifersüchtig vorenthalten, hätte aufklären können. Sie haben weder eine Architektur noch eine Malerei noch eine Musik noch Gesänge noch Gedichte hervorgebracht, welche die innerste Gefühlsart dieser Menschen eines Glaubens von Erz, eines Hoffens, das übermenschlich und wunderbar ihre düsteren Tage mit einem für Andere unsichtbaren Glanze vergoldete, dargelegt hätte und als national betrachtet werden könnte.

Wird man diesem Ausspruch gegenüber das von Mendelssohn komponirte Oratorium „Elias“, die von Halévy in Scene gesetzte „Jüdin“, die von Bendemann gemalten „weinenden Juden an den Ufern des Euphrat“, den von einem vierten auf dem Theater in seinem Glanze dargestellten „Salomo“ anführen können?

Man wird sich immer fragen müssen: worin hier das wesentlich Israelitische liegt? Ob in der Empfindung? Ob in der Form? Nicht in der einen, nicht in der anderen! Dieses Oratorium, diese Oper, dieses Gemälde, dieses Stück könnte ebensogut von Christen gefühlt und gedeutet sein wie von Israeliten! Doch — wer wollte leugnen, daß letztere nicht ein ihnen wesentliches Gefühl besäßen? daß dieses Gefühl in keiner anderen als in einer ihnen eigenen Form sich inkarniren ließe? Geben sie trotzdem in der Welt der Kunst nicht ihr eigenes Selbst, so kann es nur sein, weil sie nicht wollen, nicht können!

Als die Juden zur Kunst griffen, geschah es nicht, um ihr eigenes Selbst erklingen zu lassen, auch nicht, um für sich selbst zu singen — sie wollten nach Art der Christen geschickt werden, das heißt: sie wollten in den Künsten, die sich ihren moralischen, geistigen und materiellen Fähigkeiten anpaßten, noch geschickter als sie werden. Denn sie hüteten sich wohl sie unterschiedslos zu pflegen. — Die Architektur würde eine zu vollständige Identificirung mit dem Glauben, mit den Ideen und Sitten der Christen verlangt haben! Und diesen Kirchen zu erbauen, Rathhäuser, Monumente irgend

welcher Art zu schaffen — das hätte sie mit Entsetzen erfüllt, ja sie würden es ihrer hohen Abkunft für unwürdig erachtet haben, ihnen wenn auch nur Häuser zu erbauen. Lieber wollten sie die Christen bitten ihnen Synagogen zu errichten, die in ihren Augen nichts sind als temporäre Zufluchtsorte, steinerne Zelte, die ihnen bis zu dem Tage dienen sollten, an dem das Volk Gottes, nach Palästina zurückgekehrt, die Steine von Sion wieder aufrichten wird! — Die Skulptur pflegten sie ebenfalls nicht. Für ihre schwache Konstitution bedarf sie zu vieler physischer Kräfte — für diese nervösen Temperamente ohne Muskelenergie, die Geschöpfen gleichen, welche im Zimmer leben und ihr Gehirn beständig mit dem Blut ihres Herzens und dem Groll ihres Innersten treiben.

Sie wählten andere Künste — solche, die weniger grobe Stoffe behandelten, vom Künstler weniger Originalität der Konception verlangten und ihm ein Métier darboten, bei dem sich das Künstliche mit der Kunst verbinden ließ und eine industrielle Individualität sich zur Geltung bringen konnte ohne die von den Steinkünsten verlangten groben Arbeiten — sie wählten Künste, die nicht, wie der Tanz, Ansprüche an Kräfte erheben, die sie nicht haben oder, wie die Beredtsamkeit, politische und andere Überzeugungen von ihnen verlangen, die sie noch weniger haben! Sie versuchten sich in der Malerei, in der sie hie und da Effekt machten. — Sie warfen sich auf das Theater und excellirten hier in allen seinen Zweigen — sie wurden glückliche Dramaturgen, populäre Dichter, berühmte Künstler — sie hatten eine Menge großer Männer vor der Rampe, eine endlose Masse von der Menge beklatschter Namen, sie hatten Tragöden und Tragödinnen hors ligne, Schauspielerinnen und Schauspieler, distinguirte und mittelmäßige ohne Ende — Aber vor allen anderen Künsten beschlagnahmten sie die Musik, in der sie glänzende Erfolge errangen!

IX.

In der Musik haben sich die Juden aller Gattungen sowohl der Ausführung als der Komposition bemächtigt. Hier haben sie glänzende Namen. Und es schien, als hätten sie die Höhe erreicht, welche ihnen das Prestige des Erfolges auch in der Zukunft, wie in der Gegenwart, sicherte; doch konnten sie sich nicht auf derselben behaupten. Die Erfolge selbst waren durchaus gerecht. Als Virtuosen und als Komponisten haben sie die Form wunderbar gehandhabt. Durch den dem aktuellen Genie ihrer Rasse so eigenen Hang zur Kombination, haben sie dieselbe mehr geschmeidigt und vergrößert. Sie haben auf dem Gebiete der Harmonie und der Instrumentation geniale und fruchtbare Gesichtspunkte gehabt. Da wie dort wußten sie neue Hilfsquellen zu finden. Ebenso verstanden sie oft besser zu machen, was Andere bereits gethan hatten. Nach dieser Seite hin muß ihre Invasion in die Sphären der Tonkunst als fruchtbar und nützlich anerkannt werden. Sie haben ihr eben so viel durch eine geschickte Behandlung ihres Stoffes genützt, als sie zu ihrer Verbreitung und Verallgemeinerung beigetragen haben.

Wer weiß, wo die Musik heutigentags noch stehen würde — wer weiß, ob man die großen Meister mehr, als es zu ihren Lebzeiten der Fall war, verstünde — wer weiß, ob man das Können und Wissen besäße ihre großen Werke auszuführen ohne den unermüdlichen, unternehmenden, kühnen und halsstarrigen, den Israeliten so eigenen Geist? Indem sie die Kunstwerke mit gut placirter Eigenliebe auf ihren Instrumenten interpretirten, in ihren Schriften kommentirten, in ihren Erzeugnissen oft als Echo widerhallen ließen, haben sie Geschmack und Würdigung der Kunstwerke verbreitet. Sich auf intelligentes Kopiren beschränkend wollten sie das Beste, das wir besitzen, kopiren und wußten es zu erkennen. — Wer könnte beweisen, daß ohne sie die Musik eine für unsere Gesellschaft eben so gebieterische Nothwendigkeit geworden wäre, als sie es jetzt ist? Denn mehr als jede andere Manifestation des menschlichen Gedankens verlangt sie zu ihren großen Entfaltungen große und bedeutende

Fonds zu Theater und Festlichkeiten. Hätte sich hier die kommercielle Ader der Juden nicht hineingemischt: würde der Respekt und Enthusiasmus für die Kunst unter uns so verbreitet gewesen sein, daß, falls sie nicht gewesen wären, unsere Mäcene sie ersetzt hätten? würden unsere reichen Käuze so viel Glauben an die Kunst, so viel Liebe zu ihr besessen haben, um ihre Kapitalien in ihrem Dienste zu riskiren? Unsere reichgewordenen Bourgeois sind Genießer; sie haben mit der Kunst nur so viel zu thun, als jede Intelligenz einige ihrer erhabenen Verse stammeln oder singen kann, während der Gemeine, der sich im Golde wälzt, nur die niedersten Ausdrücke begreift und sucht.

Es ist unbestreitbar, daß die Juden die Bewegung und das Leben in dieser Sphäre der Civilisation entwickelten, welche in den letzten Zeiten eine so unvorhergesehene Bedeutung gewann, daß sie in allen socialen Schichten ein integrirender Theil der Erziehung geworden ist — von den regierenden Häusern an, wo man Erbprinzen mit Virtuosen von Profession rivalisiren sah, bis herab zu den Arbeiterklassen, die sich zu Gesangvereinen verbinden. Außerdem ist die Musik heutigentags ein integrirender Theil aller Phasen der socialen Existenz, die sich im neunzehnten Jahrhundert nach keiner Richtung hin ohne Opern, Konzerte, Klavier oder Gesang, ohne Kammermusik oder Dilettantenchöre behelfen kann, weder in den Städten während des Winters noch auf dem Lande während des Sommers, weder bei öffentlichen Festen und Feierlichkeiten noch bei den Freuden des Familienlebens, weder bei den Tagesgewohnheiten noch bei der Jugend, die tanzt und lacht, weder seitens der Seelen, die auf den Höhen sinnen, noch seitens der bejahrten Leute, welche zurück- oder vorausdenken. Alle Rangklassen der Gesellschaft haben jetzt das Bedürfnis nach Musik, wie man das Bedürfnis nach Gärten und Galerien hat. Nirgends kann man sie mehr entbehren; man verlangt sie in genügender, oft enormer Menge, ja von exquisiter, oft außerordentlichster Güte.

Kaum auf diesem Gebiete ein wenig heimisch geworden, haben die Juden nach dem Ausdruck der Engländer „Agitation gemacht“. Sie beherrschten die Presse, beuteten Koterie und Kameraderie aus

und wiederholten Molière's Worte: »Et nul n'aura de talent, hormis nous et nos amis!« Ihre Thätigkeit hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt, die Wißbegierde der Christen zum Wetteifer gereizt und — Alles in Allem — ist ihnen unsere Kunst hoch verpflichtet. Laufen einige Mißbräuche mit unter, so dachte man daran, daß eine gänzliche Stagnation der Interessen ein größeres Übel gewesen wäre, und machte ihnen keine weiteren Vorwürfe darüber. Ihre Theilnahme an der Bewegung der Tonkunst hat sie mit hervorragenden Talenten, mit Namen von weithin tönendem Klange bereichert und es ist sehr zweifelhaft, ob die Musik ohne ihre Intervention in ihre »affaires« zu so voller Blüthe gelangt sein würde. Es wäre weder gerecht noch würdig, wollten wir nicht anerkennen, was wir ihnen in dieser Hinsicht schulden.

Im großen Ganzen waren ihre Erfolge nicht immer verdient. Die Presse hat den Ruf einiger Komponisten und den unendlich vieler Virtuosen weit übertrieben. Die Kunst gewann nicht durch eine enorme Anzahl von Virtuosen, deren Visa, indem sie sich gegenseitig erbitterten, dahin ging »hors ligne« zu erreichen, und ebenso wenig durch Komponisten, die reich genug waren, um von oben herab der Berühmtheit zu befehlen, anstatt ihre zufällige Gunst zu erbitten. Übrigens ist es nicht unter den Künstlern aller Nationen der Fall, daß die der Nachwelt am wenigsten sicheren ihrer selbst und der Gegenwart am sichersten sind? Doch würde man zweifelsohne bei keiner andern Nation Personen finden, welche, in demselben Maße eminent für das Finanzwesen begabt, mit einem Schlage Millionäre wurden und dadurch das Beispiel des „glücklichen Genies" darboten. Sie waren die ersten, welche der Welt gezeigt haben, wie man zugleich ein großes Talent und ein großes Vermögen besitzen, seiner Kunst und seiner socialen Stellung Ehre machen und ebensogut seinen Platz im Salon ausfüllen könne, wie vor einem Publikum, vor dem Orchester oder bei Hofe.

Hierin lag ein zweifacher Fortschritt: für die Kunst und für feinere Umgangsformen. Hierin lag ein zweifacher Gewinn, von dem sich noch nicht ermessen läßt, nach welcher Seite die ganze Tragweite die größere war: ob nach der Seite der Kunst, welche durch

den von ihren Repräsentanten, den Künstlern, betretenen Weg dem Leben und dem Geiste des Jahrhunderts näher gerückt ist, sich mehr mit den Pulsschlägen desselben identificirt und auf das lebendigste die höchsten Aspirationen seines Herzens ergriffen hat, oder nach der Seite der Gesellschaft, welche hierdurch lernt ihre eigenen Impulse zu veredeln, ihren Empfindungen poetische Weihe zu geben, ihre Ideale zu erhöhen, ihre Eindrücke, so flüchtig sie auch sein mögen, zu reinigen, ihre Erregungen jeder Art zu verschönen und durch Gewöhnung an das Schöne dieses um des Schönen willen zu lieben, welche lernt das Schöne in der Musik als einen für Adel, für Reichthum und Größe unerläßlichen Luxus, als eine für die Konsummation der Welt unerläßlichen Gegenstand, als einen für den Handel unerläßlichen Industrieartikel zu betrachten.

X.

Wie auf der Bühne und in der Malerei, so ist die Kunst der Juden auch in der Musik nach Art der Kunst der Christen zugeschnitten. Sie versuchen nicht einmal sich von unsern Methoden zu befreien, unsere Meister nicht zu kopiren, andere Empfindungen auszudrücken, andere Saiten erklingen zu lassen als die unsrigen. Meyerbeer fiel es nicht ein, sich von der italiänischen Schule, welche er zuerst nachahmte, oder von der deutschen, welche er später studirte, loszusagen: er dachte nur sie zu verbinden, die eine an die andere ansetzen zu lassen. Es war dieses eine neue Kombination, die ihm, weil noch nicht dagewesen, eine Popularität eintrug, die bis dahin ohne Beispiel war; aber — es war nur eine Kombination. Ohne sich die wunderbar melodische Verve Rossini's aneignen zu können, weil er nicht wie dieser in dem süditalischen Gefühlsleben einen unerschöpflichen Quell der Inspiration besaß, ohne Beethoven zu erreichen, weil er nicht wie er die unergründliche Tiefe nördlich germanischen Gefühls in sich trug, wußte er besseres als Mercadante und mehr als Weber zu geben. Mendelssohn machte es nicht anders als Händel,

wenngleich er diesen durch neue, den Gewohnheiten unseres Auditoriums und den Errungenschaften unserer Instrumentation angemessenere Mittel verdunkelte. Ihre Nationalgenossen, welche dieselben Lorbeeren pflücken, zu ihren Lebzeiten sich eines ähnlichen Ruhmes erfreuen wollten, thaten alle wie diese beiden. Die Juden erlauben sich nur die Elemente geschickt zu ordnen, zu kombiniren, zu verbinden, die wir schaffen.

Werke von wahrhaft origineller Erfindung, von wirklich eigenartiger Empfindung werden sie erst dann selbst hervorzubringen vermögen, wenn sie unser Ideal vollständig in sich aufgenommen, wenn sie das herbe Ferment ihres Blutes von Vater auf Sohn ausgestoßen, auf die ganze Gluth, Energie und Lebendigkeit ihrer Instinkte, auf die volle Größe ihres starren Protestes gegen die ganze Menschheit verzichtet haben werden, welche ihre Rechte auf Suprematie und Priorität bis auf den Punkt verkennt, daß sie den Imperator den gnädigsten nennt, der mit den furchtbarsten Grausamkeiten, welche die Geschichte citiren kann, Jerusalem, das herrliche Jerusalem zu Sack und Asche erniedrigte und seinen Kindern jede Rückkunft verbot, sei es auch nur um dort ihr Unglück zu beweinen! Wie könnten die Israeliten, so lange sie darauf bestehen, das ihnen Geschehene als eine nicht zu sühnende Beleidigung zu betrachten, und ihren hochmüthigen Groll fortpflegen, den sie auch wiederum nicht aufgeben können, ohne auf sich selbst zu verzichten, ohne sich eigenhändig aus der Liste der Völker eigenartigen Lebens zu streichen —: wie könnten sie auch ein Verständnis für unsere Verpflichtungen der Brüderlichkeit, für unsere Gesetze der Gnade, unsere Vorschriften der Liebe, der Vergebung, für unsere Barmherzigkeit und unser Mitleiden haben? sie, deren Heroismus darin besteht, jede Brüderschaft mit der übrigen Menschheit zu verachten, nichts wissen zu wollen von der Wonne des Verzeihens, stets ihren Gott nur zu fürchten, sich jeder andern Liebe als der zu ihren Vätern zu verschließen und sich von keinem Erbarmen und keinem Mitleid erreichen zu lassen?

Welche Achtung können die Israeliten vor unsern vergänglichen Gefühlen, vor unsern unbeständigen und bestandlosen Leidenschaften

haben, die ohne ein Gestern, ohne ein Morgen, treulos ohne Grund, vergeßlich ohne Bedenken, gezähmt ohne Mühe leicht dahinschwinden, schnell sich verflüchtigen und bereitwillig enden? sie, die so einzig und so unbedingt von der Unbeweglichkeit eines leidenschaftlichen Glaubens absorbirt leben, daß sie auch keiner individuellen Regung gestatten die allgemeine Sorge durch eine persönliche Episode zu unterbrechen? Wie sind doch unsere Exaltationen für das Vaterland wahre Kinderspiele für sie, denen Gott selbst ein Vaterland genommen, das sie so heiß zu lieben wissen, ohne es zu kennen? Was ist unser kleinlicher persönlicher Stolz angesichts ihres unvergleichlichen Rassenstolzes? Was ist unser nur Tage währender Ehrgeiz gegen den Ehrgeiz, der sie belebt? der geduldig, endlos ausharrt? Was sind unsere von Person auf Person, von Familie auf Familie übergegangenen Zwiste und Streitigkeiten für sie, die, zerfallen mit der ganzen Menschheit, die Blitzstrahlen des Himmels auf sie herabflehen? Was ist in ihren Augen unser steriles Lieben, da sie das Weib nur ihrer Fruchtbarkeit willen schätzen? was unser so unkeusch bekanntes Hangen und Bangen im Vergleich zu der Leidenschaft, welche ihre Verbindungen bestimmt und welche sie mit einem Schleier so dicht verhüllen, daß Niemand unter den Christen zu sagen wüßte, wie sie lieben, wonach sie verlangen, worin ihr Glück besteht?

Und wenn sich doch, nachdem drei Jahrtausende hindurch sich die Adern eines Volkes an irgend einem Heroismus vollgesogen haben, Einzelne finden, die, verführt von dem Ruhm, dem Glanz der hinreißenden Gewalt, dem Lieben anderer Völker, auf diesen Heroismus verzichten: so sind sie nicht die ersten Apostaten ihrer Gattung, die sich des ererbten Schmerzes so weit entäußern, den Haß und die Hoffnung auf Rache, die sich gleich einem Patrimonium von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter übertragen, so weit vergessen können, um sich von einem anderen, ganz anderen Regionen des Herzens entstammten Heroismus durchdringen zu lassen.

XI.

Man möchte glauben, daß die Israeliten, diese der ganzen Welt geweissagten Gäste, eine eigene Kunst zu besitzen sich vorbehalten haben, bis sie zu einem eigenen Herd gelangt sind. Sollte jemals einer unter ihnen sich finden, der sich entschließen könnte in ihrem Vaterlande ihre Empfindungen und Leidenschaften in einer Kunstsprache zum Ausdruck zu bringen, dann würde auch die Inspiration ihre Werke durchlodern, ihren Accenten Gewalt, ihren Seufzern Klage, ihren Verwünschungen Kraft geben; sie würde sich weit über die breiten Schwingen ihrer Hoffnung erheben und mit der vollen Flamme eines fahlen und unheimlichen Lichtes die Strophen durchglühen, welche ihren durch Bitterkeit verblichenen, aber zornsprühenden Lippen entfallen!

Dann werden sie die Herzen ihrer Glaubensgenossen erbeben machen — dann werden die Brüder des Künstlers seine Arbeiten nicht als eine Industrie mehr, den Christen geraubt, als eine Ironie mehr auf ihre ungeschickten Versuche betrachten. Ergriffen von freudigem Schrecken werden sie gewahren, wie *ihre* Empfindungen und *ihre* Leidenschaften in der Kunstwelt ideales Leben gewinnen; starr vor Erstaunen werden sie erleben, daß schon jetzt, noch vor der Ankunft ihres Messias, ihre Niedrigkeit verherrlicht, ihre Armuth geachtet, ihre Mäßigkeit gerühmt, ihr Elend besungen wird, daß ihren Lumpen wie werthvollen Reliquien Ehre widerfährt, daß ihr Schachern als weise Nothwendigkeit gepriesen, ihr kriechendes Wesen als das Temperament der Schwäche belobt, die blutenden, ihnen von barbarischer Beschimpfung geschlagenen Wunden geküßt und heilig gehalten, die Male ihrer Erniedrigung mit Wohlgerüchen gesalbt werden!

Die christliche Kunst wagte sich zuweilen an eine analoge, wenn nicht ganz gleiche Aufgabe. *Shakespeare* hat den Shylok, *Walter Scott* den Abraham geschaffen, andere haben wieder andere gezeichnet. *Rembrandt* malte den Rabbiner von Amsterdam. Der europäische Dichter, Romancier wie Maler, war von der Größe dieser

Typen, von dem semitischen Charakter ihrer Physiognomien, dem orientalischen Gepräge ihrer Trachten betroffen. Sie waren hingerissen von dem Anblick der Schönheit, der Intelligenz und Hingabe der Frauen dieser Rasse, von den Beschreibungen ihres vor unserer neidvollen Bewunderung sorgfältig gehüteten Luxus, ihrer antiken und symbolischen Riten, von den Schauspielen ihres unzerstörbaren Glaubens, der verbunden ist mit so viel unterwürfiger Hinterlist, mit so viel prahlerisch zur Schau getragener Ohnmacht und wieder mit so verdoppelter Seelenstärke, daß er Zeiten hindurch der Tortur und des Scheiterhaufens spotten konnte. — Doch, wie sollten wir von dem, was in der Seele dieser unvertilgbaren Verbannten, dieser Söhne des Südens, dieser Töchter des Ostens vor sich geht, reden können, wir, die Söhne der jüngstvergangenen Zeit, Kinder des Nordens, eines kalten und lymphatischen Temperamentes, eingetaucht in das Halbdunkel des Westens? wir, deren Seele entnervt ist von dem Übermuth des Glückes und der Herrschaft, von dem kleinlichen Egoismus unserer nichtigen Bestrebungen, von der zerstörenden Wirkung unserer narrenhaften Eitelkeit, von den beständigen und trügerischen Illusionen falschen Respekts und falschen Schamgefühls, falscher Größe und falscher Unterwürfigkeit, falscher Entsagung und falscher Freuden? wir, bei denen die Konvention gewissermaßen die Natur ersetzt, ähnlich wie bei jenen Steineichen, die lange Zeit von der Schere des Gärtners zu künstlicher Form gezogen, ihr natürliches Wachsthum verlieren und nur in den Grenzen des ihnen aufgedrungenen Schnittes ergrünen? Diejenigen, welche glauben, daß Palästina sie als seine Befreier erwartet, werden lächeln bei der Beschreibung unserer Liebe und unseres Hasses, und wir, wir haben nur die Stirn vor diesem Lächeln zu beugen.

XII.

Nur ein Mal erlebten wir gleichsam ahnungsvoll sehend und hörend, was aus einer judäischen Kunst werden könnte, wenn die Israeliten in neuen, von ihrem asiatischen Genie geschaffenen Kunst-

formen den vollen Pomp ihrer Phantasie und ihrer Träume, die ganze Intensität der sie beseelenden Gefühle und ihrer unterdrückten Leidenschaften ergießen und die Gluth ihres Feuers offenbaren würden — dieses heißen Feuers, das sie voll Vorsicht mit Asche bedecken, damit es uns kalt erscheine.

In Wien kannten wir den berühmten Tenor Sulzer, welcher in seiner Eigenschaft als Vorsänger der Synagoge sich einen um so hervorragenderen Ruf erwarb, als dieser sich auf den Kreis wahrer Kenner beschränkte. Bei dieser Künstlerorganisation war die Maske, welche das innere Wesen verhüllen sollte, weniger dicht. Auf Augenblicke konnte man das wahre seiner Seele von den geheimnisvollen Unterredungen väterlicher Belehrung aufgedrückte Gepräge erkennen. Seine Reden durchklang es gleichsam, als habe er die Felsenquadern zum Aufbau der Pyramiden mit gemessen, als habe er die ägyptische Finsternis und Pharao, den Gottlosen, erblickt, ihn und das Meer, das ihn verschlungen, als habe er gerührten Blicks die feurige Wolke geschaut, welche, unsichtbar den Feinden, das erwählte Volk Gottes geleitet, — als hätten seine Augen leibhaftig Korah, Dathan und Abiron, die Rebellen, in der geöffneten Erde verschwinden sehen, — als hätten seine Ohren den freudigen Klängen der Cymbeln und Psalter auf Sion gelauscht, die Harfe Davids vernommen, — als hätte er Hiram gekannt, Ophir und Sidon besucht, die Königin von Saba die Stufen des sagenumwobenen Thrones Salomonis herabsteigen sehen, wo sie „soviel Aroma hinter sich zurückließ, daß noch acht Jahre danach die Luft der Straßen davon durchduftet war“, — als hätten die Klagelieder der Gefangenen an den Ufern des Euphrat zur Zeit Ezechiels an sein Ohr geschlagen und er die Worte Nehemias und die Befehle Esras vernommen, als der Tempel aus seinen Ruinen sich neu erhob und man das Allerheiligste neu erbaute! Um ihn zu hören, gingen wir in die Synagoge, wo er musikalischer Chef und zugleich der Träger des Hauptpartes war.

Selten noch waren wir von einer Erregung so tief ergriffen, so erschüttert, daß unsere ganze Seele widerstandslos der Andacht und Theilnahme sich hingab, wie an jenem Abend, wo im Lichte

von tausend Kerzen, gleich Sternen auf weitem Grunde, ein fremdartiger Chor dumpfer und hohler Stimmen um uns erklang. Jede Brust schien ein Kerker, aus dessen Innerem ein unfaßbares Wesen sich zu entringen suchte, um mitten im Elende und in der Sklaverei den Gott der Bundeslade zu lobpreisen, mit ergebenem und unerschütterlichem Glauben zu ihm zu rufen, daß er sie eines Tages befreien möge von dieser endlosen Gefangenschaft, hinwegführen von dem gehaßten Boden, den fremden Flüssen, von diesem neuen Babylon, der großen Buhlerin, um im Angesichte der erschreckten Nationen mit einer Herrlichkeit ohne gleichen in das eigne Reich wiedereinzuziehen.

Je nachdem die hebräischen Worte ausgesprochen wurden, war es gleichsam, als lösten sich düstere Blumen von ihren Stengeln, um als klingende Blätter und tönende Kelche sich in der Luft zu verlieren. Herbe Klänge, schillernde Doppellaute, rauhe Endungen schwebten und flatterten umher und streiften das Ohr wie scharfe Feuerzungen. Die Luft schien dem Gehöre wie entzündet. Es empfand heiße Qualme, glühende Lüfte, entzündete Dämpfe, während doch vor den Augen alles friedlich und still, die materielle Atmosphäre heiter und ruhig blieb. — Kein weibliches Wesen war in das innere Heiligthum zugelassen, als ob dort das Gebet ein Werk männlichen Muthes und männlicher Kraft sei, als ob dort der Verkehr dieser auserwählten Nation mit ihrem zürnenden und getreuen Gotte, dem schnell und lang strafenden, dem langsam und spät belohnenden, über der Fassungskraft zarter und erregbarer Gemüther stünde, als ob zwischen diesen Männern und diesem Gotte ein Vertrag bestände, dessen Bedingungen, erfüllt oder nicht erfüllt, kein Dritter zu beurtheilen vermöge. Und doch zählte man unter diesen Frauen starke Seelen, wie Judith, Deborah, Abigail, die Mutter der Maccabäer — Seelen voll Anmuth, wie Rachel, Ruth, Bathseba, die Frau des jungen Tobias — voll Größe, wie Hagar, Sephora, Esther, Anna, die Prophetin! Kraft, Anmuth und Größe — genügen sie denn nicht, um mit dem Gotte Israels reden zu dürfen? Um das zu dürfen, muß man erst mit dem mystischen Zeichen bezeichnet sein: mit dem Zeichen des Blutes!

Plötzlich wurden diese Männer, die noch alle die Besiegelung tragen, die einst Abraham den Nachkommen Isaaks und Ismaels vermachte, von kurzen, schnellen und regelmäßigen Bewegungen ergriffen, als wollten sie auch dem Auge ihre beredten Anrufe in einem bestimmten Rhythmus sichtbar machen. In diesem Moment war es, als schwebten die Psalmen gleich flammenden Geistern über uns, als durchzögen den Raum Wolken beflügelter Cherubim, die dem Allerhöchsten zum Fußschemel dienen. Jauchzend in Begeisterung, Erhebung und himmlischer Glückseligkeit entrollten die majestätischen Stanzen das Bild all der Herrlichkeit des Gottes Abels und Noahs, Melchisedeks und Jesaias'. — Es wäre unmöglich gewesen, nicht mit ganzer Seele einzustimmen in den mächtigen Aufruf dieses Chores von Beschnittenen, deren Schultern mit so vielhundertjährigen Traditionen göttlicher Wohlthaten, mit so viel Rebellion, wortbrüchiger Treulosigkeit, mit so viel Buße, harter Strafe und unerschütterlicher Hoffnung belastet sind.

Während sich die Phantasie eines Christen wie erdrückt fühlen muß durch die Wucht so vielfacher Erinnerungen, die vor dem Altar ohne Opfer und Opfernde und vor den geheiligten Pergamenten auftauchen, die wie zur Zeit des Kaiphas in Seide und Brokat gerollt sind, vor diesen heiligen Schriften, die in ihrer rothen Hülle, umgeben von einer Fülle mystischer Ampeln, angehäuften glühenden Kohlen glichen, deren jede einzeln hinzugetragen schien, um am Tage des göttlichen Gerichtes auf die schuldbeladenen Häupter zurückzufallen: bewahrten hingegen sie, die sich selbst statt der Brandopfer zum Opfer brachten, statt der Hohenpriester zu Opfernden wurden, die ihren Glauben an die heilige, inbrünstig erbetete Rache durch ein ganzes an Kränkungen reiches, unter Schmähungen mit dem Tode ringenden Leben besiegelten, in undurchdringlicher Verstellung ihren leidlosen, nicht zu entziffernden Gesichtsausdruck, der kein Flehen, keine Ekstase verrieth, während doch ihre Stimmen gleichsam vertraut den furchtbar dreifachen Gedanken: Adonai! Elohim! Jehovah! in ihr provisorisches Heiligthum herabbeschworen!

XIII.

Unwillkürlich trat in diesem Augenblick ein anderes Bild in unsere Vorstellung, das Bild dessen, was sich wohl zur selben Stunde weit, weit entfernt von dem Orte, an dem wir gerade weilten, zutrug. Wir sahen im Geiste Jerusalem, die Stadt des Friedens, und wohnten in Gedanken dem so oft erzählten, in der Welt einzig dastehenden Schauspiele bei, das sich jeden Freitag an einem unfruchtbaren Orte wiederholt, der von Felsblöcken umgeben ist, den Resten der Fundamente des Tempels, in dem einst die Tafeln des Gesetzes aufbewahrt lagen und der siebenarmige symbolische Leuchter brannte. Indem wir mit den mystischen Kräften unserer Seele lauschten, drangen von da plötzlich andere Töne an unser Ohr, unter deren Accenten jene erblaßten, wie die Rothgluth des Eisens kühl neben der Weißhitze erscheint. Ja das, das war ein wirkliches Schluchzen, kunstloses Schluchzen, das sich der Brust der Greise entrang! das, das war ein wahres Stöhnen, klagendes Stöhnen, ausgestoßen von Männern in der Kraft ihres Alters! das waren wahrhaftige Schreie, Schmerzensschreie, die von den Lippen der Frauen kamen, die händeringend den Granit des Libanon mit ihren Thränen benetzten! das war ein Heulen, verzweifelndes Heulen, wie nur die Kindheit und die Jugend es kennt!

Und niemand schämte sich solcher Thränen, solcher Klagen; niemand erröthete davor sich die Haare auszuraufen, die Wangen mit den Nägeln der Finger sich zu zerfleischen, die Stirn gegen die heiligen Steine zu stoßen, sein Angesicht auf den Knieen zu verbergen, sein Haupt mit Asche zu bestreuen, von dem Staube der geheiligten Straße zu essen, auf der geweihten Erde zu liegen und sie mit Fieberschauern der Luft zu küssen, wie ein Jüngling die noch gestern lebende, heute im Tode erstarrte Braut mit seinen Küssen bedeckt. Warum sollten alle, so viel ihrer sind, die wiederkehrenden Ausbrüche ihres namenlosen Schmerzes dem Auge anderer entziehen? warum versuchen die Heftigkeit ihrer Betrübnis, ihre bis zum Wahnsinn gesteigerte Verzweiflung zu verbergen? Ist nicht die

ganze Welt Zeuge der Strenge ihres Gottes, der Schmerzen ihrer Verbannung, der Demüthigungen ihres Lebens, der Plagen ihres Zerstreuung? Wem auf der Welt, so groß sie ist, blieb ihre Erniedrigung unbekannt? So möge denn auch die ganze Welt von ihrer Treue wissen, von dieser lebendigen, sprudelnden und unversiegbaren Quelle ihrer Hoffnungen — ja, was braucht es mehr der Worte? — von ihrer Gewißheit einstiger Rückkehr in ihr gelobtes Land!

Wir gestehen es: diese Art Doppelgesicht, obwohl es kaum länger als eine Minute währte, ergriff uns dermaßen mächtig, daß wir mit der Zerstreutheit starker Erregung uns plötzlich gegen einen unserer Nachbarn, einen gelehrten Hebräer, wandten und ihm sagten, es müsse doch für die Israeliten in Jerusalem hart sein, eine prachtvolle Moschee auf dem inneren Heiligthum ihres Tempels zu sehen, so daß sie nur in seinem Vorhofe ihre Thränen vergießen und nur auf die Steine seiner Schwelle ihre Lippen drücken können. — „Das bringt uns keinen Schaden" — antwortete er kalt —; „der Gott Israels wollte die Füße der Menschen von diesem für künftig geheiligten Orte fern halten, damit er nur von den Hohenpriestern betreten werde. Bliebe die Moschee für uns weit offen, niemals würde ein Jude sie betreten. Nur allein der große Hohepriester aus dem Stamme Levi, welcher den Dienst des Tempels versieht, darf ohne Sünde auf diesem Boden wandeln, der für ihn durch das Gesetz des Herrn aufbewahrt ist Das jüdische Volk weint in Jerusalem auf den Trümmern, die es ansehen, berühren und umarmen darf. Das muß ihm genügen und es genügt ihm auch." — Vor dieser Antwort verstummten wir und bewunderten — mehr noch als den Gesang der Synagoge — die Zuversicht dieser Gläubigen.

XIV.

Ja, schließlich gelangt man zu der Überzeugung, so befremdend es auch lauten mag, daß es Schwäche von dem jüdischen Volke sein würde, wollte es vor uns diese geheimen Empfindungen formu-

liren, diese innersten Gefühle, welchen die individuelle Inspiration, deren Name Genie ist, der leuchtende Strahl, der Originalität genannt wird, entstammt! . . . Warum sollten die Israeliten die so lange ängstlich unseren Blicken entzogenen Geheimnisse ihres Herzens verrathen? warum aufhören Gott allein zu ihrem Vertrauten zu machen? warum ihrer Reue, ihrer Beharrlichkeit, ihrem über die Natur hinausgehenden Ideal irgend ein Gewand geben, und sei es der Purpur und Hyacinth der Kunstgewänder? Könnten sie Zeugen wollen für Dinge, die um so höher stehen, je weniger sie Zeugen haben? — Warum sollten sie die heilige Erbschaft ihrer Klagen und Verwünschungen der neugierigen Verständnislosigkeit einer brutalen oder frivolen Welt preisgeben, wie derjenigen, welcher der Künstler seine göttlichen Geheimnisse und himmlischen Offenbarungen hingiebt? Denn viele, die wohl den Geist zu erfassen vermöchten, verstehen nicht immer die Sprache der Kunst, während andere, denen diese Sprache verständlich ist, oft deren Sinn nicht begreifen. Die Poesie der hebräischen Rasse ist bereits fertig: in jenem heiligen Buche, dem Buche der Bücher, hat sie sich erschöpft. Wer wollte den Israeliten auch Unrecht geben, wenn sie in Treue und Glauben sich von der unerreichten und unerreichbaren Schilderung der von ihm geheiligten Leidenschaften befriedigt fühlen?

Was liegt ihnen daran, daß das Christenthum, dieses Produkt ihres Blutes, vor denselben Blättern das Knie beugt? Was kümmert es sie, daß noch heutigentags, gerade so wie zur Zeit ihrer Wanderung durch die Wüste, Unwürdige unter ihnen sind, welche die Zwiebeln und den Lauch Ägyptens der wunderbaren Traube des Kaleb aus dem Lande Kanaan vorziehen? daß sie Moses verleugnen und, weil sie ihn verloren glauben, das goldene Kalb, den Götzen ihrer Unterdrücker, anbeten? Was liegt ihnen daran, daß sich die zehn Stämme von Samaria von Juda trennen? daß sich die Karaiten von den Talmudisten entfernen? daß es in ihrer Mitte Hegelianer und Saint-Simonisten, Naturalisten und Materialisten giebt? Die Sadducäer glaubten nicht mehr, wie sie, weder an die Unsterblichkeit der Seele noch an die Auferstehung des Leibes, was sie aber nicht hinderte zu dem Volke Gottes zu gehören.

Übrigens, wenn solche Männer existiren, reden, schreiben, sich abmühen, — haben sie den Christen nicht gleichviel Schaden gebracht? Kann ihr Gott in der Gegenwart nicht ebenso wie in der Vergangenheit das Volk verlassen, welches er das seine genannt, die Kindeskinder des Abraham, mit dem er einen Bund geschlossen, weil sich Männer unter ihnen befinden, die alles bezweifeln, und Frauen, die allen sich hingeben? Sie sind sicher, daß von den Nachkommen der zwölf Stämme immer noch genug bleiben werden, die an ihren Messias glauben, seiner harren und warten, um, ein ganzes Volk, ihn mit freudetrunkenem Jauchzen zu empfangen und den alten Tabernakel zu bewachen, dieses die Zeiten des Glücks wie des Unglücks, der Ehre wie der Unehre überdauernde kostbare Vermächtnis im Vaterlande, wie in der Verbannung bewachen zu können. Darum singen sie in einem Chor von beispielloser Einheit die Strophen eines der großen Dichter ihres Exils [1], von denen jede mit derselben Wahrheit wiederholt:

„Gerne trage ich die Sünden meines Volkes und mit Freuden biete ich meine Schultern ihrer Last. Keinen andern Gott als Dich, Herr, will ich anrufen und nur Dir allein mein Heil danken! Soll unvorhergesehener Tod mich treffen, werde ich Deine Strenge nicht weniger loben.

„Meine Seele ist voll Eifer für Deine Sache, Herr; denn die Wege meiner Wahl führen zu Dir! Selbst wenn das Feuer Deines Zornes mich verzehrt, lasse ich nicht von Deinem Willen und Deinen Satzungen. Ich werde fortan Deinen heiligen Bund halten; denn ich gefalle mir in Deinem Gesetz und in Deiner Lehre.

---

1) Juda-Ha-Levi, mit dem Beinamen der „Castilianer“ (1080), hat oft einen Zug von Lieblichkeit, den man bei andern Ehrenträgern der modernen hebräischen Literatur selten antrifft, deren dogmatische Strenge — wie z. B. bei Salomon von Gabirol — sich kaum zum Citiren eignet. Der poetische Theil dieser Literatur erinnert in seiner Gesammtheit an eines jener wundervollen Gitterwerke aus der Zeit des Quentin Metsys, deren Netze die sinnreichsten Verschlingungen zeigen, welche dazu geschaffen scheinen die Phantasie zu beschäftigen und zu fesseln; löst man aber ein Fragment von ihnen ab, so hält man nichts als ein Stück Eisen in der Hand.

„Ich setze meine Stärke nur in Dich und schenke keinem andern mein Vertrauen! Ich erhebe meine Augen in Liebe nur zu Dir und setze meine Hoffnung nur auf Dich, sollte der Tod auch mich bei Deinem Dienste erreichen. Muthig ertrage ich die Stürme Deines Zornes: auf Deine Verheißungen gestützt baue ich auf Dein Erbarmen!“

XV.

So fest man auch an den Gott des Evangeliums glaube, an den Gott-Schöpfer, der den Menschen frei geschaffen, der ihm versprach, als er gesündigt, ihn von der Schuld Adams loskaufen und ihm einen Messias, einen Erretter, einen göttlichen Erlöser senden zu wollen, welcher, wenn die Sühne vollbracht, der Tröster, der Erleuchter und Heiligmacher, der Gründer des Reiches Gottes auf Erden sein werde, so fest man auch an den Gott des Pentateuchs glaube, welcher mit Abraham einen Bund geschlossen mit der Verheißung einer Nachkommenschaft, zahlreicher als die Sterne des Himmels und der Sand am Meere, eines Landes, wo Milch und Honig fließt, mit dem Versprechen über ihre Geschicke stets wachen und alle Phasen ihrer Geschichte mit Wundern begleiten zu wollen: so wird sich nicht leugnen lassen, daß diese Wunder aufgehört haben zu sein, seit der Vorhang des Tempels von selbst zerriß! Die Vorsehung wirkt seit achtzehnhundert und achtzig Jahren auf ihr erwähltes Volk, wie auf alle übrigen Völker, nur noch durch menschliche Mittel.

Unter diesen Mitteln ist die nahezu zwanzig Jahrhunderte während der elegischesten und tragischesten Wandlungen des Exils fanatisch bewahrte Anhänglichkeit dieses Volkes an seinen Glauben, an sein Gesetz, an sein Vaterland, das — man möchte sagen — ein fiktives ist, ohne Zweifel eines der überraschendsten, keines der natürlichen den Absichten der Vorsehung dienenden Mittel. Was anders soll es bedeuten, als daß diese mit so viel Zähigkeit festgehaltene und dem Glauben so tief eingeimpfte Hoffnung, die nichts,

selbst nicht eines Henkers Hand auszurotten vermöchte, eines Tages sich erfüllen soll?

Wann? — das zu ergründen verbietet jedem Israeliten sein Glaube, damit seine Hoffnung an keinem Rettungsanker sich festklammere und seine Zuversicht in keinem Sturme Schiffbruch leide. Er, der Sohn Isaaks, das Kind des Wunders, vom Engel errettet in dem Augenblick, als der väterliche Stahl sein Herz zu durchbohren drohte — er, der geheiligte Sprosse Jakobs, der unbesiegt mit dem Engel gerungen — er, der durch die Intervention des Wunders geboren, auserwählt, großgezogen, bestraft und wieder in Gnaden aufgenommen ist, erwartet das Wunder; denn wahrlich, zu gering schiene ihm ein Heil, das nicht durch ein Wunder, durch eine direkte Intervention seines Gottes in die Geschicke seines Volkes käme! Er fühlt sich unter seiner Zuchtruthe und fühlt, daß selbst die Vereinigung von Himmel und Erde nicht ausreichen würde, sie auch nur haarhoch aufzuheben. Sein Volk streitet nicht mit dem Gott der Götter, dem Herrn des Himmels und der Erde. Es will alles von ihm hinnehmen, von ihm allein; mit seinem Glauben und mit seiner Treue will es ihn erreichen, mit einem Vertrauen, so vollkommen, daß es nach keiner menschlichen Hilfe sucht. Es weiß und fühlt, daß es Gottes ist, wie das Volk, das Gott sich erwählt; züchtigt er es streng, so ist es, um ihm mit einer alles menschliche Erwarten übertreffenden Herrlichkeit zu verzeihen. Wie thöricht, wollte es dem Werke Gottes vorgreifend sich zu einem elenden Menschenwerke wenden!

Man sieht, wie und warum keinem Israeliten seine Religion erlaubt die Hand nach irgend einem Plane auszustrecken, der den Anschein hat seine Rasse in ihr Vaterland zurückführen zu wollen. Die Juden mögen noch so viele Millionen durch Geldumsatz anhäufen, demzufolge Milliarden in ihre Kontore wie Wasser auf Mühlräder strömen: ohne gegen ihren Glauben zu handeln, können sie nicht Palästina zurückkaufen! Wollten auch Rothschild, Pereira u. A. ihre Reichthümer vereinigen, deren Ziffer alle Einzelvermögen, welche die Erde bis jetzt gesehen hat, übersteigen würde, und sie dem Sultan die Tilgung seiner Schulden und die

Befreiung des ottomanischen Reiches anbieten und dagegen die Abtretung Palästinas, unterzeichnet von allen Mächten Europas, verlangen: nicht ein einziger Jude würde ihnen nach Jerusalem folgen! — Diejenigen, welche nicht mehr an das Opfer Abrahams, an die Verheißungen seines Gottes, an den Messias der Propheten glauben, werden lieber die Verbindung ihres Sohnes mit einer pariser Legitimistin, ihrer Tochter mit einem englischen Lord oder preußischen Gesandten eingehen, als das Centrum der Civilisation verlassen und sich ein neues Daheim in jenem öden, verwüsteten Lande gründen, das, wenn nicht von Gott, so doch von der Natur verlassen ist! Und die Gläubigen würden befürchten ein Sacrilegium zu begehen, wollten sie auf eigene Anstrengungen hin in das Land Kanaan wiedereinziehen.

Wenn jedoch heutigentags die aller Verfolgung des Mittelalters enthobenen Israeliten ihre Stellung inmitten der christlichen Gesellschaften mehr als erträglich, und ihren aktiven Leidenschaften, ihren seßhaften Neigungen, ihrer Sucht alles an sich zu reißen, ihrem Wunsche über alles indirekt zu dominiren am günstigsten finden und sie jedem Versuch einer Rückkehr nach Palästina sich entziehen, indem sie auf ein ihnen von dem Gotte der Heerscharen zu sendendes Wunder harren — auf ein Wunder, das neunzehn Jahrhunderte umsonst erwartet wurde —: könnte das ein Grund sein, daß die Christen mit ihnen dieses Wunder abwarten, das für möglich zu halten ihr Glaube nicht verbietet, das aber zu hoffen er sie nicht verbindet?

Nachdem das Volk der Hebräer lange Zeit als schuldig des Gottesmordes behandelt worden war, behandelte es die christliche Civilisation plötzlich als ein unschuldiges Volk. Die Philosophie wähnte, daß angesichts dieser „Gleichheit und Brüderlichkeit" der Haß des Juden sich entwaffnen müsse, daß dieser aufhören werde Jude zu sein und er Franzose, Deutscher, Italiäner werden würde! .... Hieraus wurde nichts! Die philosophische Philanthropie hat etwas von der Naivetät der Blinden; die Nächstenliebe allein besitzt jene Klugheit, welche die „Tugend der Heiligen ist", sagt der Weise Israels (Sprüchw.). Die Hebräer, welche ihre Vorfahren nicht nach

Jahrhunderten, aber nach Jahrtausenden zurück nachweisen, haben sich nicht herabgelassen Franzosen, Deutsche, Italiäner zu werden. Sie sind Söhne Israels geblieben, und diese Thatsache ist zu einem Problem geworden!

Die Christen hatten — es ist wahr — lange und empfindlich durch das Unglück gelitten, innerhalb der Schichten ihrer Gesellschaft eine Nation mitzutragen, welche weder ihres Blutes noch Erdtheils noch Temperamentes noch Glaubens ist, welche andere historische Erinnerungen und intellektuelle Formen, eine andere sociale Organisation, andere physische Bedürfnisse, andere geistige Bestrebungen und moralische Repulsionen besitzt. Dazu eine Nation, die stets bereit ist die schlechten Leidenschaften der Individuen und der Regierungen, der Untergebenen und der Befehlenden, der Leidenden und derer, die Leiden bringen, zu benutzen. Alsdann schien es den Gesetzgebern, welche den Glauben nicht für eine Sache, mit der man rechnen müsse, halten und so wenig an das Evangelium wie an den Pentateuch glauben, daß der Israelite, zum Bürger eines europäischen Staates erhoben, aufhören müsse der Schacherjude des Mittelalters zu sein, diese Pest der Söhne guter Häuser, der Spion der feindlichen Lager, der stets gefüllte Blutsauger der Bauern, der Sonntags immer besuchte Schenkwirth, der eifersüchtige und schmutzige Erfinder aller möglichen Industrien, der herrschsüchtige und unüberwindliche Monopolisateur jeglichen Handels, der unsichtbare Windhund aller Kriege und Schiedsrichter des Friedens. Der Jude unserer Zeit treibt thatsächlich nicht mehr alle diese häßlichen Gewerbe, wie der Jude des Mittelalters. Setzt er den Wucher fort, so geschieht es auf anderm Fuße; die militärische Spionage ist zu gefahrvoll, der Bauer und seine Schenken entschlüpfen ihm, die Industrie hat über seine Einflüsse hinaus ihren Aufschwung genommen und der über die ganze Welt verbreitete Handel hat ihn in seine Kreise gezogen, statt von ihm umschlungen zu werden. Man begegnet auf keinem dieser Felder mehr dem feindseligen, dem schadenbringenden Juden. Doch sind darum die christlichen Völker, die ihn aufgenommen, besser daran? — Nein! — So behaupten wenigstens die dabei Interessirten.

Der Jude fuhr fort das Geld zu monopolisiren; er hat es erreicht, einem Lande in der Stunde der Gefahr die Kehle zuschnüren und öffnen zu können, je nachdem er die Schnüre seiner Börse auf- und zuzieht und diese zu einer Büchse der Pandora macht. Die früher von ihm betriebene Kleinindustrie und die kleinen Handelsgeschäfte verschmäht er jetzt, da er sie mit der Großindustrie der Banken, dem Großhandel der Finanz ersetzt hat, wo er mit schwindelerregender Schnelligkeit der König-Autokrat, der absolute Herrscher geworden ist. — Der Jude hat sich mit allen modernen Freiheiten voll gesogen, um alle christlichen Wahrheiten anzugreifen, er hat sich der ganzen Thätigkeit der Presse bemächtigt, um alle Fundamente der Gesellschaft besser erschüttern zu können. Wie er den Gott auf Golgatha haßt, so haßt er alles, worin die Macht, der Adel, die Schönheit der ihn anbetenden Religionsgesellschaften besteht. Er ist der geborene Widersacher alles dessen, was ihre Stabilität, ihr Wohlbefinden, ihre Blüthe und ihren Ruhm feststellt. Unter dem Vorwande, Christen in allen geheimen Gesellschaften zu begegnen, gehört er von Anfang an zu allen Rotten, welche daran arbeiten, die bestehende Ordnung zu untergraben, gleichviel unter welchem Regime, unter welchem Vorwande, wenn sie nur dazu helfen das Bestehende umzustürzen, vor allem den Thron, dann den Altar: oder besser noch, zuerst das Religions-, dann das Staatsgesetz. Es gefällt ihm alles, was an der christlichen Civilisation gut und schön ist, von dem Strudel des Unbeständigen, von dem Abgrund der Revolution verschlungen zu sehen. Sie, die Juden, haben dabei nichts zu verlieren, sollten ihnen auch einige Millionen geraubt, einige Paläste verbrannt werden! Sie würden angesichts der Flammen lachen, welche die Rue Lafitte zerstörend Paris zerstören würden. Das Petroleum würde ihren Gesichtsnerven wie duftende Narde, der Dynamit ihren Ohren ein Kitzel wie köstliche Musik sein! Wer könnte ihnen ihre Thora und ihren Talmud rauben? Sind sie nicht daran gewöhnt von allem entblößt zu sein, um alles wieder zurückzuerobern — Reichthümer und Macht?

Auch sind sie hinter allen socialen Erschütterungen, wie sie im Hintergrunde aller moralischen Epidemien sind. Hier konspiriren

sie einfach gegen die Stärkeren, indem sie sich zugleich zu Bedienten ihrer Freude, zu Versorgern ihrer Laster und zu Beschaffern ihres Ruins machen. Dort sind sie Liberale, hier Republikaner, anderwärts Radikale, Socialisten, Kommunisten. Nicht daß sie persönlich in den Kampf eintreten — aber sie liefern die Fonds. Sie verschaffen den Kriegsnerv und gießen in Form von Tinte Öl in das Feuer. Sie verschreiben und bezahlen die Hebel, die modernen Wurfgeschosse, welche alle Festungen des Glaubens und evangelischer Moral zerstören. Sie wissen wohl, daß keine Gesellschaft dem stärksten Auflösungsmittel einer in großen Dosen gereichten Immoralität, der unseligen Entnervung einer vollständig intellektuellen Entsittlichung widerstehen kann.

Das ist unzweifelhaft: nachdem sie Vertheidiger waren, werden sie Angreifer! Das liegt in der Natur der Dinge, in der Nothwendigkeit der Bestimmung. Wenn sie den Christen nichts Übles thäten: würden diese ein Interesse daran haben, ihnen ihr Vaterland wiederzugeben? Aber weil es in der Natur der Sache liegt, den Ländern, die ihnen Obdach geben, Übles zuzufügen, liegt es in der Nothwendigkeit der Bestimmung, daß, um sich von diesem Übel zu befreien, die Christen daran denken, ihnen ein Vaterland zu geben. Da sie nun keinesfalls ein anderes als ihr Vaterland annehmen werden, wird man ihnen wohl ihr Palästina, ihr Jerusalem, ihren Tempel wiedergeben müssen.

Indem der Glaube den Juden verbietet ihre Befreiung zu beschleunigen, an dem Ende ihres Exils zu arbeiten, hat er sie entwaffnet; zugleich hat er sie davor bewahrt, ihre Kraft und ihre Fähigkeiten zu unzeitigen Schritten zu verwenden. Aber gerade darum auch nöthigt die Macht der Dinge die Christen das zu thun, was das Volk Gottes nicht unternehmen kann. — Weil es unnatürlich ist, daß ein Volk auf Kosten eines andern, einem Parasiten gleich, tief in dessen innerstem Eingeweide lebt, will die Bestimmung, daß die Christen es sind, welche diese fremde Rasse aus ihrem Schoße weisen, den sie zerstört, um sie auf ihren wahren Grund und Boden, in ihr Vaterland zurückzuführen — mit ihren vielleicht noch einmal blutbefleckten Händen! — Davor sei Gott!

XVI.

Um aus einer Enge herauszukommen, in welcher länger zu verweilen vielleicht nicht mehr möglich bleibt, ist es Sache der Christen das zu vollbringen, wozu die Juden keine Erlaubnis haben. Ihnen kommt es zu, Palästina seinen rechten Eigenthümern zurückzugeben und zwar in der Eigenschaft als neutrales Land, in seiner Neutralität geschützt durch die Mächte, deren Banner über dem heiligen Grabe wehen werden, je nachdem sich die christlichen Soldaten zur Wache sowohl an der Pforte desselben als an allen anderen durch die Tradition verklärten heiligen Orten ablösen. Die Christen werden durch das Gefühl ihrer Selbsterhaltung dazu genöthigt, sich dieser Aufgabe nicht zu entziehen, so daß sie, falls die Israeliten die angebotene Wohlthat verschmähen sollten und der Zeitpunkt käme, wo die Staaten, auf das Äußerste gebracht, sie zwingen müßten ihre Wohnherde zu verlassen, um ein eigenes Territorium zu bewohnen, dieselben, wenn nöthig, bis über die Grenzen des letzteren hineinzutreiben sind, ebenso wie sie einst über die Grenzen dieses geliebten Territoriums hinausgetrieben wurden — dem dunkeln, blutgetränkten Horizont der Verbannung entgegen!

So sehr ein derartiger Gewaltakt dem Geiste des modernen Lebens widerstrebt, so sehr er im Gegensatz zu dem neuen, von den Vereinigten Staaten inaugurirten Rechtsverfahren steht, das sich nicht damit begnügt, dem Nächstenbesten, jedwedem Emigranten, gleichviel welcher Wind ihn hergeweht hat, so viele Morgen Landes als er haben will, so viele politischen Rechte als ihm auszuüben beliebt, zuzugestehen, so wird ein Moment kommen, in welchem alle christlichen Nationen, mit denen der Jude heutigentags zusammenlebt, anerkennen, daß die Frage, ob er zu belassen oder auszuweisen sei, für sie eine solche wird, die man als eine auf Leben und Tod bezeichnet — die Frage, ob Gesundheit oder fortgesetzte Krankheit? ob socialer Frieden oder immerwährendes Siechthum und beständiges Fieber?

Wird man erwidern, daß den Juden die weiten Ländereien der

noch heidnischen Kontinente Asien, Afrika, Australien offenstehen, um sich dort zu bergen?

Eine derartige Ausflucht würde nur ein Aufschub sein; denn da sie nicht die Kraft besitzen, dort vor der christlichen Civilisation einzudringen, könnten sie nur in deren Gefolge einziehen. Außerdem würde diese nicht lange warten, nachdem sie sich in ihren Metropolen von ihnen befreit hätte, auch in ihren Kolonien sich ihrer zu entledigen. Das wäre demnach schließlich nur eine Frage der Zeit. Früher oder später wird man sie mit umgürtetem Schwerte nöthigen, von ihrem Vaterlande wieder Besitz zu nehmen. — Die Schwachen, von der Anämie der Skeptik Angekränkelten werden vor unsern Altären niederknieen, sich selbst abschwören, um bei uns zu bleiben; die Gläubigen werden in ihr „verheißenes Land“ fliehen und, dort Fuß fassend, an das Wunder glauben. Ja, großer Gott! das wird ein Wunder, ein wahres Wunder sein — ein Volk zu sehen, das nach zwanzig Jahrhunderten der Verbannung auf fünf Welttheilen so lebenskräftig blieb, um noch fünf Millionen streitbare Männer zu besitzen, fähig von dem Lande der Verheißung Besitz zu ergreifen, aus welchem sie der von einer seiner Töchter leidenschaftlich Geliebte einst ausgestoßen: der Gatte jener schönen, dreißig Jahre nach Christi Tod geborenen Berenice, der Gemahlin eines Herodes — ein Name, welcher die blutigen Erinnerungen der Wiege und des Kreuzes Jesu umschattet.

Und dann? werden die Mystiker fragen. — Jedem Tage seine Aufgabe! Sicher ist, daß in Folge eines dringenden Interesses die europäischen Nationen Palästina denen zurückgeben müssen, welchen es gehört. Menschlich gesprochen ist dies ebensowohl ein Akt der Vernunft als der Gerechtigkeit. Palästina gehört den Israeliten, wie Italien den Italienern, Polen den Polen, Frankreich den Franzosen, England den Engländern. Es ist also billig, daß die Israeliten ihr Vaterland wiedergewinnen, wie die Italiener das ihrige wiedergewonnen haben. Doppelt billig, wenn die Anwesenheit der Juden inmitten der europäischen Nationen für diese eine Ursache vieler Übel und ernster Gefahren ist. — Warum sich fragen, was dann folgen wird? Ob sie den Tempel Salomos wieder

aufbauen oder nicht? Ist nicht hier am Platze zu wiederholen: die Zukunft ist das Geheimnis Gottes?

Bald nach den Offenbarungen der Apokalypse verbreitete sich unter den Christen der Glaube, daß das Ende der Welt nahe sei, besonders unter jenen zahlreichen Sekten, deren viele noch eng mit dem Judenthume verbunden waren. Damals entstand eine Legende: sie verkündete, daß das letzte Gericht erst nach der Bekehrung aller Juden stattfinden werde. Obwohl sie an Glaubwürdigkeit verlor, als man sich im Jahre 1000 der Erwartung hingab, die Sonne auf den Mond, die Sterne auf die Erde fallen zu sehen, ohne daß irgend ein Anzeichen die Bekehrung der Juden voraus verkündet hatte, blieb diese Legende nichts desto weniger unter den Mystikern in Umlauf und schien in den Augen solcher, die in der Theologie wenig unterrichtet sind — und deren giebt es leider nur zu viele! —, immer wie eine Sache von nahezu dogmatischer Bedeutung. Die Legende fußt allerdings auf einigen dunkeln Texten, wurde aber nie als authentische Auslegung aufrecht erhalten. — Bei dem Vatikanischen Concil legte eine gewisse Gruppe bekehrter Juden den Bischöfen eine exegetische Studie vor, welche eine tiefere Erklärung dieser und einiger anderer Texte zu bringen prätendirte. Nach dieser Auslegung sollte die Bekehrung des Volkes Gottes, das gottesmörderisch, dem Herzen Gottes aber, treu seinem Bunde mit Abraham, immer noch lieb sei, der Rückkehr nach Palästina folgen und jener Ära allgemeinen Friedens und allgemeiner irdischer Glückseligkeit vorangehen, welche viele Mystiker und Exegeten „das Reich des heiligen Geistes" genannt haben. — Könnte man nicht sagen, daß die Socialisten es ebenfalls ahnen, indem sie behaupten, „das goldene Zeitalter liege nicht hinter dem Menschengeschlechte, aber vor ihm; die Menschheit steuere darauf hin und werde es sicher erreichen"?

Was läßt sich hieraus folgern? — Die Zukunft ist das Geheimnis Gottes. — Die Gerechtigkeit unterdessen ist eine Pflicht der Menschen. Weil die Juden das ferne Palästina so wenig durch eigene Macht zurückerobern können, als die Italiener im Stande waren das von ihnen bewohnte Italien allein durch eigene Anstrengungen zurückzuerobern — die einen nicht, weil sie es nicht wagen

ihr Geld und ihre Waffen zu gebrauchen, die andern nicht, weil sie vergeblich ihre Schätze und Armeen dazu verbraucht haben würden —, verlangt es die Sicherheit der Völker und die internationale Gerechtigkeit, daß die europäischen Mächte die Israeliten verbindlich machen nach Palästina zurückzukehren: weil es ihr Vaterland ist und weil, indem sie ihr Vaterland zurückgewinnen, ohne etwas dafür gethan zu haben — was ihre Religion ihnen verbietet —, indem sie in dasselbe zurückkehren und daselbst bleiben, endlich die anderen Länder von ihrer Anwesenheit befreit werden, ohne die auf Auslegungen ihrer Rabbinen gegründeten Verbote verletzt zu haben!

Und die Zigeuner? wo ist ihr Vaterland? wo soll man ihnen eines suchen? wie ihnen eines geben? warum sie zwingen sich eines zu schaffen? wie sie in ein solches hinziehen — durch welche Erinnerungen an eine ruhmvolle Vergangenheit? durch welche Gründe von Recht und Gerechtigkeit? durch welchen Zauber der Aktualität? durch welche Hoffnung auf die Zukunft?

Die Zigeuner.

I.

Ganz im Gegensatze zu der jüdischen Nation, die absoluten Geboten blind gehorcht, weist die Zigeunerrasse den Despotismus jedweden Gesetzes zurück. Mit einer ebenso sinnlosen, wie erhabenen Verachtung gegen alles, was bindet und beschränkt, will sie nichts von der Erde als das Leben. Sie erhält sich ihre Individualität durch ihr beständiges Zusammenleben mit der Natur, sowie durch ihre tiefe Gleichgültigkeit gegen alle nicht zu ihr gehörenden Menschen, mit denen sie nur so viel verkehrt, als sie dieselben zur Beschaffung ihrer Subsistenzmittel braucht. Auch sie hat Lust am Betrug, aber ohne systematischen Haß, ohne systematische Bosheit. Haß und Rache sind bei ihr nur zufällige, persönliche Gefühle, keineswegs solidarische. Sie lacht der Überlegenheit des civilisirten Menschen, wie der Fuchs des Hofbauern, dem er den Hühnerstall ausgeraubt hat. Sind ihre Bedürfnisse gestillt, so ist sie harmlos, wenigstens hat sie nicht die vorbedachte Absicht en masse, den Massen zu schaden. Ihr liegt nur daran, sich die Freiheit des wilden Rosses zu bewahren; denn sie begreift nicht, wie man ein gebautes Dach, so schön es auch sei, dem Laubdach der Wälder vorziehen könne.

Autorität, Gesetz, Regel, Princip, Vorschrift, Verbindlichkeit, Pflicht sind dieser wunderlichen Rasse unausstehliche Dinge und Begriffe — sowohl darum, weil diese, um aufgenommen werden zu können, mit einem geistigen Fleiße durchdacht sein wollen, der ihr

antipathisch ist, als auch weil sie vorzieht dieselben nicht zu kennen und lieber die verderblichsten Konsequenzen eines Lebens ohne Ziel und Resultat erträgt, nur um nicht dessen müßiges, ausschließlich von dem Anreiz der Phantasie und Begierde bestimmtes Vagabundiren aufgeben zu müssen.

Dieses Suchen nach einer Freiheit — wild, weil absolut — erzeugt natürlich einen unüberwindlichen Widerwillen sowohl gegen die Arbeit als gegen den dem industriellen Juden so theuren Handel: denn Arbeit wie Handel fesseln; gegen den Wohlstand: denn er macht dienstbar; gegen feste Wohnung: denn sie entführt aus den Höhlen, aus den Bergen. Und um in diesen Freiheitstaumel nichts eindringen zu lassen, nichts von ihm zu veräußern, nur um seine kleinen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne etwas von seiner Sorglosigkeit einzubüßen, scheut sich der Zigeuner keiner Procedur, keines Mittels, wären sie auch der Art, daß selbst noch weniger kultivirte Naturen davon abgestoßen würden. Wie verschieden sind sie hierin von den Israeliten, deren Sinn für das Gute und Böse verfeinert ist und beständig wach erhalten wird durch den Gehorsam gegen ängstlich zu hütende Vorschriften, durch ihren Glauben an den Dekalog, der sie lehrt sich ein Gewissen aus dem Diebstahl eines Thalers zu machen, während sie in demselben Augenblicke Zehntausende durch den Wucher erpressen, darum, weil der Diebstahl verboten, der Wucher dem Ungläubigen gegenüber aber lobenswerth ist!

Da die Zigeuner weder Bibel noch Testament besitzen, sehen sie die Nothwendigkeit nicht ein, ihre Intelligenz dem Verständnisse abstrakter Begriffe zu beugen, und sie lassen dieselbe im Kreise ihres Instinktes einrosten. In dem unbestimmten Bewußtsein ihrer Unschädlichkeit sind sie zufrieden, wenn die Sonne sie bescheint, deren Wärme sie entzückt — zufrieden, wenn sie einer kleinen Anzahl primitiver und elementarer Leidenschaften sich hingeben können und dieser sans-gêne der Seele durch keine konventionelle Tugend getrübt wird, was ihnen mehr werth ist als alle Vortheile, die eine wenn auch noch so geringe Beschränkung ihrer Neigungen ihnen bringen könnte.

Dieses Unabhängigkeitsbedürfnis ohne Schranken, ohne Grenzen, welches ein scharf ausgeprägter Zug ihres Charakters ist, findet seine Nahrung in einer Art immerwährender Trunkenheit, die bald lärmend bald finster von dem fortgesetzten Kontakt der Zigeuner mit der Natur verursacht ist. Dadurch, daß sie sich nie ihrer direkten Einwirkung entziehen mögen, wird ihnen die Exaltation, zu welcher dieselbe sie hinreißt, sowie die von dieser Exaltation hervorgebrachte Überreizung so zur Gewohnheit, daß sie nicht leben könnten, wollte man ihnen auf die Dauer diese lebhaften und eingreifenden Aufregungen entziehen. Nichts in der Welt könnte ihnen die aus allen Zonen dringenden und gierig von allen Sinnen eingesogenen Freuden im Schoße der Natur aufwiegen. Man möchte die Zigeuner die ewig von der Milch Cybelens Trunkenen nennen — so toll und unmäßig Trunkenen, daß ihr Taumel den Verstand ihnen trübt, die Gefühle ihnen entwegt.

Nichts steht dem Zigeuner über der Freiheit, jeden Augenblick auch die kleinste seiner Launen befriedigen zu können. Er enthebt sich jedem Joche der Moral, jeder socialen Abhängigkeit, jedem inneren Hindernisse, nur um unaufhörlich dem elektrischen Funken einer Aufregung nachzujagen. Fühlen wird zum Inhalt seines ganzen Seins — fühlen, gleichviel um welchen Preis. Gehorchen und Befehlen ist ihm beides zuwider, wie eine Last, eine Knechtung. Haben ist ihm so fremd wie Sollen: ja, diese beiden Zeitwörter existiren nicht einmal in seiner Sprache[1])! Reihenfolge, Konsequenz, Voraussehen — die Bindemittel zwischen Vergangenheit und Zukunft — sind ihm darum nicht nur abstoßend, sondern unmöglich. — Welch ein Gegensatz zu den Israeliten, bei denen die Fortsetzung ihres Seins auf beständiger Vermehrung ihres Habens beruht!

II.

Indem die Zigeuner nur das eine Ziel verfolgen: ihre Sinne fortgesetzt mit allen Genüssen zu ergötzen, welche sie in dem Besitze

---

1) Siehe Pott, „Die Zigeuner in Europa und Asien" (Halle) — ein philologisches von dem Institut de France gekröntes Werk.

der Natur, ihrer großen Göttin — der einzigen von ihnen erkannten und angebeteten — finden, erlangen sie durch die absolute Gleichgültigkeit gegen das Haben die absolute Freiheit des Seins. Die Mehrzahl der besonderen, jeder Civilisation angehörenden Leidenschaften entspringt jedoch aus der Nothwendigkeit und der Begierde zu haben. Ein auf dieses Haben verzichtendes Volk wird demnach unempfindlich gegen die Versuchungen, welche das Sein berühren. Darum auch erreicht es der Zigeuner, wie nur irgend ein Anachoret, sich vollständig von allen weltlichen, mit dem Wort „Verlockungen des Satans" bezeichneten Banden frei zu machen. Da aber das Motiv der Freimachung dem des Anachoreten diametral entgegengesetzt ist, ist auch der Gebrauch, den der Zigeuner von der Freiheit macht, ein entgegengesetzter. Während jener sich aller irdischen Fesseln, aller Ketten, welche sein Herz an die Welt schmiedeten, durch die höchste Liebe zu einem Princip entledigt, dessen ausschließlicher Betrachtung er sich hingiebt, dabei den Geschmack an den Freuden, denen er entsagt, verlierend, zerreißt der Zigeuner alle Bande und weist die Fesseln der Gesellschaft zurück, um sich an unmittelbaren Genüssen zu weiden.

Der Anachoret stößt alle süßen Regungen von sich, welche Familie, Vaterland, Geselligkeit und Civilisation mit sich bringen, um in der Anbetung einer höchsten, alles bewegenden Kraft sich selbst zu entsagen — der Zigeuner verwirft sie aus Egoismus. Bewunderungswerth in seiner dunklen Verachtung unseres Ehrgeizes, unserer Despotismen, unserer Leichtfertigkeiten, unserer Illusionen, unserer Ohnmacht, Feigheit und Dienstbarkeit erniedrigt er sich wieder selbst, indem er zugleich mit den von der Gesellschaft erzeugten Gebrechen, Lastern und Gemeinheiten auch die Tugenden und das Heilige verschmäht, was die menschliche Gesellschaft zusammenkittet und ihr den Halt giebt.

III.

Egoismus — so nannten wir den unersättlichen Durst des Zigeuners nach Freiheit, seine zügellose Begierde, jede Minute des Daseins genießend auszukosten, ohne von der Natur sich zu trennen, die ihm bald Nähr- bald Rabenmutter, bald göttliche Geliebte bald grausame Königin ist, ihm aber stets unerschöpfliches Entzücken bringt. Der Egoismus aber — niemand, der es nicht wüßte! — führt zum Barbarismus, verstehe man unter diesem Wort eine unendliche Grausamkeit oder eine unkultivirte Gesellschaft; er führt zum Barbarismus, wie die Religion zu unendlicher, die menschliche Gesellschaft zu einer bedingten Nächstenliebe führt. Aber feilt auch die Civilisation an den Rauheiten des primitiven, dem Menschen angeborenen Egoismus, der so sehr mit seiner Natur verwachsen ist, daß es ihm unmöglich wird, ihn vollständig zu beseitigen, selbst wenn er darauf verzichten wollte, hier unten oder dort oben glücklich zu sein: so löscht sie in den Individuen doch auch nur zu oft den Ausdruck jenes zugleich naiven und poetischen Egoismus des Zigeuners aus, um die Keime eines anderen, heuchlerischen und prosaischen Egoismus — den wir gerne Egotismus nennen möchten — zu begünstigen. Wesentlich verschieden ist dieser kleinlicher und nicht weniger absolut.

Der Egoismus entwächst dem Verlangen nach dem Gefühl unendlicher Glückseligkeit — einem Verlangen, das durch nichts dem menschlichen Herzen entrissen werden kann. Großen und schönen Seelen ist dasselbe so tief eingeboren, daß sie es mit nichts ersticken können und, wenn es ihnen versagt bleibt, ein Glück in dem hochstrebenden Besitz einer realen oder idealen Liebe zu finden, mag diese Liebe Gott, das Vaterland, ein Wesen, die Kunst oder die Natur zum Gegenstand haben, das Geheimnis finden, sich das Glück in der Entsagung zu schaffen. Diese Seelen — Gott weiß es — suchen nicht sich selbst, aber sie finden sich selbst in der Freude zu geben und sich zu geben: das ist ihr Egoismus. Nicht, daß sie ihr Selbst in ihrem Gott, ihrem Vaterland, ihrer Sache

oder in ihrer Kunst lieben, aber sie befriedigen hier ihr Bedürfnis zu lieben in seiner ganzen Fülle, wie sie anders es niemals könnten; sie wissen das wohl!

Der Egotismus hingegen ist nichts als der ausschließliche Vorzug des eigenen Ichs, des eigenen Leibes und der eigenen Seele, vor jedem anderen Menschen und vor jeder anderen Sache in der Welt. Er besteht aus dem Kultus des eigenen hinfälligen und beschränkten physischen Seins, des materiellen Wohlbefindens, des sinnlichen und eitlen Genusses, der eigenen kleinlichen und gierigen Wünsche.

Der erstere — der Egoismus — nährt sich von Gemüthserregungen, selbst wenn sie seinen Sensationen entgegengesetzt sind, der andere — der Egotismus — tödtet die Gemüthserregungen (Emotionen), um seine Sensationen zu versüßen, indem er auf diese alle seine Triebkräfte mit mehr oder minder ostensiblem Cynismus richtet. — Der Egoismus erzeugt den Hochmuth, der Hochmuth die Tyrannei und Blasphemie; aber der Egotismus erzeugt die Selbstgenügsamkeit, den Eigendünkel: dieser die Nullität, die Nullität aber den menschlichen Verfall. Der Mensch, welcher sich selbst genügt, — ist er nicht mit Willen, wenn nicht in Wirklichkeit, null für seine übrigen Nebenmenschen? und in Folge dessen von seiner Würde als Mitarbeiter Gottes herabgesunken? Seine Nützlichkeit als Räderwerk in der großen Weltmaschine setzt sich fort, aber ohne sein Wissen, ohne sein Wollen, unbeachtet von ihren Intentionen.

Der Egoismus, insofern er Selbstgefühl ist, ist nicht so steril; er ist sogar überreich an fruchtbaren Principien. In welcher Sphäre er auch seine Thätigkeit entfalte: er ist die mehr oder weniger unmittelbare, mehr oder weniger wahrnehmbare und anerkannte Quelle, welche den Menschen zum Muth seiner Überzeugungen, ja selbst zum Heroismus inspirirt. Die Thatkraft des Genies, selbst die der Güte, würde ohne die schweigende oder laute Achtung vor uns selbst — ohne das Selbstgefühl — nicht existiren. Oder entwächst und entblüht nicht ihm das Bedürfnis, die Fähigkeiten aller Art bis zu ihrer äußersten Grenze, ja oft darüber hinaus zu entwickeln? mittels ihrer zu handeln und zu genießen? — Solcher

Egoismus ist ebensowohl an dem bis zur Arroganz getriebenen Stolze, an der Energie zum Bösen, als an der Beharrlichkeit im Guten zu erkennen; er ist zu erkennen an dem heiligen Zorne, wie an der unüberlegten Widersetzlichkeit, an dem Schutze, der dem Schwachen wird, wie an der Empörung gegen den Starken: bald als Tugend, bald als Fehler. Nur zu oft endet er damit, sich in der zersetzenden Atmosphäre der Gesellschaftskreise aufzulösen, deren Majorität — leider! — sich ganz und gar der groben Befriedigung des Materialismus hingiebt, müßte sie diese auch mit dem höchsten Preise, dem edler Menschlichkeit, bezahlen! Sträubt jener sich gegen diesen Einfluß, so anathematisiren, ächten und unterdrücken ihn bald Konvenienzen, welche die Welt ihm gleich Gebiß und Zügel anlegt, da sie die ihn begleitenden und ihr drohenden Gefahren fürchtet, wie alles, was eine lebendige Kraft in sich birgt.

Diesem stolzen ursprünglichen Egoismus entspringt alles persönliche Glück des Menschen — „Glück" in der doppelten Anwendung dieses Wortes; denn der Mensch ist für das Glück geschaffen: das Leiden ist nicht sein Letztes. Verlangt er glücklich zu sein, so entspricht das seiner Natur; er wird es sein alle Ewigkeit hindurch, wenn er nur zu glauben und zu hoffen weiß. Die katholische Theologie, welche einen tiefen Einblick in die menschliche Seele besitzt, hat gerade diesem Bedürfnis, das selbst die edelsten und begabtesten Naturen theilen, reichlich Rechnung getragen, indem sie jenen, die zeitlich sich selbst entsagen, Gott für alle Ewigkeit zu besitzen als Belohnung verheißt! Eine Verheißung, deren hohe Kühnheit alles übertrifft, was die Phantasie je von der Glorie der Unsterblichkeit geträumt hat.

Der hohe und edle Egoismus kann jedoch, wenn übertrieben, ein übermäßiges Gefühl des „besseren Ichs", schreckliche Ausbrüche und Verirrungen herbeiführen; wenn er aber fehlt, läßt er den Menschen ohne Macht, ohne Willen, ohne Lebensnerv. Von jenem mächtigen Selbstgefühl erregt dünkte sich der Sklave Epiktetos freier als sein Herr, der Sklave socialer Vorurtheile. Ohne dasselbe kann die menschliche Gesellschaft so verächtlich erscheinen, daß ein Caligula wünschen konnte, daß seine Unterthanen alle zusam-

men nur einen Kopf besäßen, um ihn mit einem Male abschlagen zu können: der äußerste Ausdruck einer Verachtung, die eben so sehr eine ewige Schmach für das Volk bleibt, das sie einflößte, wie für den Autokraten, der sie aussprach.

Auf jenem dichterisch empfänglichen Egoismus beruht das Lebensprincip sowohl der Israeliten, als auch der Zigeuner. Er manifestirt sich aber unter so verschiedenen Formen, daß allein das analytische Verfahren die Identität zweier Impulse darzulegen vermag, deren Wirkungen sich absolut in nichts gleichen. — Beide Völker sind in gleicher Weise von demselben Stolze beherrscht: dem einen flößt er ein gänzliches Vergessen ein, dem anderen eine ausschließliche Liebe zur Natur; jenem ein systematisches Übelwollen gegen die übrige Menschheit, diesem ein unüberwindliches Verlangen fern von ihr zu leben; wobei er das eine wie das andere Volk bestimmt, ein gleiches Schweigen über die Geheimnisse seiner Nationalität zu bewahren.

Nur, — wohlgemerkt: denn hier liegt der in das Auge springende Punkt dieser soeben gezogenen Parallele! — nur treibt derselbe Stolz das eine Volk, die Kunst der „Heiden" auszubeuten, ohne in sie seine Seele zu ergießen, während er das andere treibt, sich eine Kunst zu schaffen, um in sie seine Seele auszuschütten, ohne aber die des Giorgio [1]) zum Muster zu nehmen. — Im Gegensatze zu den Israeliten haben die Zigeuner — ursprünglich wenigstens — weder für die Christen noch nach christlicher Art gesungen. Sie haben die Kunst weder nach einem Muster noch für ein Publikum gepflegt. Sie haben gesungen, weil sie das Bedürfnis zu singen in sich fühlten — für sich singend besangen sie sich selbst.

IV.

Wenn die unsere Sinne bezaubernde Natur keine Eindrücke höherer Art als die der Sinneserregung in uns erweckte, so möchte

1) In der Sprache der Rommys bedeutet das Wort Giorgio „Fremdling", synonym mit „Heide".

man glauben, der Zigeuner sei, indem er alle anderen menschlichen Neigungen den egoistischen Genüssen opfert, welche ihm aus dem Zusammenleben mit der Natur erwachsen, dem Egotismus verfallen. Dieser jedoch, welcher der Gemüthserregung aus Furcht vor der Fakultät des Leidens abschwört, mit der sich doch gleichzeitig die Fakultät des Glückes entwickelt, wird hiedurch ebenso unfähig eine Kunst hervorzubringen, als ihren geheimen Sinn zu verstehen. Höchstens kann er aus einem Raffinement der Korruption sinnliche Freuden aus der Schönheit ihrer materiellen Erscheinung schöpfen. Schaffen kann er nicht. Denn um schaffen zu können, bedarf es vor allem einer Erweiterung des Gefühls: dieses aber tödtet Egotismus, bedarf es ferner eines Gedankens und einer Form, in welcher dieses Gefühl vollständig Fleisch und Blut wird — der mühe- und arbeitsscheue Egotismus aber sucht sie nicht —, bedarf es endlich, was dem Egotismus vor allem unmöglich ist, einer Liebe, die den Gedanken, die Form, den Gegenstand seines Schaffens, ja seine Schöpfung selbst mehr liebt als sich! Somit sind wir gezwungen zuzugeben, daß der Egoismus der Zigeuner reiner und edler ist als der Egotismus der Epikureer aller im Verfall begriffenen Gesellschaften, weil jene die Fähigkeit besaßen, eine Kunst, eine eminent nationale Kunst zu schaffen.

Wenn der Egoismus ohne Schleier und ohne Vermummung, ohne Abschwächung und ohne Steigerung, der freie, absolute Egoismus der einzige Motor in dem Leben der Zigeuner ist, so haben sie wenigstens, als sie seine Inspirationen in einer Kunstsprache wiedergaben, aus seiner lautersten Quelle getrunken. In ihren Klängen athmet der Stolz des Egoismus; doch tritt er auf als Bewußtsein, das der Mensch von seinem inneren Werthe besitzt, von seinem höchsten Rechte auf Individualität, von seinem unveräußerlichen Rechte durch sich selbst und für sich selbst zu sein auf Grund seines Willens, der Ausströmung seiner Seele, auf Grund seiner thatsächlichen Superiorität über die ganze Schöpfung. „Höchste Herausforderung, hingeschleudert jeglichem Despotismus, höchste Verneinung, hingestellt von der menschlichen Natur in ihrem Zustande primitiven Verfalles" möchte man sagen, wenn dieses Haupt- und Beiwort sich verbinden

könnte zu einer kühnen Ellipse gegen alle Sophismen der Halbbildung, welche die Unterdrückung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und ihre unedle Nachkommenschaft: die Servilität und Niedrigkeit, die Bestechlichkeit und Feigheit als unschuldig rechtfertigen möchten.

In der Zigeuner-Kunst findet man den Stolz des Egoismus in seiner abstrakten und aphoristischen Tonalität wieder, wie er sich in der Gesammtheit des Menschengeschlechtes unveränderlich forterhält, aber kaum als vorherrschender Charakterzug eines Volkes oder eines Individuums vorkommt. Wir finden ihn hier frei von seiner unheilvollen, der Überkraft entspringenden Überwucherung, im vollen Glanze einer Kraft, welche den Menschen fühlen läßt, daß er durch das Recht der Geburt vor allem Besitzer seiner selbst ist, sodann Besitzer, Oberhaupt, König, ja der von ihr ganz eingenommene und hingebende Liebende der Natur: denn auch sie muß man lieben, um sie zu verstehen! Die Zigeunermusik ist von dieser bleibenden und herrlichen Affirmation, welche ihr sympathisches Element bildet, gleichsam ganz und gar durchdrungen; denn auf sie läßt sich der Ursprung von mehr als einer unserer schönsten spontanen Erregungen zurückführen.

Wenn ein Gefühl so tief in den edelsten Regionen des menschlichen Herzens wurzelt und so erhabene Höhen zu erreichen vermag, so wird es, zu welchen Irrthümern und beklagenswerthen Erniedrigungen es auch immerhin ein Individuum oder ein Volk herabsteigen läßt, von dem Augenblicke an, in dem es in der Kunst Ausdruck gewinnt und sich in der Form des Schönen inkarnirt, von allem, was an seine traurigen Verkehrtheiten erinnert, sich ablösen und seine abstoßende Maske zerreißen, um in diesem wenn auch noch so kurzen Augenblicke in seiner ersten Harmonie und seinem ursprünglichen Glanze zu leuchten. Was könnte es auch nützen, die ursprünglichen Kräfte des Menschen leugnen zu wollen, darum, weil sie entgleisten oder falsch angewendet wurden, aber mittels der Kunst sich von ihren monströsen Auswüchsen befreiten und nun herrlicher denn je in ihrer Reinheit wieder erscheinen?

So unwahrscheinlich es auch im ersten Moment erscheinen

mag, daß in Äußerungen von Wesen, wie die Zigeuner, die einstimmig und traditionell in Verruf sind und eine Existenz führen, die sich der der wilden Thiere im Walde nähert, ein Keim des Edlen zu entdecken sei, so legen dennoch und unwiderleglich die Enthüllungen in ihrer Kunst ein Zeugnis von der Wirklichkeit solcher Erscheinungen ab.

V.

Es ist unmöglich ein so lebendiges und ununterbrochenes Zusammenleben und Zusammensein mit der Natur, das eine vollständige Unempfänglichkeit für alle Reize eines civilisirten Lebens nach sich zieht, nicht als ein merkwürdiges psychologisches Phänomen zu betrachten. Welch ein seltsames Problem ist diese Rasse, die alle Disciplinen abschüttelt, nur unter den Zufall sich stellt, geduldig die Ungewitter der Luft, die Unsicherheiten jedes kommenden Tages hinnimmt, die jedem menschlichen Joche trotzt, den Entbehrungen und Demüthigungen die Stirn bietet, von Land zu Land, durch Oceane und Gletscherketten sich treiben läßt, nur um nicht die verschwenderische Rüstung irgend eines Gesetzes zu tragen!

Welche Kraft der Trägheit, welcher Mangel an allem, was wir als socialen Instinkt bezeichnen, ist bei einem Volke vorauszusetzen, das die Jahrhunderte wie jene Steppenpflanze durchlebt, welche, der Wurzeln beraubt, von dem Herbstwinde im Staube der Wege umhergetrieben, auf ihren spröden und eckigen Stielen Blüthe und Samen wie die graue Koralle mit sich forträgt, ohne Boden, auf ausgebreiteten gebogenen Ästen keimt: eine Pflanze, von der volksthümlichen Metapher so trefflich „Windsbraut“ genannt! Wie sie, lassen sich die Zigeuner umhertreiben; durch Einflüsterungen der Laune, von Wanderung zu Wanderung, besuchen sie den Norden, den Süden; von Osten gekommen durchziehen sie den Westen und bleiben immer wie überall unnahbar für die Reize einer sicheren und geregelten Existenz.

Versuchten es dann und wann einige von ihnen sich häuslichen Gewohnheiten anzubequemen, so kehrten sie früher oder später zu

ihrem dürftigen Feldlager zurück, zu ihren zerrissenen Kleidern, ihren rauhen Genossen, zu der braunen Schönheit ihrer Frauen, dem düstern Schatten der Urwälder, zu dem Murmeln unbekannter Quellen, zu ihren improvisirten und bei ihren Lagerungen unter freiem Himmel gesungenen Chören, zu ihren berauschenden Tänzen in der Lichtung des Waldes, zu ihren schlauen und possenhaften Diebereien, zu der lustigen Ironie ihrer Betrügereien — mit einem Worte: zu den Aufregungen einer Existenz, deren Unstätigkeit und fortgesetztes Umherkreisen durch den häufig wiederkehrenden Taumel — Dank dem Alkohol — nur noch phantastischer wird. Der Reiz, welcher eine so unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt, läßt sich kaum weder zerlegen noch kühl erklären: er enthüllt sich in seiner ganzen Intensität nur dem Eingeweihten. Um aber die Geheimnisse gewisser Gewalten schätzen zu können, muß man sie empfunden haben.

VI.

Wenn die Leidenschaft für die Natur in das Stadium übergeht Bedürfnis zu sein, wird sie tyrannisch, wie jede andere Leidenschaft. Ihre Macht über ganze Völkerschaften, wie über Individuen läßt sich stets da beobachten, wo diese in beständigem Verkehr mit ihr leben. Der Lappe und der Samojede, wie der Jäger auf den Alpen und den Pyrenäen, der Kosake der Steppe wie der Matrose aus der Bretagne schmachten und siechen dahin, wenn man sie weit wegverpflanzt von der Stätte, in deren Mitte sie aufgewachsen sind. Aber diese begrenzen die Leidenschaft ihrer Liebe auf eine bestimmte Natur, auf eine gewisse Region der Erde und deren besonderen Charakter. Was jenen die Pracht des Nordlichtes und die Majestät der stolzen Berge, das ist dem Steppensohn die schweigende Ruhe der unbegrenzten Fläche, dem Meeresschiffer das schreckenerregende Sturmesheulen auf dem Ocean: die fesselnden Schauspiele, die er hier findet, sind ihm so lieb, daß ohne sie das Augenlicht ihm unnütz dünkt und er ihren Einflüssen entzogen seine Seele wie des Gefühles beraubt empfindet.

Überdies sind die Bewohner dieser Landstriche einer dem Klima derselben angepaßten Lebensweise, einem Regime unterworfen, welches keinem andern Ländertheil angehört; und immer dient ihnen die Liebe für die Natur nur dazu, um die Liebe zum Vaterlande, zur Scholle, zum Besitz, zum Kultus, zu den socialen Institutionen zu befestigen. Die von dem „Heimweh" Befallenen vermissen nicht allein ihre heimatlichen Gegenden — sie können auch nicht fern von dem leben, was diese umschließen: Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Familie, Domicil, Kindheitserinnerungen, Errungenschaften des reifen Alters, verehrten Gräbern, Zukunft und Nachkommen, der Vergangenheit gleichend, umrahmt von derselben Örtlichkeit und denselben Göttern geweiht!

Nicht so verhält es sich mit den Zigeunern, welche die Vorstellung von Vaterland ebenso wie die von Besitz, vor allem aber die von socialen Institutionen von sich weisen, sich jeder Gewohnheit entziehen, den Reiz der Jugenderinnerungen verleugnen, nichts von Errungenschaften wissen wollen, ohne Vergangenheit auch jede Zukunft verwerfen. Die ganze Erde — sie haben sie zu ihrem Vaterlande genommen; jeder Boden, — den sie mit ihren Füßen betreten, gehört ihnen; jeder Erdstrich gefällt ihnen, falls sie nur frei und ohne Zaum auf ihm umherirren können! Ihre Familie — sie ist der durch den Zufall gebildete und versammelte Stamm; ein Tuch über ein paar Äste gespannt, ein zerbrechlicher ajoupa genügt ihnen zur Wohnung. Alles, was sie zum Genuß des Augenblicks sich wünschen, betrachten sie als ihren Besitz!

Naturgefühl.

I.

Man müßte oft unter dem Baldachin der fernsten Himmel geschlummert haben, oft, gebettet auf Seetang, von den Strahlen einer aufgehenden Sonne geweckt worden sein, die urplötzlich wie mit Feuerpfeilen die Wimper getroffen, — man müßte ohne Schrecken gefühlt haben, wie die kalte, schlüpfrige Schlange die nackten Glieder umringelt, sich bäumend die träumende Stirne umkreist, — man müßte so manchen langen Tag dahingedämmert haben, lagernd unter blauem Himmel, überfluthet von den hochgehenden Wogen der keine Sichel kennenden Gräser, oft den ungeregelten Melodien des Sturmes und ihrer reichen Orchestration gelauscht haben, welche die tausendnadeligen Tannen, die tausendrohrigen Schilfe ihnen verleihen, — man müßte gelernt haben die süßen Geheimnisse zu verstehen, mit denen die Euphonien des Zwielichts leise, leise den in eine Landschaft Verliebten umflüstern, — man müßte gelernt haben jeden Baum an seinem Blätterdufte zu erkennen, eingeweiht sein in die geheimnisvolle Sprache des beflügelten Volkes der muntern Finken und plaudernden Grillen, — man müßte oft durch das Flachland bei sinkender Nacht geritten sein, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne die Atmosphäre umschließen und es scheint, als sei sie in kaltflüssiges Feuer getaucht, das den Blick entflammt und die Knochen erstarrt, bis es dem bleichen Dämmer gewichen und alle Sterne des Himmels in reizender Schelmerei, blinzelnden Auges, immer lächelnder, immer liebestrunkener, immer verlockender, ver-

führerischer heranhüpfen, — man müßte oft in rabenschwarzer Nacht den rothen Mond gesehen haben, wenn er einer blinkenden Kupferscheibe gleich über einer Ebene heraufzieht, auf der alles Leben erstorben, aus der jedes Thier geflohen scheint und in der nur dichte Sträucher an dem Horizont unförmige Schatten werfen, die aussehen wie der gewölbte Rücken eines riesigen Rhinoceros oder die massige Silhouette eines sinnenden Elefanten, — man müßte mit einem Wort ein Leben wie der Zigeuner gelebt haben, um begreifen zu können, daß man nach alledem ohne die Balsamströme, welche die Baumstämme der Gestade entsenden, nicht mehr existiren, daß man nicht mehr schlummern kann in steinernen Käfigen, daß einer Brust, geschwellt von der freien Luft des unbegrenzten Himmelsblaus, der Odem vergeht unter dem drückenden Dach unserer Behausungen, daß das Auge thränt, wenn es nur engen Mauern begegnet, wo es den durchsichtigen Äther oder die Perlmutterwolke des Frühroths sucht, daß das Ohr vertrocknet, wenn es nicht mehr die breiten Modulationen der symphonischen Klagelieder hört, die der Abendsturm dichtet.

Was kann den an solche Eindrücke gewohnten Sinnen die überwältigenden Scenen der Tragödien ersetzen, die sich an menschenfernen Stätten vollziehen? was sie erinnern an die blutigen Dramen, die sich um einen Sonnenuntergang abspielen, wie um den Tod eines Helden? Was auch ließe sich den liebestrunkenen Süßigkeiten der rosigen Nebel vergleichen? den veilchenduftigen Fernen? den violetten, bläulichen Tinten, deren aufgeregte Unbestimmtheit jene Konturen verhüllen, die nach und nach das goldne Erwachen des schönen Lenzes erhellt? Welches von der Industrie geschaffene Behagen vermöchte die glückliche, die Lebenskräfte verdoppelnde Befriedigung zu erreichen, die wir im Freien empfinden, wenn die Erde von warmem Sommerregen erfrischt, die Pflanzen gebadet, die Himmel versöhnt neu erstrahlen? Was könnte dem niederschmetternden Grimme gleichen, der in den Julidonnern grollt und den die Waldesstimmen in schreckenerregendem Riesenchor widerhallen? was sich messen mit der elegischen Trauer eines Forstes, den der Herbststurm seiner Blätter entkleidet, um wüthend die welken Überreste

des einst so bezaubernden Schmuckes zu durchwühlen? und welche Pracht einer strengen Gewalt sich neben die kalte Herbigkeit des Reifes stellen, dessen Erscheinen, wie das eines unmenschlichen Gebieters, allsogleich das Geplauder lebendiger, fröhlicher Gewässer hemmt, alle Gesänge verstummen macht, den Lebenssaft der Pflanzen unterbricht und den Schoß der Erde verhärtet?

Wer getrunken aus dem Becher ohne Boden, den Lippen von der Natur gereicht, daß er jeden Zug aus ihm schlürfe, jeden Tropfen aus ihm sauge: dem erscheinen alle von dem Menschen erdachten Freuden schal und thöricht. Was ist ihm der Flitterkram der Städte — ihm, der lieber dem grausamen Hauch des Winters mit dem Feuer der Wange entgegentritt? der, die Augen von seiner schneidenden Ruthe gepeitscht, lieber einsam ohne Obdach bleibt, als inmitten der Öde ironischer Herrlichkeit? Wer die betäubenden Schauer und das sanfte Einlullen der Kälte gekannt, das, je dichter die Todesnähe, um so minder Sterbensgedanken weckt, der wird gleichgültig gegen die Verfeinerung des trägen Sybaritenthums. Ja, wenn man die wilde Lust des Wirbelwinds gesehen, wie er die hellen Bahrtücher aus demantblinkendem Schnee von den Hügeln reißt, um sie wie seidene Wimpel hin und her flattern zu machen und zu peitschen, wenn sie sich auf einander stürzen: dann wird man gleichgültig gegen das Funkeln des Lichtes, gegen die blendende Großartigkeit der Elektricität. Welche Theater, welche künstliche Beleuchtung verachtet nicht der, dem das Werk Gottes ein Theater ist, der nur nach dem Licht der Sterne da oben fragt oder nach den freien, frohen und phantastischen Flammen, welche die dürren Blätter und Zweige verzehren! Welche Schauspiele, welche Dekorationen lassen sich dem bieten, dessen Auge sich geweidet an dem Anblick schreckenerregender Wasserstürze und Abgründe, herabhängender Felsen und wuthschäumender Ströme?

Wie könnten auch in Herzen, die so gierig Geschöpf und Schöpfung umklammern, erkünstelte Leidenschaften, vergängliche Eitelkeiten, hohler Ehrgeiz Raum finden?..... Könnten sie armselige Spielereien verstehen? Wie ließe sich diesen Menschen die Richtigkeit gemachter Beziehungen lehren — ihnen, die ohne Furcht vor einem

Dasein sind, das sie unablässig zwingt sich mit Gefahren zu messen, ja, die keine andere Gewohnheit kennen als die Gewohnheit der Gefahr — ihnen, die oft dem heißhungrigen Wolf, oft dem ungestümen Sturz eines angeschwollenen, wildschäumenden Strudels gegenüberstehen, die überrascht werden von dem entfesselten Anprall wüthender Südwinde, die man verzweiflungstoll nennen möchte — ihnen, die wissen, was Menschenkraft angesichts der Kraft der Natur kann und nicht kann, und die zwischen diesen bewegten Episoden die Zeit Tag für Tag in träumender Isolirung verrinnen lassen, stumm gegen Mann wie gegen Weib lieber am See sitzen und die Wellenkreise verfolgen, welche die Kiesel ziehen, die sie einen nach dem andern hineinwerfen, als eitle, zweck- und ziellose Worte auszutauschen! Bei Gott! Menschen, wie diese, sind nicht geeignet Theil an den liliputanischen Armseligkeiten des Egoismus zu nehmen, der nur dahin zielt große Leidenschaften zu Gunsten kleiner, hohe Bestrebungen zu Gunsten niedriger Habgier zu ersticken — der Narrheiten zu heilen sucht, um die Bosheit zu lehren, die Gefahren der Freiheit predigt, um die Livrée der Knechtschaft zu erheben — der sich bemüht die Natur zu verleiden, um goldne Kerker so mit weniger Mühe bevölkern zu können.

Nachdem der Zigeuner Auge und Ohr an den beständig im Wechsel begriffenen Freuden ergötzt hat, die ihn überfluthen, ohne daß er sie vorbereitet, ohne daß er mit seinem Wollen, seiner Vorsorge, seiner Arbeit Theil an ihnen gehabt — nachdem er alles Sinnenschmeichelnde derselben eingesogen, ohne daran zu denken, auch nur dessen leisesten Schatten in seiner Erinnerung festzuhalten, war für ihn unter den Erzeugnissen des civilisirten Lebens nichts enthalten, was sich mit dem Reiz dieser von Aufregungen eben so bewegten, wie prismatischen Vielfältigkeit hätte messen können.

II.

Die Natur bleibt für den Städter und Industriellen ein geschlossenes Buch; denn sie können sie nur als eine Art Urstoff in Betracht ziehen, welchen die zahlreichen Manufakturen in den ver-

schiedensten Werkstätten bearbeiten. Dem Forscher, der, Feuer und Eisen in der Hand, ihre Geheimnisse ihr entreißen will, flüstert sie — bald schrecklich in ihrem Zorn, bald lächelnd in ihrer Güte — kaum etliche unzusammenhängende Worte in das Ohr. Zärtlichen Seelen, die sie aus dem Fond eines Touristencoupés, wie von dem Sitz einer Loge aus, betrachten, erscheint sie sanft und räthselvoll, ein Geheimnis zur Lösung entbietend. Den Geschicken, denen sie zum Rahmen dient, erhöht sie durch ihre Reflexe und die Verbindung harmonischer oder dissonirender Bilder die Intensität der Freuden und Leiden. Dem Dichter singt sie in das Herz; ihm offenbart sie in Zwiegesprächen voll unaussprechlicher Süßigkeit ihre erhabensten Geheimnisse. — Aber wie mit Zauberkraft bemächtigt sie sich der Geschöpfe, die rückhaltslos und unausgesetzt ihrem Einfluß sich hingeben, die nur durch sie und in ihr leben. Man möchte sagen: sie, ein stolzes Weib, eine wohlthätige Fee, machtberauschte Alleinherrscherin, wechsele, je nach den Jüngern und Verehrern, auch ihr Wesen.

Unter Räubern, Schmugglern, Wilddieben und Piraten erzählt man sich Beispiele von dem beherrschenden Zauber, welchen die Natur auf sie ausübt — denn nur ausnahmsweise und vereinzelt zwängt sie ein habsüchtiges Interesse oder der Bann der Schuld in ein abenteuerliches Dasein und hält sie hier fest; die meisten sind ergriffen von der elektrischen Klaue der geheimnisvollen Gäa! Man findet unter wilden Völkerschaften Ähnliches, wie die wahnwitzige Naturliebe des Zigeuners; doch kennt man keine, die bei hundertjährigem Bestehen im Schoß aller Civilisation den Reizen, wie den Wohlthaten derselben widerstanden hätte, um im beständigen tête-à-tête mit ihrer hochgebietenden Herrin, dieser gewaltigen und herben Geliebten, zu bleiben.

Sollte die Rasse der Rommys empfänglicher als andere für die ebenso intensiven, wie exquisiten Erregungen angesichts der Wunder der Natur sein? Man fühlt sich versucht es zu glauben; denn unter allen anderen Rassen ist sie die einzige, die mit solcher Zähigkeit alles zurückweist, was sie dieser maßlosen Leidenschaft entziehen könnte!

III.

Die großartige Harmonie der Schöpfung entfaltet sich in so kolossalen und mannigfachen Verhältnissen, daß sich die Fähigkeiten des Menschen erschöpfen, noch ehe er dieselben in ihrer synthetischen Ganzheit erfaßt. Es ist unleugbar: wer nie sich von ihr verirrt, nie sich ihrem unmittelbaren Einfluß in allen ihren Manifestationen entzieht, — wer, Eins mit ihr, einstimmt in die ewige und glorreiche Ode, welche sie ihrem Schöpfer singt und von der wir kaum einige Silben zu stammeln vermögen, — wer allen Umwälzungen des sich fortsetzenden Dramas beiwohnen will, dessen Katastrophen, die sie ohne Ende vor uns entrollt, eben so reich an Liebesgesängen wie an Schmerzenslauten sind, — wer niemals aus der Ferne über sie nachdenkt, sondern ihr immer nahe in ernster Beobachtung dem Sinn und Grund ihrer unvorhergesehenen Phänomene nachforscht, — wer diesen beweglichen und unbegrenzten Schauplatz nicht verlassen, seinen fortgesetzten Eindrücken nicht entrinnen will, — wer sich rückhaltslos in die Poesie dieser stofflichen, furchtbaren und schönen Welt versenkt, sich ganz und völlig dem belebenden Hauche des Weltalls, seinem Einathmen hingiebt: derjenige setzt unendlich viel auf das Spiel.

Denn ist er einmal beirrt durch diese unabsehbaren Perspektiven, deren Windungen er nachzuspüren versucht, so trübt sich seine Vernunft wie durch die Wirkung eines göttlichen Nektars, dem mit profaner Kühnheit sich seine sterblichen Lippen genähert. Unfähig in seinem verblendeten Geist die unzähligen Umwälzungen der Natur auf- und zu umfassen, erscheint der Entwurf ihres allgemeinen Plans seinem Auge verworren, schwankend und stückweise. Ihr periodisches Wiedererscheinen, ihre zahllosen Analogien, ihre bewundernswerthe Beständigkeit, ihre unermüdliche Monotonie, ihre verbindende Symbolik, das so gut verhüllte Gleichmäßige ihrer Gesetze wird ihm durch die Mannigfaltigkeit ihrer Einzelheiten, die Fülle ihrer Verschiedenheit, den Reichthum ihrer Formen ein Unfaßbares.

Jedes Blatt, jede Stunde, jeder Tag anders, immer und überall alles verschieden: die Vögelscharen, die im Wetteifer ihrer Konzerte

sich heiser singen, — das Licht, das in jeder Minute eine andere Färbung, in jeder Landschaft jeden Morgen eine andere Physiognomie, jeden Abend eine andere Stimmung zeigt, — der Baum, der seine Blätter, ganz Laune des Augenblicks, mit sanftem oder feierlichem Tonfall schüttelt, — die Bewegung der Luft, die von Düften erregt selbst in ihrer tiefsten Ruhe bebend und wechselvoll athmet, — das Gras des Rasens, das über jeder Erdscholle sich anders kräuselt, das Moos des Felsens, das über jeder Spalte sich anders färbt, ja die Erde selbst, die an jedem neuen Tag besondere Tinten enthüllt!

Vor diesem Chaos so ungleichartiger Schönheit steht der Mensch erschrocken und seine Einbildungskraft wird wie jene massenhaft und in voller Kraft sich erhebenden Wassersäulen, die weder gehindert noch begrenzt zu einer Höhe emportreiben, in der sie allen Halt verlieren und schließlich in feinen, farbenreichen Staub zerfallen. Sein Gedanke zerstreut, zersplittert, verzettelt sich; es gelingt ihm nicht mehr, in seinem engen Spiegel die weise Anordnung des Geschauten zusammenzuhalten. Fortgesetzt durchläuft er es in seiner nimmer ruhend kreisenden Betrachtung und erliegt endlich dem beständigen Spiel so vieler Hebel des ganzen Saitenbezugs der Stimmungen, die alles umschließen: von dem Zauber der süßesten Anmuth an bis zu den vernichtenden Schauern des Entsetzens, von der weichsten Hingabe bis zum vorsichtsvollsten Mißtrauen, von dem sanften Spott gewissen Vogelzwitscherns bis zu dem verzweifelten Todesschrei der mit dem Adler und Schakal ringenden Opfer, von der Heiterkeit schöner Tage bis zu den angstvollen Aufregungen der Gefahr. — Der Mensch wird wild mit der Bestie, zärtlich mit der Taube; er schlummert mit den Blumen und ihren Balsamdüften und reckt sich in die Höhe, feurig und üppig, wie die Pantherin. Sich berauschend an der Sonne dehnt sich sein Stolz aus in das Unbegrenzte, sein Groll wird unbeugsam in dem herben Nachzittern einer entronnenen Gefahr, sein Muth entflammt angesichts der Zerklüftungen der Bergeshöhen, die Stirne umfluthet von Gletscherluft, um eben so bald sich wieder in dem gefahrlosen Aufenthalt zwischen Hügeln und Ebenen zu verlieren.

Dergestalt wechselt er beständig: eine immerwährende Entnervung in Ungestüm, Sorglosigkeit in Furcht.

IV.

Diese schnelle, sich widersprechende Aufeinanderfolge der Bewegung verwirrt den Geist und es breitet sich allmählich ein Dunkel über die Vernunft. Man möchte sagen, daß in diesem beständigen Kommen und Gehen diskordirender Erregungen die Gedanken gerinnen, die strahlenwerfende Herdflamme der Vernunft nur trübe flackert und die Ordnung des Weltplanes in Unordnung sich widerspiegelt. Die vergleichende Fähigkeit erlahmt und die Urtheilskraft, diese Lichtader, die alle Theile des Gehirns durchströmen soll, erlischt. Das Reflexionsvermögen stumpft sich ab, während dagegen die magnetische Sympathie, der Instinkt und Spürsinn wächst. Das Verständnis wird in dem Grad schwächer, als die Sinne — nach dem Beispiele der Thierwelt — sich verschärfen. Der Mensch, dergestalt verwirrt und athemlos, stürzt sich — wie jene — auf jede Beute, die sich seiner Begierde darbietet; er rast in der Unbeweglichkeit, erhitzt sich schmachtend und passiv an jedem Strahl des Wohlseins, heult unter jedem Angriff von Leiden und, um seinem Netze zu entrinnen, kämpft er sich ab mit der Krankhaftigkeit jener unüberlegten und sich überstürzenden Heftigkeit, welche dem verzehrenden Fieber eigen ist.

Wie der Liebende, dessen unausrottbare Leidenschaft sich dermaßen in die Vergötterung seines Gegenstandes versenkt, daß sie einen krankhaften Charakter annimmt und er jede Herrschaft über sie und sich selbst verliert und seine männliche Superiorität in Schwäche untergehen läßt, wird er ein Spielball ihrer Launen. Bei jedem Ernst, jedem Versagen wähnt er sich ungeliebt und wird nach jedem Sturme, wie nach jedem Lächeln nur noch mehr zum Sklaven seiner Leidenschaft; immer mehr gefesselt von den verschiedenen und immer stolzeren Reizen seiner hochgeschraubten Liebe wird er unfähig ihr wahres Ideal zu messen, ihre Tragweite zu begreifen. Von ihrer Erhabenheit bleibt ihm nur noch ein vages Bewußtsein, eine wol-

lüstige und zugleich brutale Neigung, deren äußere Wirkungen sich der Monomanie nähern. — In seiner thörichten Besitznahme der Natur, in seiner fortgesetzten Assimilation der von ihr erregten Affekte entsagt der Zigeuner seiner menschlichen Superiorität, jener Königswürde der Intelligenz, welche ihr wesentliches Attribut ist. In ihm vollzieht sich eine Art Umkehrung des geistigen Processes, wodurch er, anstatt, wie der Brennpunkt des Krystalls die Lichtstrahlen, die von der Natur empfangenen Erregungen in sich selbst zu koncentriren und so in sich eine göttliche Lohe, die der Poesie, zu entzünden, sich von ihr ergreifen und sein Bewußtsein verzehren läßt, einem lebendig sprudelnden Bache gleich, der unter der brennenden Gluth der Kanikular-Sonne vertrocknet.

Wenn der Mensch verlernt aus den Eindrücken der Natur — ganz wie aus denen der Kunst — poetische Sammlung und Erhebung zu ziehen und sie gleichsam als ein Präludium zu höherer und positiverer Bethätigung, zu Gefühlen zu benützen, deren Freiheit und Größe ihn zu dem Glauben berechtigt nach dem Bilde Gottes geschaffen zu sein, — wenn er vergißt, daß momentane Eindrücke ihr Ende in sich selbst tragen, — wenn er nicht fühlt, daß sie in der Ordnung der Dinge nur eine vorbereitende Bestimmung haben, daß sie ihm als eine Stimme gegeben sind, um den Entschlüssen, denen die guten Thaten entspringen, einen Weg durch die Verhärtung des Herzens zu bahnen, — wenn er den Blick beständig in den verführerischen und gefahrvollen Abgrund der Natur versenkt: wird ihn diese bald vernichten. Das ist bei dem Zigeuner der Fall. Erstaunt, bestürzt, betäubt von dem tausendfachen Lärm, den tausendfachen Farben, den tausend Düften, tausend Krümmungen, die sich kreuzend ihn umwogen und in einem Durcheinander ohne Aufhören ihn umschaukeln, fügt er ihre breiten Akkorde nicht mehr ineinander. Er vergißt, daß inmitten dieser Anhäufungen von scheinbaren und wirklichen Dissonanzen die Natur unter den Einzeltheilen ihres weiten Alls eine feierliche Einheit, einen innigen Zusammenhang, eine enge Verbindung bewahrt. Er sieht nur die vielförmigen Umrisse, die vor seinen Blicken in unendliche Verschiedenheiten verschwimmen, sich verschmelzen, sich durchkreuzen, aber er sieht nicht,

wie sie ordnungsvoll in ihren Riesenplan in höchster Harmonie eingezeichnet sind.

V.

Gleicht auch das Licht an keinem Tage dem vergangenen, sagt auch keines das des folgenden voraus, so kommt der Tag doch getreulich wieder, getreulich die Jahreszeiten, getreulich die Sterne, die nie in gleichem Glanz uns leuchten, aber doch darum nicht weniger exakt zu dem Punkt zurückkehren, der ihnen im Weltenraum vorgezeichnet ist. Ergoß sich auch das irisfarbige Widerspiel wilder Gewässer niemals in gleichem Schimmer, seit ihr flüssiges Gelock von den Häuptern der Berge herabrieselt, so erweicht doch der Stein unter der eintönigen Beharrlichkeit des von Minute zu Minute niederfallenden Wassertropfens. Und wenn jede Blüthe ein und derselben Pflanze auf jedem ihrer Stiele andere Anmuth, andere Fülle, andere Entfaltung zeigt, so bringt doch jeder Same keusch nur die Frucht hervor, die zu tragen er bestimmt ist. Die Pflanzenwelt befürchtet nicht die Erde zu verbrauchen, die sie trägt, — der Strom rinnt stets in demselben Bett, ohne es zu ermüden. Der Löwe kehrt zurück in seine Höhle, wie die Grasmücke in ihr Nest; der wandernde Kranich strebt, feuchte Wärme suchend, heimwärts in das gewohnte Klima.

Die Natur entbehrt nicht jener sich fortsetzenden Wiederholung, jener beständigen Erneuerung, die den Reiz der Gewohnheit gebiert. Da jedoch die Breite ihrer Bewegungen das physische Wahrnehmungsvermögen des Menschen übersteigt, so sinkt er athemlos dahin, sobald er es unternimmt einzig ihren Kreislauf zwischen so entfernten Punkten der Unendlichkeit von Zeit und Raum zu verfolgen. Indem er sich jeder ihrer Wandlungen zu verschmelzen sucht, verliert er, wenn auch nicht das Gedächtnis, doch die Erinnerung; er wird stumpf für die Reflexionen, die seinen Geist erhellen konnten. Er vermag nicht mehr seine Emotionen durch die Festigkeit des Willens aneinander zu knüpfen, sie zur selben Stunde zurückzurufen und an demselben Punkte zu erfassen. Seine Seele verflüchtigt sich wie der heiße Dampf einer siedenden Flüssigkeit und

entflieht ihm, einem Fluidum gleich, das den Fingern entschlüpft, so fest auch die geschlossene Hand es zu umschließen meint.

Kommt dann der Moment, der den verflossenen zurückruft: dann ist er ihm nicht die Wiederfeier einer einstigen Freude, Zärtlichkeit, Sorgfalt, Betrachtung — nein, nur die lästige Wiederkehr eines verbrauchten, welken, entfärbten Eindrucks. Ihm entgeht es, daß sich diese Eindrücke unter einander gleichen, ohne daß sie dabei aufhören unter einander ungleichartig zu sein, wie die verschiedenen Intonationen der gleichen Stimme. Die Sinne, die geistige Organisation, die Mitte, auf welche der Mensch gestellt ist, lassen ihn nicht weiter gelangen als bis zur Vorstellung eines ununterbrochenen Glückes, das von allen Konfessionen in ein Jenseits versetzt wird, weil die Bedingungen des Diesseits dem Bilde eines solchen nicht entsprechen, — die „Gewohnheit", süß und lieb, ist der einzige Vorgenuß dieses Zustandes, den zu kennen ihm schon hier unten vergönnt sein möge! Sie allein gewährt ihm, soweit es bei seinen Organen möglich ist, Gefühlserregungen, in deren bleibender Fülle dereinst die Seligkeit ruht; durch sie allein erstrebt und athmet er das Glück. Sie allein gleicht ihm so sehr, daß weder Lust noch Leidenschaft mit der Macht sich messen kann, welche diese einzige Besiegerin der Übersättigung über die Seele auszuüben vermag.

Fern von aller Berührung verliert der Mensch die Kraft, seine Gefühle in einen Punkt zu koncentriren; und zugleich entgeht ihm die Möglichkeit jenes nur von der Gewohnheit gegebenen süßen Vorgeschmackes eines unwandelbaren Glückes. Wer auf immer mit ihr bricht, wird einer schweifenden Unstätigkeit zum Raube, deren Schwanken der ruhelosen Beweglichkeit der Magnetnadel gleicht, die ihren Pol nicht mehr findet und, von den Matrosen „verrückt" — »folle« — genannt, von Minute zu Minute wie außer sich alle Punkte der Windrose betastet. Ebenso kann sich der Mensch, ohne in einen krankhaften Zustand zu verfallen, nicht gänzlich von dem in seiner Biegsamkeit und Elasticität so reizvollen Band der Gewohnheit lossagen, so wenig als er sich jenem Gesetz der Schwere entziehen kann, das ihn — wie die himmlische Mechanik die Sterne — in einer bestimmten Bahn festhält. Über dem Einimpfen des

Bedürfnisses nach Wechsel, über dem beständigen Herumirren nach verschiedenen Anziehungspolen verliert seine Seele nicht nur den Geschmack an der Gewohnheit, sondern faßt auch für alles, was diese hervorruft, einen Widerwillen, der, immer heftiger, schließlich in Abscheu ausartet. In dem Bedürfnis nach dem Zustande immerwährender heftiger Aufregung — einem Zustand, den sie doch nur ausnahmsweise ertragen kann, ohne ihrer moralischen Gesundheit und des Gleichgewichts ihrer Fähigkeiten verlustig zu gehen, — gelangt sie zu einer Art geistigen Somnambulismus, in welchem sie, unzugänglich für alle gesellschaftlichen Einflüsse, nur noch den instinktiven Eingebungen des Organismus folgt.

VI.

Hat die Einbildungskraft einmal diesen Höhegrad erreicht, die Intelligenz einmal sich aller Gleichmäßigkeit entwöhnt, sind die Sinne, verwirrt durch kontrastirende Verhältnisse, von diesen ohne Ende und ohne Gnade vom Inkommensurabeln zu dem Infinitesimalen getrieben: dann sind sie unfähig die näheren und enger harmonischen Beziehungen des socialen Lebens zu verstehen. Solche, deren Eindrücke zerstreut in unberechenbarer Weite herumkreisen, wissen nichts davon, wie sie aneinander zu knüpfen sind, um ihre Intensität zu verdoppeln, sie lernen nicht den in die Werke der Kunst hineingeheimnißten Gedanken zu folgen, die nur zum Geist oder durch den Geist sprechen, obgleich sie ebenso verlangen, daß Gesicht und Gehör besonders geartet seien, um erfassen zu können, was sie sagen, um die bildnerischen Schönheiten zu erkennen, um zu begreifen, was sich aus den Tonalitäten der Malerei losringt, um die Bedeutung des Rhythmus zu fühlen, den Reim zu genießen, sich den Assonanzen, diesen zarten Empfindungen hinzugeben, die nur dann Gefühle wecken, wenn man sich von ihrer Sprache durchdringen läßt, sie analysirt, ihre Syntax und ihre Formen studirt.

Die geistigen Genüsse, welche die plastischen und literarischen Künste bereiten, mußten konsequenterweise dem Zigeuner ebenso unbegreiflich bleiben, wie ihm die materiellen Annehmlichkeiten von

Luxus und Eleganz unbequem und unwillkommen sind. Die instrumentale Musik, welche das Gefühl unmittelbar durch die Erregung weckt, ohne eine Idee zur Vermittelung zu bedürfen, war die einzige ihm zugängliche Kunst — die einzige, deren Ausübung sich mit den Formen seines Fühlens verbinden konnte, durch die sich ein Gefühl ausdrücken ließ, ohne es mit einem Gedanken zu umkleiden, den der Zigeuner nicht im Stande gewesen wäre zu formuliren. Somit ist es nur der Musik zu danken, der einzigen der Künste, die zur Noth sich ohne alle Belehrung begnügt, wenn er seine psychische Brüderschaft mit der übrigen Menschheit geltend machen kann.

Der Mensch kann sich nicht auf die Receptivität beschränken. Ein unwiderstehlicher Drang treibt ihn seinerseits Eindrücke, die entzückt haben, mitzutheilen, indem sie ihn zum Improvisiren zwingen, oder in Thaten, deren Autor er ist, jene moralischen Ausflüsse und jene Gemüthserregungen zu verkörpern, von denen die einen aus Ursachen, die unabhängig von ihm sind, ihn durchdringen, während die andern von ihm gesucht und gefunden wurden, sei es in Naturschauspielen, sei es in Kunstbetrachtungen. Wie jene, so wecken diese den Pulsschlag seines Herzens ohne Grund, rühren ihn zu Thränen, ohne daß Leid ihn betroffen, entlocken ihm ein Lächeln, ohne daß irgend eine Freude ihm geworden wäre. Ein großmüthiges Streben veranlaßt ihn die Eindrücke, die er in unbestimmter Weise und ohne unmittelbare Anwendung aus jenen beiden göttlichen Quellen in den Ereignissen des aktiven Lebens geschöpft hat, von neuem in das Dasein zu rufen, ihre Wiederkehr in Scenen zu suchen, in denen sich ihr Geschick nicht erdichtet, aber wahrhaftig abspiegelt, sie von neuem in Episoden zu erproben, welche auf dem Boden wirklicher Existenz die Entfaltung seiner individuellen Leidenschaften und persönlichen Gefühle herbeiführen und hervorrufen. Die erhabene Seite, der moralische Sinn des Einflusses, den Gottes Werk und die Werke des Menschen auf die Seelen und die Gesellschaften ausüben, beruht darauf, daß sie den Menschen anspornen die in uns angesichts der Manifestationen der Natur und der Kunst aufblühenden edlen und schönen Gefühle in sein Wollen und Thun, das sein Geschick,

das Glück oder Unglück seines Nebenmenschen bestimmt, übergehen zu lassen.

Ein großer Künstler gab einst diesem Gedanken Ausdruck, indem er von der Kunst sagte, was sich gleicherweise auf die Natur anwenden läßt: »Que peut-il de plus, sinon stimuler?« Antreiben zum Guten durch das Schöne, wie die alten Dorer beteten. Denn was ist das bis zu seiner höchsten Macht gestiegene Gute anderes, als das Schöne, das von fühlbarer Form in verfeinertes Gefühl übertragen von dem Reich der Gefühle in das Reich der Thaten übergegangen ist? Woher anders als von da käme die veredelnde Gabe der Kunst und der Natur, der hohe Charakter des Geschmackes, den sie einflößen, der Liebe, die man ihnen widmet? Unglücklicherweise ist der Mensch so schwach, so gebrechlich, so begrenzt in seinen Fähigkeiten, daß er sich in nichts vollständig versenken kann. Das Licht, die erste Bedingung seines Glückes, blendet ihn, wenn es zu hell; die Wärme, das erste Princip seines Lebens, verzehrt ihn, wenn sie übergroß ist. Und doch: fehlt ihm das Licht, so ist er das unglücklichste aller Geschöpfe; ermangelt er der Wärme, siecht er dahin. Eben so wenig könnte er vollständig weder in der Kunst noch in der Natur aufgehen, da sein Geistesauge, wie das des Körpers Gefahr läuft sich zu schwächen, wenn es stets nur eine Richtung verfolgt. Und trotzdem kann er unter keiner Bedingung sich der Natur entziehen, ohne zu leiden, unter keiner Bedingung in einer civilisirten Gesellschaft an der Kunst vorübergehen, ohne daß jene zu Grunde ginge. Aber welches auch die theilweisen Verwirrungen sein mögen, welche aus einer zu exklusiven Beschäftigung mit einem dieser beiden Objekte — Natur und Kunst — für den Geist entstehen, so können doch niemals alle zarten Saiten der ihnen ergebenen Herzen reißen und verstummen; denn die Natur erweckt und die Kunst drückt Gefühle aus, welche stets die Seele emportragen über die niedrigen Regionen, denen sie verfallen könnte, sie emporheben über sich selbst und sie beflügeln die höchsten Sphären zu erreichen, die ihr zu erreichen möglich ist.

Der Zigeuner, der sich an den heftigen Berauschungen der Natur begeistert, hat instinktiv das Geheimnis gefunden, die Art

und Gewalt dieser Berauschungen in der Kunst wiederzugeben. Aber hier bleibt er stehen und, indem er hier stehen bleibt, verurtheilt er sich zu einer ewigen Inferiorität. Die Bestimmung machte ihn zum Menschen; aber er versteht es nicht, Mensch zu sein: er kann nicht auf das Gebiet der That die Inspirationen übertragen, welche er aus der Natur geschöpft und in der Kunst zum Ausdruck gebracht hat, und somit kann er nicht sich selbst erneuen, nicht sich selbst Ideal werden, nicht sich formen und bilden nach eigenem Willen. Jene Inspirationen haben ihn ergriffen, haben ihn betäubt, haben ihn aber nicht stimulirt. — Wie viele — ach! — unter uns sind ihm gleich!

Die Natur für die Zigeuner.

I.

Es ist unmöglich sich eine vollständigere Verschmelzung mit der Natur zu denken, als die des Zigeuners. Auch unterliegt seine Vernunft diesem beständigen Wechsel von Aspekten und Sensationen. Sein Herz lernt durch ihn die Langeweile und den Widerwillen gegen alle ruhigen, friedlichen, so zu sagen Halblicht- und Halbfarb'-, Halbton- und Halbklang-Stimmungen des Gemüthes. Zu gleicher Zeit wird sein Wesen vertraut mit dem übertriebenen Geschmack an unmäßigen Erregungen, mit der exklusiven Vorliebe für Seelenzustände, welche alle Empfindungsfähigkeiten zum Spiel treiben und keine derselben in Ruhe lassen und solchergestalt den Geist in einem Zustand beständigen Fiebers erhalten. Das Extrem wird ihm das Element seiner Gewohnheit: er fühlt sich nur noch wohl in inneren, bis zu ihrer letzten Spitze getriebenen Erregungen.

Er will den Genuß seiner Leidenschaften ganz und vollständig immer und jedesmal. Sie zu beruhigen, zu mäßigen, zu beschwichtigen, hinzuhalten, zu bekriegen und zu besiegen sind ihm unbekannte Anstrengungen: denn sein Wanderdasein giebt ihm eine Erregbarkeit, die, indem sie aus der Unbeständigkeit sein beständiges Vergnügen macht, ihm nur zu wenig Zeit zum Zeitigen des Verlangens läßt. Er begehrt immer, aber seine Begierden sind ebenso unbestimmt wie seine Hoffnungen, ohne einen anderen Zweck als den der Erregung. Sind sie bestimmt, dann befriedigt er sie auf brutale Art, ohne dabei Furcht oder Überlegung zu kennen, die ihn

von ihrer Befriedigung zurückhielten. Ist es ihm unmöglich dieselbe augenblicklich zu erreichen, geht er zu anderem: das Vergessen, dieser ewige Schlaf des Gedächtnisses, verschlingt sie so schnell, wie der ewige Schlaf des Todes es thun würde.

Unempfindlich für die Vielheit und den Komplex von Leidenschaften, von denen der Mensch bewegt wird, der in einer Gesellschaft geboren und erzogen ist, die nur durch eine Menge von Triebfedern eines komplicirten Räderwerks funktionirt, bleibt der Zigeuner gleichgültig gegen die pulsirenden, keuchenden Entwickelungen, zu welchen der Ehrgeiz, die Habsucht, der Neid, die Eitelkeit, die Intrigue, alle die mikroskopischen und häßlichen Leidenschaften des socialen Lebens führen, welche man die Entomologie des psychologischen Lebens nennen könnte. Er begreift nur die Befriedigungen einer einfacheren und primitiveren Natur. Die Liebe zur Lustigkeit, zum Tanz, zur Musik, zum Weib, zum Trunk, zu Orgien, die sie vereinen, und dazwischen — gleichsam einen Theil seiner Heiterkeit bildend und sie belebend — die Liebe zum Stehlen, zur Lust, zur Mystifikation, zur Lüge — das sind seine Freuden und seine Unterhaltungen.

II.

Der Zigeuner liebt das Leben, wenn er in einem Gehölze junger Birken einschlummert, wo ihm däucht, er sei inmitten einer Gruppe weißer junger Mädchen mit langen fliegenden Haaren, die mit glänzenden Smaragden durchstreut sind und unter graziösen und koketten Gesten, wie unter unsichtbaren Küssen erzittern; er versteht ihren harmonischen Mordent, vor dem der Baum keusch zu entfliehen scheint, wie ein Weib sich schnell neigt, um den geliebten Lippen zu entfliehen. Der Zigeuner liebt das Leben, wenn er Stunden hindurch den geometrischen Figuren folgen kann, welche in den Lüften durch die strategischen Bewegungen der Rabengeschwader gezogen werden; wenn er in List und Plötzlichkeit mit der ebenso naschigen, wie mißtrauischen Trappe kämpft; wenn er in blitzgleicher Schnelle die gewandte Forelle übertrifft und, während sie mit dem Gewässer dahinfließt, als schuppige Beute erhascht. Er liebt das Leben, wenn er

den wilden Obstbaum schüttelt, daß seine Früchte wie ein Hagelwetter herunterfallen; wenn er von den Gebüschen die kaum gereiften rothen und sauern Beeren nascht und mit ihren Hülsen den sandbestreuten Boden wie mit Bluttropfen bedeckt; wenn er seine durstigen Lippen in das kalte Naß einer dumpf murmelnden Quelle taucht, an der sein Ohr sich berauscht, während seine Kehle sich erfrischt; wenn er hört, daß der Specht an einen Baumstamm hackt oder in der Ferne ein Mühlrad rauscht; wenn er den graugrünen, zusammengeschrumpften Spiegel eines wie von winterlichem Vorgefühl erfaßten Sees betrachtet und seine Gedanken auf ihm hin und her schaukeln, einer Barke gleich, die auf Raub ausgeht; wenn er auf hohen Ästen liegend sich wie in einer Hängematte wiegt und jedes Blatt ringsum unter dem Flöten der Nachtigallen zu erzittern scheint.

Er liebt das Leben, wenn er erschauernd in Behagen sieht, wie der Sonnenaufgang die ganze Natur rosig umwebt; wenn er die jungen vom Frühreif bedeckten, riesigen Reiherfedern gleichenden Weiden erblickt und, ihrer spottend, den Reif abschüttelt und ihre häßliche Nacktheit ihnen zurückgiebt; wenn er bald mit der auf fetter Weide apathisch glücklichen Kuh sich vergnügt, bald mit der Ziege boxt, bald die Schildkröte spöttisch erspäht, bald das Eichhorn jagend es fängt; wenn er einen Liebling unter den in unendlichen Weiten hoch oben ewig tanzenden Sternen sich wählt; wenn er sich heute in einen großmächtigen Hollunderbüschel von betäubendem Geruch, morgen in einen schlanken Schlehdorn- oder wilden Rosenzweig verliebt, und nur der Gelegenheit wartet ihnen eine wunderbar schillernde Pfauenfeder vorzuziehen, um mit ihr wie mit einer Siegestrophäe seine Mütze zu schmücken; wenn er die da und dort aufleuchtenden Herdfeuer unter alten Eichen und Ulmen mustert; wenn er des Nachts den rufenden Hirsch, die antwortende Hirschkuh, die girrenden Tauben hört; wenn er sich damit vergnügt mit den die Waldeinsamkeit bevölkernden lebenden Wesen Krieg zu führen oder Freundschaft zu schließen, sie zu necken und zu locken, ihnen die Freiheit zu rauben und zu geben, ganz wie die kleinen Prinzen es mit ihren Spielgefährten machen; wenn er auf irgend eine Art die Üppigkeit der Vegetation gebraucht oder mißbraucht,

wie Kinder, welche die Reichthümer ihrer Mutter zerstören, ohne sich der Schönheiten derselben bewußt zu sein, aber wissen, daß alle Zerstörungen sie nicht erschöpfen werden!

Ihm heißt leben: alle Poren vollsaugen an dem Athem der Natur, die Augen naschig sättigen an allen ihren Formen und allen ihren Farben, die Ohren gierig füllen mit allen ihren Klängen und allen ihren Akkorden; ihm heißt leben: mit voller Brust athmen, wenn der Wind weht, unter die Büsche sich strecken, wenn Blumen und Kräuter die Luft sinnbetäubend mit ihren Düften gesättigt, auf das mit Kryptogamen durchschlängelte Moos oder auf den mit Eicheln besäeten und mit Lianen durchwachsenen Rasen sich lagern! Leben ist ihm, den Besitz aller dieser Güter durch die vervielfältigenden Phantasmagorien des Branntweins verhundertfachen — dann lachen, singen, musiciren bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte!

Hierauf folgen eben so heftige Reaktionen; denn er ist nur für heftige und vorübergehende Erregungen empfänglich; ein Zustand, welchen das Alterthum in seiner merkwürdigen Divination vielleicht dadurch symbolisirte, daß es diejenigen, welche die singende Mandragora auffanden, eines besonderen Wahnsinns zieh: als wollte es damit sagen, daß diese der Natur mehr von ihren poetischen Geheimnissen abgelauscht, mehr von ihren verborgenen Schönheiten gesehen, als es für die Schwäche des temperirten Menschen gut ist.

III.

Man kann sich leicht vorstellen, daß der Zigeuner gar manchmal, nachdem er wie ein Hirschkalb auf den Wiesen „seiner“ Domänen gespielt, die er sein nennt, weil er sie in dem bezaubernden Dämmerlicht der Gehölze — für ihn Gärten der Wonne — betrachtet, nachdem er sein Hindämmern und seine egoistischen Träume bis zur Übersättigung genossen, seiner schläfrigen Trunkenheit müde ist, plötzlich aus seiner stummen Ekstase erwachend sich von den Landschaften, die ihn soeben noch entzückten, wegwendet und, indem er durch die Lichtungen *seiner* Wälder oder am Horizonte *seiner* Steppen Existenzen auftauchen sah, die von der seinigen so wesentlich ver-

schieden, so voll Wohlbehagens, voll friedlicher Sicherheit, voll reizvoller Annehmlichkeiten und voll so vieler Segnungen scheinen, sich in Gedanken dorthin versetzt. Da mußte wohl diesem Wolf mit der Fuchswitterung, der hingestreckt ins hohe Gras vielleicht erstarrt vor Feuchtigkeit oder verbrannt von der Sonnengluth dalag, die Frage aufsteigen: ob er in der schwülen Enge eines die Freiheiten der Nomaden und die Vergnügungen primitiver Menschen abdankenden Daseins leben könne? ob er es je über sich brächte sein Zelt so fest aufzurichten, daß er es nicht mehr abbrechen kann, um bei dem ersten Rufe jenes Gottes, welchen die Edda als Herrn aller Götter ausgiebt und aus dem der Zigeuner seinen einzigen Gott gemacht hat — den Gott des Wunsches — in ein anderes Klima zu laufen?

Wer möchte zweifeln, daß dann an seinem Geiste unzusammenhängende und reizende Visionen vorbeizogen — Bilder von anderen Freuden, von anderem Stolze, von anderen Thätigkeiten, anderen Zärtlichkeiten als den seinigen, mit einem Worte: Bilder anderer Existenzen? Unter welchem Namen auch die Civilisation sich seinem umwölkten Geiste genannt haben mag, als brahmanisch oder muselmänisch, afrikanisch oder europäisch: sie mußte ihm wie ein fernes und verwirrtes Bild eines verlorenen Eden erscheinen, dessen Pforte ganz nahe, ihm aber für immer verschlossen ist. Und die unüberschreitbar tiefe, obgleich nicht breite Kluft erblickend, die ihn von derselben trennt, mußte er da nicht der Freudentaumel gedenken, die er im Schoße duftender Wälder umfaßt von der Unendlichkeit des blauen Äthers genießt, um alle jene Konventionalitäten zu ironisiren, welche die Fülle seiner Freuden beschränken und die männliche Kühnheit verweichlichen, mit der er sie den Elementen entreißt, um sich aus ihnen einen Goldschaum zu schaffen, der dem „Glücke“ gleicht? Und sann er dann nach — und sei es auch noch so wenig — über die Dissonanzen dieses Wortes in Verbindung mit dem menschlichen Leben, dessen schwarze Fahnen auf den Gräbern, dessen rothgefärbte Leintücher auf den Schlachtfeldern, dessen bittere Thränen auf Spitzentüchern ihm aus der Ferne bekannt sind: mußte er sich da nicht mit plump lachendem Triumphe sagen und wiederholen, daß gegenüber

diesem großen Elend es kein anderes Palliativ gebe als die Befriedigung aller seiner Launen? und zwar eine unüberlegte, verzweifelte, augenblickliche Befriedigung, indem er durch das Zusammentreffen seines Instinkts mit einem Anschein von Logik den Inklinationen seines ungestümen und animalischen Temperamentes die Herrschaft eines vorgefaßten Beschlusses noch hinzufügt?

Übrigens, wenn derartige Dilemmen, wie das Tik-Tak einer Uhr, deren Räderwerk im Gehirn läuft, oft wiederkehren, rufen sie in jeder energischen Seele — sei sie unwissend, grob, ja dem Verthieren nahe, wie die des Zigeuners, oder verfeinert und geschmückt, wie die vieler Dichter — Unruhen hervor, leidenschaftliche Verzweiflung, fieberhaftes Verneinen und Bestätigen, ein beständiges Aufflammen und unaufhörliches trübes Zusammensinken, wie Festfackeln, die in Grabesfackeln sich verwandeln.

Ihrem Leuchten wird zugejubelt, so lange die Freude schäumt und das Lachen hochfluthet, so lange die Betäubung die aufgeregten Sinne in einen Wirbel mit sich fortreißt, so lange bacchantische Gesänge den Blick trüben. Kaum aber, daß die ermüdeten Glieder erlahmen, kaum daß der erschöpfte Geist zurückkehrt zu sich selbst, daß die versagende Stimme schweigt und der Blick melancholisch irrend auf jene Trauerfackeln fällt: so richten auch die bleichen Phantome sich vor den Augen auf und der Gesang, der mit so freudigem Rundgesang begonnen hat, wird betrübt — betrübt bis zum Tode.

IV.

Der unversöhnliche Stolz eines maßlosen, weil sich selbst nicht kennenden Egoismus, verbunden mit einer unberechenbaren, sich selbst überlassenen Freiheit, wird, wenn nur auf seine isolirten Quellen angewiesen, angesichts der schwankenden Forderungen der Natur und der menschlichen Existenz bald seine Ohnmacht fühlen. In kraftlosen Stunden des Hungers, der Hinfälligkeit, des Überdrusses einer thatenlosen Mattigkeit zieht sich der Stolz zusammen zu einer stumpfen Träumerei, die Freiheit zu einer mürrischen Unbeweglichkeit. Sucht

dann die Seele die Gefühle zu erfassen, die an ihr vorbeiziehen, wie die von den Wolken über reife Ernten und Früchte und Wiesen gejagten großen Schatten, so wird sicherlich die Heftigkeit einer solchen Anstrengung, wenn auch unbewußt, das große Gespenst in ihr heraufbeschwören, das die schlaflosen Nächte jedes Sterblichen verfolgt und durchnagt: — den Schmerz.

Alle menschlichen Gefühle wurden der Reihe nach begeistert gepriesen und mit dem Bann belegt. Unsere reinsten und höchsten Inspirationen sind eine nach der andern bestritten und verspottet worden. Man hat eine Tugend nach der andern diskutirt, mit Leidenschaft alle Leidenschaften lächerlich gemacht. In diesem Gemische von Apotheose und Verdammung, dem jede unserer Erhebungen Objekt gewesen ist, hat nur ein Moment, ein Zustand der Seele immer Ehrfurcht eingeflößt, allen Sarkasmus zurückgehalten und die Beschimpfung eines ihn entheiligenden Spottes zum Schweigen gebracht: der Schmerz! Selbst dann, wenn man unmenschlich ihn erstickte, ihm auswich wie einer Verlegenheit, ihn tödtete wie ein Hindernis, konnte man ihm den stummen Tribut einer Sympathie nicht verweigern, die nach seiner Tiefe, einer Bewunderung, die nach seiner Dauer sich bemaß.

Nicht ohne Grund heftet sich darum bei ungebildeten Wesen so gut wie bei denen, die im Vollbewußtsein ihrer Erziehung sich bewegen, der Stolz an den Schmerz: denn der Schmerz ist ein Unterpfand unserer Größe. Alle fühlen ihn instinktiv. Die Reflexion bestätigt den Instinkt. Der Schmerz ist es, der die Sonde in alle unsere Bestrebungen senkt, ihre ganze Tragweite enthüllt; er ist es, der das Grausen vor der Disharmonie repräsentirt, die um so fühlbarer wird, je lebendiger das Bedürfnis nach Harmonie eingeboren ist. An der Intensität des Leidens ermißt sich der Durst nach dem Ideal! Je trostloser der Schmerz, desto höher die Erhebung über die Gemeinheit, die ein flaches Wohlleben befriedigt.

Der Anblick und der Ausdruck des Schmerzes zwingt uns unwillkürlich zur innern Sammlung; denn keiner kann ihm sagen: „Ich kenne dich nicht“, und keiner ausrufen: „Mir wirst du fremd bleiben!“ Der Mensch lästert Gott und die Liebe, den

Schmerz aber zu lästern bebt er zurück, selbst wenn er ihm begegnet bei grausamen Ungeheuern, die mit vollen Händen ihn gesäet. Schmerz hervorrufen ist leicht, Schmerz beschimpfen unmöglich. Alle Erfindungen der Grausamkeit — dieses lasciven Wahnwitzes des Hasses — werden ihre Henker und ihren Beifall finden, aber kein Auditorium wird sich finden lassen, das der Beleidigung und Verachtung des Schmerzes Beifall zollte.

V.

Welcher Quelle er auch entspringe, welche Irrthümer er auch hervorrufe, wo er sich auch zeige, vor der großen Verlassenheit weicht scheu jedes andere Interesse zurück. Vor aller Augen stellt er sich auf den ersten Platz, wie ein König, der verbannt unversehens in dem finstern Groll, der Strenge, der Majestät seiner düsteren Souveränität wieder erscheint. Hätte er sich befleckt mit allen Vergehen, wäre er ein mächtiger und unersättlicher Nero, herabgestiegen auf den Boden aller Ausschweifung der Materie und aller Tollheiten des Geistes: sobald er seine Umhüllung, seine Maske abwirft, sich zeigt in dem unverwischbaren Charakter seiner angestammten Hoheit, beansprucht er alle Rechte seiner königlichen Größe. Und wäre er bedeckt mit schmutzigen Lumpen oder mit glänzendem Flitter, in dem Moment seines Erwachens wirft er sie weg und hüllt sich in seinen Trauerflor. Und mag er mit Lear einen Strohkranz als Krone tragen, wie Brutus mit einer Pritsche wie mit einem Scepter spielen, mag er mit Cato kalt als höchstes Heilmittel sein Schwert verlangen: ein Hauch — und die Züge der Narrheit, des Verbrechens, der Niedertracht verschwinden vor seiner strengen Nacktheit und fürchterlichen Unerbittlichkeit.

Selbst zur Ohnmacht beschränkt, verfügt er noch über das feine Stilett des Epigramms, das — ein goldener aus der Ferne geworfener Wurfspieß — tödlich trifft; ebenso geschickt kann er die Geißel der Satire schwingen und ihre sausenden Riemen mit dem korrumpirten Blute eines Herzens färben, das von ihm verzehrt sich glaubt. Verkannt rächt er sich durch gerechte Verachtung und verweist solche, die

seine erhabene Größe und düstere Schönheit leugnen, an untergeordnete Rassen. Die Erwählten, in deren Brust er einkehrt, die er im Stillen besucht, in Nächten ohne Schlummer, in Stunden, allem Blick entzogen, erfüllt er mit mächtigem Stolze und lehrt sie die tiefe Verachtung alles Könnens, aller Gesetze, aller Ehrerbietung, aller Freuden, aller Zauber. Er fragt nicht, ob seine Auserkorenen hoch oder niedrig geboren, ob sie reich oder arm, ob Verfolger oder Verfolgte, ob Gelehrte oder Geistigarme, ob sie gut oder böse seien — er erreicht sie alle. In allen Verkleidungen steigt er hinauf zu den Thronen der Könige, in allen Formen hinab zu den Hütten der Todtengräber. Er besitzt alle Losungsworte, um eben so wohl sich auf dem Pfühl der Glücklichen des Jahrhunderts niederlassen, als eintreten zu können in die Werkstätte des Künstlers, um hineinschlüpfen zu können in das Arbeitszimmer des Philosophen, um die Mildthätige auf ihren Wegen der Barmherzigkeit zu begleiten, um mit seiner blutenden Klaue dem gekränkten Menschen das Morgen seiner Rache zu zerreißen, dem unterdrückten Gerechten ein Freudenmahl zu bereiten, um hoch aufgerichtet und schweigend, allen profanen Blicken unsichtbar, umstrahlt von der Glorie der Vergebung in den Augen der Engel dazustehen, die ihn geleiten auf allen seinen Wegen wie einen Gast noch höherer als der eigenen Art.

Wenn das civilisirte Leben ihn zurückdrängt in die Tiefen der Nacht, in die Dunkelheit erzwungenen Schweigens, in das Geheimnis sterilen Vertrauens, in das Mysterium der Gräber, die von ihrem Depot nichts herausgeben bis zu dem Tage, wo der Zorn des Herrn sie öffnen wird, schafft sich der Schmerz eine so wunderbare Mannigfaltigkeit von Verkleidungen, daß nur diejenigen, die er gebeugt unter seine vernichtende Trostlosigkeit, die er beladen mit seinem Verhängnis, deren Lippen er benetzt mit seiner herben Galle, die seine wilde erhabene Leidenschaft empfunden, ihn wiedererkennen unter allen Metastasen, unter allen Bürden, allen Lügen, allen erheuchelten Entsagungen, unter allem Schweigen, allem krampfhaften Lachen, allem Schreien falscher Lust, allen Grimassen ohnmächtiger Freude, unter allem unversöhnlichen Groll, beißendem Spott, aller verhaltenen Wuth und allen unverstandenen Verwünschungen,

unter allen unheilvollen, vorsichtig in glänzende Farben gehüllten Prophezeiungen, hinter welchen Gestalten allen er sich versteckt, nachdem er mit seinem geheimnisvollen und vergifteten Pfeil in die Spalte eingedrungen ist, die er unter jedem verhüllenden Schleier findet, die jeder schwache Punkt eines jeden Panzers ihm bietet.

Ist er einmal Herr einer Seele geworden, hat er sie einmal angesteckt mit jener immer blutenden Wunde, wirft er sie in die Höhe oder in die Tiefe — ganz nach der ihm eigenen Phantasie, ganz nach der Art seines Spielzeugs. Die einen erhebt er bis zum mystischen Glanz überweltlicher Strahlen und reinigt sie, bis sie durchsichtig, licht und blendend werden wie Diamantgeister, die anderen stürzt er von hohem Gipfel hinab zwischen rauhe Klippen oder in den Staub der Thäler. Einige wirft er in hohle Strudel, wo sie keuchend und entkräftet wie leblose Dinge herumwirbeln, andere in Höhlen mit sichtbar blutigen Spuren — und wieder andere entfesselt er zu dämonischer Wuth und Ausschweifung.

Aber immer ein König hohen Ursprungs und erhabener Größe behält er sich das Recht vor alle seine Hüllen abzuwerfen und urplötzlich in seiner erschreckenden Einfachheit, in seiner erhabenen Entsetzlichkeit hervorzutreten, sicher, daß vor seinem bleichen Antlitz sich alle Kniee beugen — vor diesem Antlitz, das die Spuren aller Qualen trägt, ohne daß diese den Stempel der Göttlichkeit von seiner blassen Stirn verwischen konnten, und dessen Widerschein in den erschrockenen Geist des Bedrängers, des Siegers, des Starken und des Ungerechten einen schwarzen Schatten einbrennt, der da heißt: Gewissensqual!

Wer könnte den tiefen Abgrund aller Schmerzen ermessen, welche durch Generationen hindurch die Zigeuner, diese out-casts, empfunden haben, von denen nicht einer ist, dem bei seiner Geburt das Horoskop etwas anderes als Unglück, Niedrigkeit, Unfälle und Sorgen geweissagt hätte?

VI.

Sobald der Schmerz in die Brust eintritt, mag er ein stiller oder solenner, mag er einfach und einschmeichelnd oder heftig und

abstoßend sein, verändert er den Charakter seiner Herrschaft über die Gemüther, um, indem sein Nahen sie unwiderstehlich mit Rührung, mit Einbildungskraft, mit heiliger Weihe erfüllt, imposanter und ruhiger zu werden. Hier ist er augenblicklich befreit von allem ihn in der Wirklichkeit entstellenden und befleckenden Flitter. Er zeigt sich in seiner Wahrheit, starr oder heftig, im erbitterten oder im gleichgültigen Zustand, aber unfehlbar begabt mit einer Kraft der Mittheilungsfähigkeit. Der Ausdruck erhabener Gefühle, hochstrebender Aspirationen, edlen Wollens findet in der Masse gewöhnlich nur ein zögerndes Echo; der Ausdruck des Leidens dagegen erweckt es sogleich und zahlreich. Tragen nicht alle unter den Lumpen der Armuth sowohl, wie unter dem Putz des Überflusses, irgend eine reizbare Quetschung, irgend eine offene Wunde, irgend eine schlecht geheilte Narbe, die sich wieder öffnet und schmerzhaft blutet bei der magnetischen Berührung jenes Bruders einer ungeheuerlichen Schönheit, dessen gleichen jeder Mensch, einmal wenigstens in seinem Leben erstehen sah: des Schmerzes?

Jedes Kunstwerk, welches dieses gährende Element in hohem Grade ausathmet, dieses Element, das die besten unter den Menschen und das Beste in jedem Menschen bis in das tiefste Innere trifft und erregt, wird nie verfehlen plötzlich einen Wiederhall zu finden, manchmal in Herzen, die man hiezu am wenigsten für fähig gehalten und die in allen Klassen der Gesellschaft sich begegnen: mit einer seltsamen Ironie aber wählt der Schmerz unter den Mächtigsten und den Geringgeschätztesten, den Schwächsten und den Verachtetsten sich gar manchmal die Ersten von allen zu seinen gewöhnlichsten Modulationen aus, gerade so wie er oft bei den Letzten von ihnen die ganze Reihenfolge seiner erhabensten Akkorde ertönen läßt. . . . !

Und so bleiben auch die Töne des Zigeuners, dieses unsterblichen Vagabunden, dieses von der Gesellschaft Ausgestoßenen und Verbannten, dieses von keinem Mutterlande zurückverlangten Kindes, dieses Mutterlosen aller Sorgfalt, dieses Sohnes aller Verlassenheit nicht unverstanden, wenn seine Weisen an unser Ohr dringen — diese Weisen, deren Tonika in Schmerz getaucht, deren Terz von Schmerz geprägt ist, deren Dominante der schärfste Schmerz accentuirt.

Begierig lauscht man und fragt: wo die enharmonische Note dieses Akkordes zu finden? Niemand bezweifelt, daß der Schmerz, der sich selbst besingt, auf einem Gefühle beruhe, das die Kraft besitzt alles Unrecht, alles Irren zurückzukaufen: denn enharmonisch knüpft es an eine himmlische Aspiration, an ein Vorgefühl des Göttlichen.

Sobald der Zigeuner seine Einbildungskraft fühlt, welche mit der geheimnisvollen Begabung des Künstlers verbunden ist, und von dem plötzlichen Verlangen erfaßt wird, die Eindrücke seines Schmerzes in einem Gesang wiederzugeben, der diese Eindrücke vor ihm selbst verschönt und erhaben macht, spricht diese vollkräftige Organisation, die unter schweigsamem Äußeren innerlich erschauert und von leidenschaftlichster Heftigkeit herumgerissen wird, eine Sprache, welche die prätendirte Traurigkeit, die bleiche, nebelhafte Melancholie unserer Herzen nicht kennt, die übersättigt, durch seichte Illusionen angewidert, durch künstliche Wünsche verblüht sind.

Der Müßiggang der Zigeuner.

I.

Der Zigeuner schwor der Arbeit ab — der Arbeit, die dem Menschen, seitdem er erschaffen, bestimmt ist, auf daß er die noch in unkultivirtem Zustand gebliebene Schönheit der Erde vollende, einen Garten der Wonnen aus ihr mache, jenem Paradiese gleich, in das er zuerst gesetzt war und das als Typus und Modell ihm dienen sollte — und glaubte hiedurch dem Schmerze zu entfliehen, da, seit das Böse in die Welt getreten, der Schmerz der Gefährte der Arbeit ward. Aber wie grausam täuschte er sich. Der Majestätische verbarg sich in seinen dunkelsten Umhüllungen, trat unter anderen, oft heiteren Namen auf und umstrickte ihn, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, inmitten seiner Indolenz und seiner Unwissenheit. Er legte Tag um Tag seinen Mund an sein Ohr und flüsterte ihm Geheimnisse zu, die ihn um so mehr bedrücken mußten, als er den Schmerz aus seinem Leben zu tilgen, wegzuleugnen, sich von seiner Herrschaft zu befreien gedachte, indem er sich dem Zwang der Arbeit, seinem falschen Doppelgänger entzog.

Der Zigeuner wies es zurück im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu essen, die Erde mit ihrem Samen zu bearbeiten, die Herden, die ohne Unterlaß sich mehrenden, zu hüten, ihre Wolle zu spinnen und ihr Gewebe einzutauschen gegen Seide, sich in ein Joch zu spannen, so blumengeschmückt und glänzend es auch war. Glaubte er doch dadurch jedem Schmerz sich zu entziehen, indem er jeden Schmerz als Tribut socialer Einfügung ansah. Vergebene und sinnlose Hoffnung! Nur um so schneller, gebietender, düsterer, uner-

bittlicher eilte der Schmerz auf seinen nicht Tag, nicht Nacht ruhenden Schwingen herbei. Er erreichte ihn in den Tiefen seiner Thäler und seiner Wälder und bewahrte für ihn, der nie zu weinen versucht und nur der Sonne zulachen gewollt, die brennendsten Thränen, die schwersten Bedrückungen des Herzens. Dabei vereinigte sein trauriges Verbindungszeichen diese unglückliche Familie mit der ganzen Menschheit, mit dem Brudertume unserer gemeinschaftlichen Gattung, während sie, indem sie alle geistige und physische Arbeit, die dazu bestimmt ist das Geschöpf zum Mitarbeiter seines Schöpfers zu erheben, von sich wies, sich von aller Verwandtschaft mit den übrigen Menschen auszuschließen schien, um sich den Bevölkerungen des Waldes einzuverleiben.

Angesichts dieser verwegenen Herausforderung hatte die Schöpfung das letzte Wort. Die Ordnung der Dinge, die sich mit der Kraft der Dinge identificirt, behielt ihre unveränderte Suprematie. Ferne davon durch die Flucht vor der Arbeit dem Schmerze entflohen zu sein, sah der Zigeuner den Schmerz nur um so schneller in seiner ganzen Öde, Leere emportreiben, je mehr die mangelnde Arbeit Raum in seiner Seele ließ! Aber als eine barmherzige Entschädigung wurde er, der Grausame, auch der Mitleidsvolle für ihn, indem er das immer lebendige Band zwischen den Brüder-Feinden bildete, die einander so unerträglich sind: zwischen dem Menschen, der stets, und dem Menschen, der nie arbeitet. Der Schmerz blieb der einzige Punkt der Berührung, des Verständnisses, der unleugbaren Dankbarkeit, der erzwungenen gegenseitigen und ewigen Sympathie zwischen dem vaterlandslosen Zigeuner und dem vaterlandsliebenden Christen. Er wurde der einzige Affekt der Seele, in welchem der eine und der andere sich ohne Anstrengung verstehen, um, so lange er spricht, die tief eingewurzelte gegenseitige Verachtung zum Schweigen zu bringen.

II.

Nirgends dürfte man mehr geneigt sein das physische Elend getrennt von allen moralischen Leiden zu betrachten als bei den Un-

glücklichen, von denen wir sprechen. Doch — wer kann sagen, ob das für die Zeiten ihrer früheren Geschichte das Richtige wäre? Zweifellos möchte es gegenwärtig schwer halten bei den Individuen, aus denen dieses Volk zusammengesetzt ist, wollte man dieselben vereinzelt vornehmen, angeborene edle Züge zu erkennen. Aber — wer wird nach ihnen suchen? Und mehr als das: wer wird sie erkennen? Und wie viel schwerer noch würde es für den Europäer sein, sich mit einem Zigeuner über einen Gegenstand zu unterhalten, so daß jeder der zwei Redenden dem Standpunkt des andern sich näherte, so daß der eine dem andern sein inneres Leid enthüllte und der andere das Enthüllte verstehen würde?

Wie auch ließe sich, und wäre es auch nur auf Momente, der Kontrast ihrer Sitten, ihrer Ideen und Vorurtheile gegenüber den Sitten, den Ideen, dem Argwohn und dunklem Widerstreben der anderen aufheben? Wie sollte der Europäer fragen, wie würde der Zigeuner antworten — jener, welcher diesen gleichgültig und widerwillig betrachtet, dieser, welcher jenen nicht schätzt, aber fürchtet? Wie sollte der civilisirte Mensch den verdeckten Zusammenhang, den Syllogismus dieses Wilden errathen, der anbetet, was jener verbrennt, während dieser mit Leidenschaft liebt, was der Zigeuner mit Schrecken von sich weist? Der erstere geht von dem Princip aus, daß Sicherheit die Grundbedingung des Glückes, daß Frieden sein Hauptelement, Gewohnheit seine süßeste Gabe, materielles Behagen seine köstlichste Frucht, Stabilität seine unerläßlichste Voraussetzung sei. Der andere lacht der Sicherheit, deren er nie in seinen Höhlen ermangelt; der Frieden ist ihm gleichgültig: denn er liebt den Kampf und flüchtet vor Krieg; die Gewohnheit kennt er nicht und in sie gezwungen haßt er sie selbst als Wort; materielles Behagen kümmert ihn nicht; und der Stabilität spottet er im Genusse seines beweglichen, unsicheren, gefahrvollen und ihn entzückenden Lebens!

Von dem ersten zwischen ihnen gewechselten Worte an können sie die ihre Pole trennende Entfernung bemessen und die Unmöglichkeit erkennen, ihre so unähnlichen Begriffe irgendwo aneinander zu schweißen. Der eine würde vor dem zurückweichen, was den andern entzückt, der andere würde ein erschreckliches Resultat in

dem erblicken, worauf jener die Prämissen seiner Forschungen stellt. Der civilisirte Mensch würde von sittlichen Begriffen sprechen, der wilde Mensch würde sie nicht zugeben oder, noch schlimmer, sie gar nicht begreifen. Wie könnten sie demnach jemals dazu kommen sich über den Ausgangspunkt ihrer Gefühle „zu erklären"?

Nur ein Moment giebt es, das direkt von einer Seele zur anderen ohne Hilfe und ohne Umweg „der Erklärung" das Ineinanderfließen — die Intussusception — der Gefühle bewirkt: der Seufzer. Das Thier winselt, der Mensch allein seufzt! Aber der Seufzer bleibt in seinem ersten Ausdruck und seiner ersten Form auch ihm räthselhaft. Er wird nur verständlich, beredt, erzählend, wenn er die Kunst um eine Form angeht, welcher ihm eine Sprache, die erhabenste aller, verleiht. Unter allen Künsten ist die Musik die einzig geeignete, die Gefühle gewissermaßen durch ihr blendendes Sieb zu treiben, um sie, abgespült von allen Excessen des Geistes und Herzens, als Perlen in ihrer ursprünglichen Reinheit leuchten zu lassen. Unter allen dem Menschen zum Erkennen und zum Ausdruck gegebenen Sprachen liebt der Zigeuner nur die Musik; unter allen Gefühlen, welche der Zigeuner in seiner Musik enthüllt, ist das lebendigste: der Schmerz, das hervorragendste: der Stolz.

III.

Diesen schweigenden, bei geächteten Menschen so überraschenden Stolz, der von ihrer hochmüthigen Resignation in eine ebenso große Anmaßung umgesetzt wird, flößt ihnen der tägliche Kampf um eine volle, äußerste, aber schwierige Freiheit ein, die sie besitzen müssen, um anderen niemals etwas zu schulden, weder eine gezahlte Steuer, noch eine empfangene Wohlthat — um jene Freiheit, die einer tollen Neigung zur Natur, der Zügellosigkeit, entspringt, mit welcher der Zingaro die in ihrem Verkehr gelernten Genüsse verfolgt und die aus dem beständig errungenen Sieg über beständig erwachsende, zugleich fürchterliche und fesselnde Gefahren besteht, welche die so vergötterte Natur ihm bereitet. Ein so störriges Widerstreben gegen jede sociale, geistige oder zeitliche Autorität, — ein mit solcher

Festigkeit aufrecht erhaltener Entschluß, quasi wild in allen Ländern der Welt, selbst im Schoße einer von der barmherzigsten aller Religionen erleuchteten und erwärmten Civilisation zu bleiben, ist gewiß beklagenswerth und in seinen schweren Folgen zu bedauern. Dennoch ist hiebei nicht zu vergessen, daß der Stolz, der dieses diktirt, in den höchsten Regionen der menschlichen Seele seine Quelle hat, ja daß er mehr als eine dieser Regionen durchwandeln muß, um im Glanze der Poesie erstrahlen zu können.

Daß aber dieser Volksstamm, verdummt, erniedrigt, aus der Gemeinschaft mit den menschlichen Rassen gleichsam ausgestoßen wie er ist, doch noch, trotz dieses Brandmals, die Phantasie anderer Völker berühren konnte, spricht deutlich dafür, daß eine innere Helle, die balsamische Spur eines höheren Gefühls, unberührt und unverändert sich in ihm erhalten hat. Denn daß er den Punkt erreichte, welcher einerseits ihm gestattete der Kunst etwas anzuvertrauen und anderseits die Kunst als treuen Interpreten seiner Ergüsse ihm entgegenkommen ließ, beweist, daß die Ausartung dieses Gefühls seine legitime Originalität nicht ungültig gemacht hat.

Stolz und Schmerz haben sich noch selten vereinigt, ohne den Haß zu erzeugen. Bei den Zigeunern jedoch ist dieses nie der Fall gewesen, was eine bemerkenswerthe Thatsache ist. Man glaubte einen systematischen Abscheu vor den Christen bei ihnen wahrzunehmen: aber man hatte Unrecht, sie hierin den Israeliten zu vergleichen. Sie hassen weder den Christen noch den Muselmann noch den Buddhaisten; sie gehen an allen ihren äußern Formen, an allen ihren Kulten ebenso ohne jeden Widerwillen, wie ohne irgend einen Glauben, irgend ein Nachdenken, irgend ein Verständnis vorüber. Nur ein Ding verachten sie: die Civilisation! Diese wollen sie nicht, sei sie brahmanisch oder christlich, chinesisch oder türkisch. Nur sie fliehen und verwerfen sie; denn sie führt in ihrem Gefolge die ganze Sklaverei des socialen Lebens. Nicht, daß sie dieselbe unter einer ihrer religiösen Formen haßten; aber sie ziehen den Tod jedem bürgerlichen Gesetze vor, welcher Art es auch immer sei, in welche segnende und beschützende oder drohende und gewaltsame Form es sich auch kleide. Inmitten der bedauerlichsten Einschrei-

tungen widerstanden sie den heftigsten Anreizungen des Grolles, von dem die Geschöpfe, die sich von der Zahl der Glücklichen dieser Welt ausgeschlossen glauben, so schnell vergiftet werden; unter der Bedingung jedoch — konnte es auch anders sein? — daß an Stelle des glühend aufflammenden Hasses die grauen Tinten einer Art freundschaftlicher, aber unbezwinglicher Verachtung treten.

IV.

Das, was sich unter Zigeunergesinnung verstehen läßt, ging allen diesen harten und düsteren Modulationen aus dem Weg, nur um ihrem Charakter eines vagen, unbestimmten, unüberlegten, unvernünftigen Wollens, ihrer Liebe zu einer sorg- und ziellosen Freiheit, ohne Gährstoff der Rache, ohne Wunsch nach Sympathie treu zu bleiben. Weder die Dauer noch den Zusammenhang der Dinge bemerkend, beruht diese Gesinnung auf einer Kindheit der Seele, welche Furcht vor allem Festgestellten und Vorherbestimmten hat, aber alle Übertreibungen eines Lebens ohne Zügel und ohne Pflicht, wenn auch nicht mit der Emphase des Stoikers oder dem Enthusiasmus des Märtyrers, aber mit der leichten Sorglosigkeit einer Einbildungskraft hinnimmt, die zu sehr mit sich beschäftigt ist, um auch nur im geringsten dem Rechnung zu tragen, was nicht mit ihrer Phantasie, ihrer Laune und ihrem Spiel in Beziehung steht. Aus dieser Kindheitsstufe, welche nie nach Ursachen fragt und nur die Wirkung sieht, kommen die Zigeuner niemals heraus. Wie jede Kindheit, so ist auch die ihrige träge, arbeitsläſſig und unbekümmert um Erwerb.

Ganz und ausschließlich mit sich selbst beschäftigt identificiren sich diese großen Kinder ebensowenig wie die kleinen mit anderen und sind ebensowenig befähigt sich mit Ideen zu verbinden. Jedermann aber weiß, daß die Kindheit wesentlich unlenksam und in ihren unschuldigsten Spielen oft grausam ist, daß der Widerspruch nicht ihre Reflexion herausfordert, wohl aber sie in ihren Neigungen bestärkt, daß sie gleichgültig gegen alles ist, was nicht mit

ihren augenblicklichen Vergnügungen zusammenhängt, daß sie gierig ist jeden Wunsch in jeder Minute zu befriedigen und ebenso leicht fremdes Eigenthum sich zueignet, als sie um das eigene unbekümmert ist.

Die einfachste Kenntnis des menschlichen Herzens belehrt uns, daß solcher Leichtigkeit der Egoismus entspringt, daß man den Anreizungen einer launenhaften Phantasie nicht folgen und der Verwirklichung jeder Lust nicht nachlaufen kann, ohne andere darunter leiden zu machen. Aber angesichts dieses Nomadenvolkes, das alle civilisirten Länder durchirrt, fragt man sich: haben letztere jemals versucht dem Treiben dieses sich selbst überlassenen Kindes eine Stütze zu werden, ohne gegen dasselbe zu agiren, ohne den unglücklichen Zigeuner durch einen eben so unsinnigen Eigendünkel zu züchtigen? — Leider! er wurde so sehr gezüchtigt, daß er, ferne davon sich zu bessern, nur unverbesserlich blieb. Wie ein mißhandeltes Kind, das zu viel, das mit Zorn, Haß und Verachtung gezüchtigt wird, hat er alle Nachgiebigkeit, allen Respekt, alle Rücksicht gegenüber einer Gesellschaft verloren, die er nur als eine Stiefmutter kennt. Von diesem Gesichtspunkte aus macht er sich kein Gewissen daraus einem der Glieder einer Familie, der er um keinen Preis angehören mag, Schaden zuzufügen.

V.

Der Mensch kann das seiner Natur auferlegte Gleichgewicht nicht ungestraft ändern; ungestraft kann er keine seiner Fähigkeiten zerstören, von keinem Gesetze der Vernunft sich freimachen, die Triebfedern der Beharrlichkeit nicht einrosten lassen, nicht aufhören sich selbst zu beherrschen, ohne die Gaben seines Daseins und die Bedingungen seines Weilens hienieden umzustürzen. Versucht er es mit kindlichem Egoismus, so sind die unausbleiblichen Folgen: Abwesenheit jeglichen Verstandes, ein unglaublicher Wankelmuth, Mangel an Tugend und ungenannter, unnennbarer, ungleicher und vielleicht unausgleichbarer Schmerz, der, je weniger eine Seele von einem Zwecke erfüllt ist, um so mehr wächst und sich ausbrei-

tet. So ist es dem Zigeuner unmöglich den Unterschied zu begreifen, welchen der gebildete Mensch zwischen Genuß und Glück macht; denn um denselben machen zu können, muß man die Nothwendigkeit des Wartens und des Entsagens, des Verzichtens und des Wählens, vor allem der Beharrlichkeit anerkennen — Dinge, die seiner beweglichen und schwächlichen Einbildungskraft unerträglich sind.

Entblößt jeder Religion scheint er instinktiv den zwischen den Vulkanen und Eisbergen Islands geträumten skandinavischen Gott, den mehr als Odin selbst angebeteten Gott errathen zu haben: den Gott des Wunsches, um ihm in seinem absoluten Reiche einen angeborenen und einzigen Kultus zu weihen. Verkennen wir es nicht: der unersättliche „Wunsch" ist einer der kostbarsten Schätze des menschlichen Herzens. Er ist der heilsame Sauerteig, der diesen Teig schmackhaft macht; er ist das Gährungsmittel und das Aroma, das ihn vor leichenartigem Vertrocknen, Zersetzen, Korrumpiren bewahrt — für den Geist jene unbekannte Hilfsquelle, jenes unfaßbare und undurchdringliche Element, das wir „Leben" für die Körper nennen. Er giebt ihm die Bewegung, das Athmen, die Thätigkeit, die Empfindung, alle diese charakteristischen Zeichen für das, was nicht „der Tod", der leblose, unthätige und zerstörende Tod ist.

Ohne eine Inspiration immerwährenden und rastlosen „Wünschens" würde der Mensch als zweibeinige Pflanze, als geselliges Thier vegetiren und, weniger geschäftig als die Ameise, weniger fleißig als die Biene, weniger geschult als der Biber, weder die Verbesserung und den Fortschritt kennen, noch hier unten einen Himmel dort oben hoffen und sich denken. Der nie befriedigte „Wunsch", ein nie gelöschter Durst, ist das unfehlbare Unterpfand des Großen, zu welchem der Mensch bestimmt ist. Er ist gleichsam ein Pfandschilling, ein Wechsel auf seine zukünftige Erbschaft. Die Thränen, welche jede falsche Rechnung, jede Ernüchterung, jede Enttäuschung ihm erpreßt, geben ihm für das erste der Königreiche die heilige Weihe, welche ihn über die Natur erhebt, ihn zum Herrscher der Erde macht, durch das Geschenk des „Wunsches", der so

hoch über die Erde, über die Natur hinausgeht, daß er weder von den Schönheiten der einen befriedigt, noch durch das Herrliche der anderen gelöscht werden kann.

VI.

Die beständige Gesetzwidrigkeit unkontrollirter und zügelloser, jeder positiven Richtung entbehrender Wünsche verletzt andere dem Menschen gleich kostbare und theure Fähigkeiten und empört, nicht ohne Recht, unser moralisches Gefühl. Wenn wir indessen unsere Blicke auf jene Gesellschaft richten, deren Speiseabfälle und abgenützte Kleidungsstücke der Zigeuner auflieſt, ohne ihr jemals einen wesentlichen Schaden zu bringen, ohne sie im geringsten in einer ihr Blühen und Reichwerden förderndeu Sache zu beeinträchtigen, ohne sich — wie jene andere Nation, die gerade hiedurch mehr beachtet wird — aussaugend an sie zu hängen, deren Sicherheit er selbst dann nicht bedroht, wenn er im schlimmsten Falle einige Körner ihres Besitzes entwendet, ihren Verkehr momentan unterbricht, mit der Leichtgläubigkeit ihrer Leidenschaften spielt: so sehen wir diese predigende und stolzblickende Gesellschaft in einem Schmutze prosaischem Egotismus stecken, der nicht weniger hart und des Mitleids, der Wohlthätigkeit und des Gewissens bar ist, als der poetische, ungestüme und wilde Egoismus des Zigeuners.

Der Raub, die Plünderung, der Diebstahl, der Einbruch, der Mord, die langsame oder schnelle Vergiftung, die heuchlerische oder freche Lüge, die wie ein blutiger Dolch oder wie eine giftige Viper wirkende Verleumdung, der Ehebruch, die Ausschweifung, die Prostitution — alle diese Laster und Verbrechen existiren dort nur unter andern Formen, verborgen und schweigsam, wie unreines, wimmelndes, schlafendes Gewürm, das sich am Boden eines stinkenden Schlammes schlüpfrig ergötzt, eines Schlammes, der mit bleichen, welken Wasserblumen, wie mit Schreckgespenstern, netzartig bedeckt ist. Darum, weil sie auf den Heerwegen nicht beraubt und im Winkel eines Gehölzes nicht ausgeplündert werden, sind die ehrlichen Leute nicht sicherer ihr Erbgut, die Frucht einer langen und

ehrlichen Arbeit, ihre Ehre, ihren guten Ruf, ihre theuersten Neigungen nicht von einer brutalen Hand weggerissen zu sehen, wenn sie nicht mit in die undurchdringlichen Höhlen der Chicane gerissen und begraben sind, wo der Betrug von der Höhe seiner Unverschämtheit herab auf die gedemüthigte Wahrheit spuckt, wo die Gewalt mit der Gerechtigkeit, deren Formeln entlehnend, liebäugelt, wo die Habgier, die Kraft der Falschheit oder die Falschheit der Kraft ironische Blicke auf das beraubte Recht wirft, gleichsam als wollte es mit spöttischem Mitleid fragen: „Bist du besser daran, weil du Recht hast?"

In dem Schoße der Civilisation sind die Fibern des Herzens, welche die Bildung der Intelligenz zu pflegen suchen, nicht weniger der Reibung und dem Scheitern durch die sie umgebenden Winkelzüge ausgesetzt, welche aus dem Neid, der Intrigue, der Falschheit, dem falschen Zeugnis, der Nebenbuhlerschaft, dem Leichtsinn, der Eifersucht und der Rache hervorgehen. Der in seiner Unfreundlichkeit unerbittlichste, in seiner Frechheit heuchlerischeste Egotismus herrscht und regiert in dieser Gesellschaft, deren Ruthen darum, weil sie Goldgriffe haben, das reinste Blut der Guten und der Schwachen nicht minder fließen machen. Der schwächliche Mann und die reiche Frau, der unerfahrene Jüngling, die einsame Wittwe, der verlassene Greis, der naive Gelehrte, der träumerische Dichter, der gute Mensch ohne Mistrauen — sie begegnen dort einem Los, das der Zigeuner nimmer zu beneiden hätte, kennte er alle die Geheimnisse, alle die Trübsale, die Beunruhigungen, Demüthigungen und den herzzernagenden Kummer, der hier wohnt.

Seine Immoralität brauchte nicht besonders vor den Starken und Geschickten unserer Civilisation zu erröthen. Hienach hätte er thatsächlich das Recht die Nationen, die ihn so von oben herab betrachten, zu fragen: ob das wohl die reine Moral, ob das wohl die evangelische Heiligkeit sei, welche die auf sie gehäufte tiefe Verachtung diktirt? Die düstern Folgen seines poetischen Egoismus fallen doch nur auf ihn selbst zurück, während der scheinheilige Egotismus der civilisirten Nationen sich mit Kühnheit den beschimpften und gleichzeitig verlorenen Opfern aufbürdet. — Der

poetische Egoismus des Zigeuners überliefert augenscheinlich ohne Überlegung den Schwachen an den Starken; aber insofern er weniger zäh ist, weniger berechnet, weniger überlegt, weniger systematisirt und weniger sich verbirgt, als der prosaische Egotismus der Gesellschaften, die den an Geist Schwachen in die Opferbande der Schlauheit legen und die Kraft selbst durch die Schlingen der Arglist zu Fall bringen, sehen wir nicht ein, daß ihm wegen seiner Unkenntnis alles Glückes und wegen seiner geistigen Faulheit eine viel schwerere Verdammung zukommen müsse. Der Stachel, welcher den Zigeuner mit einer Art Wuth zur augenblicklichen Verfolgung seiner Wünsche treibt, wurzelt, obgleich er hier einen krankhaften Charakter angenommen hat, in edlen Regionen des menschlichen Herzens. Die Christen vor allem sollten diese unglückseligen Wirkungen, welcher Art sie auch seien, nicht verkennen und dem Leid und dem Schmerz derer in das Auge sehen, welche sich täuschen in dem Zuviel des Fühlens und dem Zuwenig des Denkens, in dem Zuviel des Träumens und dem Zuwenig des Berechnens, in dem Zuviel des Wähnens und dem Zuwenig des Urtheilens.

Die Industrie der Zigeuner.

I.

Die Leidenschaft der Zigeuner für die Natur ist zu erregt, zu ungestüm, zu sehr verbunden mit den Gewalten der Einbildung, mit der Freude am Flitter, am Schaustück, am Unvorhergesehenen, am Wechsel, als daß sich ihr die geringste Färbung jenes friedlichen und idyllischen Gefühles beimengte, welches zwischen der Natur und den Hirtenvölkern ein so mildes, inniges und ruhiges Band herstellt, angesichts dessen man an gewisse eheliche Bündnisse denkt, bei denen die gegenseitige Zärtlichkeit die außerordentlichste ist, die aber frei sind von der Sehnsucht des Verlangens, von dem Rausch des Besitzes, von der bewundernden Ekstase, von unruhigen Aufregungen, von dem Elende der Eifersucht, frei von verliebtem Ungestüm und plötzlicher Ermattung, von extravaganter Inbrunst und von bezaubernden Träumen, welche die Wirklichkeit verschönern und von ihr verschönert werden. Alle diese Dinge sind das Eigen der Leidenschaft, welche leidend begehrt und begehrend leidet! Sie ignoriren die ruhige und doch vollkommene Anhänglichkeit, welche die zärtliche Familiarität zwischen den Hirten und der Natur kennzeichnet.

Man könnte die Liebe, welche die musterhaft vernünftigen Haushaltungen für die poupards und die poupardeaux, für die babies und die reizenden Kinderspiele haben, sowie das Interesse, das sie an der Entwickelung der physischen Kräfte und an dem Stammeln der Intelligenz derselben nehmen, mit der Liebe

vergleichen, welche die primitiven Hirten für die von ihnen aufgezogenen Thiere besitzen, mit der Theilnahme, die sie für alle Ereignisse ihres Wachsthums haben. Die beständige Berührung mit der Unschuld, die den so graziösen und schwachen Geschöpfen gewidmete Behütung, die zärtlichen Beziehungen, welche sich zwischen ihnen herstellen, indem sie alles mit helfender Sanftmuth und gegenseitiger Freundlichkeit thun, entzücken gleicherweise diese Bevölkerungen und diese Gatten, derenGesichtskreis den engen Horizont ihrer häuslichen Sorgen nicht überschreitet.

Weder diese patriarchalischen noch jene pastoralen Familien könnten Gemüther begreifen, die sich von nur starken Erregungen nähren; Gemüther dagegen, welche Objekte für ihr Lieben verlangen, die mit Trunkenheit sich an das Herz drücken lassen, finden Sorgfalt, wie die erste Kindheit sie erheischt, wie Herden, Kälber, Schafe, Lämmlein, Turteltauben und anderes Geflügel sie nothwendig fordert, schal und abgeschmackt. Der Zigeuner ist von der Natur zu sehr nach Art verliebter Dichter eingenommen, um ihren Funktionen als Nährmutter große Aufmerksamkeit zu schenken. Die Milchspeise, welche solcherweise seinem Horizont entspräche, nimmt nur einen geringen Platz unter seinen Nahrungsmitteln ein, bei denen die stärksten Gewürze vorherrschen: Suppe mit Piment, gepfefferte Kartoffeln, mit Knoblauch gespicktes Fleisch, mit Zwiebeln geröstetes Brod, Teigfarcen mit grünem Münzkraut — Gewürze, welche den Durst für aufregende Getränke, Weine und Alkohole reizen.

Der Zigeuner opfert nicht der blonden Ceres, die den ehrlichen Arbeiter ernährt, die dem friedlichen Landmann Milch und Honig fließen läßt. Er weigert sich, sie anzurufen, ihr Erstlingsfrüchte, Opfer darzubringen vom feinsten Mehle in Asche geröstete Kuchen, milden Käse und Butter mit Primeln gelb gefärbt, voll Duft nach jungen Gräsern und Schößlingen. Seine fiebernde Liebe scheint die dornengekrönte Stirne der ruhigen und friedlichen Göttin zu überfliegen, um glühendere Freuden, Synkopen der Lust, jenseits ihres Reiches in unsichtbaren Regionen geheimnisvoller Flammen zu suchen, denen die schöne Proserpina, diese Tochter des Herren des Olymp, des donnernden und blitzenden Jupiters, des Befruchters

der Ernten präsidirt, seit der von den Menschen gefürchtete Gott die sicilische Jungfrau den Freuden des Landes entführt hat, um sie einem herberen Glücke zu vereinen!

II.

Jedem, selbst dem wohlwollendsten Rathe unzugänglich, will der Zigeuner den beträchtlichsten Gewinn nicht mit dem auch nur momentansten Abschwören seines launenhaften Vagabundirens, nicht mit einigen Stunden täglicher und regelmäßiger Arbeit bezahlen. Nur die Nothwendigkeit, sich ein Stück Brod zu verschaffen — denn er säet nicht und erntet nicht —, sich einen Fetzen Leinwand zu erringen — denn er spinnt nicht und webt nicht —, konnte ihm die Werkzeuge des Pferdeschmiedes in die Hände geben. Er schien zu befürchten, die Pflugschar könnte seinen Fuß an der Erde, deren Schoß er öffnen würde, Wurzel fassen lassen, das Handwerk des Webers, der vor dem Webstuhl sitzt und die Schiffchen hin und her treibt, sein Herz verweichlichen. Er, das Kind ohne Vaterland, der Mann ohne Herd, hätte sich ebenso beschämt gefühlt an einem Boden oder vor dem Webstuhl sich gefesselt zu sehen, verurtheilt Garnsträhne zu entwirren, wie die Frauen in Röcken.

Eisen und Feuer im Sonnenschein, im Sternenlicht, an Bachesufern zu handhaben, wo gewöhnlich die Hütten stehen, die als Dorfschmieden dienen, — das ist nach seinem Geschmack! Der lärmende Blasebalg ergötzt, die Gefahr beschäftigt ihn, eine rhythmische Kadenz schmeichelt seinem Ohre. Die Pferde zu beschlagen gefällt ihm; denn in der Beschäftigung mit einem lebenden Wesen belebt sich seine Aufgabe mit tausend unvorhergesehenen Zufällen, welche die Monotonie und die Langeweile von ihm fern halten. Dazu kettet ihn diese Beschäftigung an keinen Wohnsitz und verurtheilt ihn zu keinem anderen Besitz als dem der ärmlichsten Instrumente — sie ist ihm nur eine momentane Kurzweil! Selten treibt er die Industrie so weit, um mehr von ihr zu wissen, als zum Beschlagen der Thiere, zum Schmieden der Nägel, zum Repariren der Pflüge und Eggen nothwendig ist. Borrow giebt eine glückliche Beschreibung der von den Zigeunerschmieden gebildeten Gruppen, wobei er aus einem

ihrer dieser Arbeit gewidmeten Gesänge — den „Funken“ — eine reizende Metapher citirt. Sie lautet: „Rosig und purpurübergossen sind sie, einem Hundert köstlicher Mädchen gleich — doch wenn sie getanzt die anmuthigen Runden, im selben Moment erlöschen sie schnell!“ Könnte man nicht sagen: die ganze Seele des Zigeuners sei in diesem „Funken“ des Wunsches verbildlicht? Er glänzt — er entzückt und entzündet ihn, bethört seine Blicke mit seinen kapriciösen Tänzen .... und im selben Augenblick erlischt er! .... Verschwunden! dahin!

Sicher in jedem Weiler eine Kohlenpfanne und ein wenig Eisen zu finden, nimmt der Zigeuner nur, wenn seine Hilfsquellen zu Ende sind und ihn die äußerste Verlegenheit dazu treibt, seine Zuflucht zu dieser kleinen „Arbeit“, die man den Schein einer Arbeit nennen könnte. Um diese leichte Unterwerfung an irgend einem Orte sobald als möglich zu beenden, bedient er sich ihrer hauptsächlich als Vorwand zum Geschäft eines Unterhändlers beim Roßhandel, zum Diebstahl, zur Betrügerei, zur Kameradschaft mit den freigebigen Bauern, dessen leicht auf seinen Vogelleim gehende Leichtgläubigkeit ihn in der Unverschämtheit bestärkt und vor dessen Erbitterung, Rache, Heimzahlung er nicht zurückschreckt. Nachdem er ihn geprellt und betrogen, flieht er, verbindet er sich wieder mit den Seinen, um anderswo das Glück zu suchen. Oder auch: so lange er es aushalten kann, bleibt er in „seinem“ Königreich, dem weiten Raum der Einsamkeit und schwer zu erreichender Orte, die er noch mit einer Reihe staubiger Karren befestigt, um so sein Bivouac ringsum zu verschanzen und es vor gefährlichen und unbequemen Überfällen zu schützen. Er betritt die Dörfer und Städte kaum anders als von der Noth gedrängt und gejagt; denn allem zieht er jenes fiktive Ägypten vor, dessen Benennung noch heute eine schlecht entzifferte Hieroglyphe geblieben ist, die sie sorgfältig hüten, wie verlassene Kinder geheimnisvolle in ihrer Wiege gefundene Zeichen bewahren: — vielleicht Erinnerung, Hoffnung?

Außer dem Eisen entschließt sich der Zigeuner auch das Gold zu handhaben, aber nur in seinem Rohzustande. Man sieht ihn in mehreren Gegenden und namentlich in Ungarn als Goldwäscher, wo er fast ausschließlich damit beschäftigt ist, dieses Metall in gold-

sandigen Flüssen zu waschen. Diese Beschäftigung in freier Luft, die ihn angesichts der Natur fortwährend mit dieser in Beziehung durch das ebenso wie das Feuer belebende Element des Wassers setzt, ist ihm sympathisch genug, um sich ihr klugerweise hinzugeben. Die Regierung, da sie nicht viel über ihn zu klagen hat, läßt ihm diesen harmlosesten aller Erwerbe, den er sich gewählt hat. Man möchte beinahe sagen: er gefalle sich darin, der Gesellschaft, die ihn exilirt, den Possen zu spielen, sie mit dem so hoch geschätzten Metalle anzustecken, von dem er weiß, daß es in der Folge alle ihre Laster nähren, alle ihre Niedrigkeiten, alle ihre Verbrechen besolden wird.

III.

Unter den Thieren liebt der Zigeuner nur zwei Arten. Diese Wahl ist zu bezeichnend, um sie unbeachtet lassen zu können. In seiner Liebe für die Pferde verräth sich seine Sympathie für den heroischen Instinkt, der — sagen wir — den Renner charakterisirt, dessen Treue, als stünde er über dieser Beschäftigung bürgerlicher Sicherheit, sich nicht, wie die des Hofhundes, auf die Bewachung des Menschen und seines Eigenthums beschränkt. Nicht die träge und grobe, ihm seine Nahrung reichende Hand ist es, die das Pferd liebt: es hängt liebkosend und mit sklavischer Dankbarkeit an der leichten, feinfühligen und intelligenten Hand, die, wenn sie seinen Hals streichelt und streichelnd ausspricht: „Ich bin zufrieden mit dir, mein schöner Freund!" ihm einen Freudenschauer durch die Glieder jagt. Es versteht nur die Hand, die den Zügel führt; es gehorcht nur derjenigen, die seine Kräfte zu gebrauchen, seine Grazie an das Licht zu ziehen, mit seinen edlen Eigenschaften zu spielen weiß, indem sie dieselben anregt. Nicht dem Stallknecht, sondern dem Reiter hängt das Pferd auf Tod und Leben an; denn es weiß sein Leben mit einem Aufschwung der Leidenschaft bei erhabenen Zielen, Versuchen, Zwecken zu opfern, um noch mit seinem Leichname dem zu dienen, mit dessen Gefühlen es sich mit einer Hingabe verknüpft hat, die fast menschlich zu nennen ist — „mehr als menschlich" sagen die Misanthropen! Die Stimme, die

seinem Ohre schmeichelt, ist nicht die der Plebejer, die ihn in seinen Ruhezeiten umgeben — nein, es ist die vibrirende reine, männliche und feste Stimme des ihm überlegenen Wesens, das seinen Namen rufend sich leicht auf seinen Rücken schwingt. Es weiß sodann, was sie bedeutet: durchfliegen wir den Raum, wirbeln wir uns herum wie ein junges Mädchen, das tanzt! oder auch: marschiren wir zum Kampfe, wo der Ruhm, vielleicht auch der Tod unser wartet!

Unter allen unseren vierfüßigen Genossen erhebt sich nur das Pferd, das den am wenigsten materiellen, den nobelsten Bedürfnissen des Menschen dient, bis zur Divination seiner moralischen Leidenschaften, seiner immateriellen Bedürfnisse, bis zu denen, die nicht von der Sorge um seine Erhaltung, sondern von der Thätigkeit seiner Seele diktirt werden. Es allein versteht und theilt die schmerzliche Ungeduld seines Herzens, das Bangen seiner Liebe, das herbe Wollen seines Hasses, die ehrgeizigen Illusionen seines Muthes; sein leidenschaftlicher Galopp wetteifert gleichsam mit dem Gedanken, die Zeit zu vernichten, um ihn, und sei es um den Preis seines Lebens, das ersehnte Ziel erreichen zu lassen. Das Pferd allein weiß mit seinem Herrn zu leben und zu kämpfen; wird es sein Freund, dann weiß es für ihn zu sterben, indem es ihn als Ersten in die Reihen des Sieges trägt, ihn den Vorsprung vor dem perfiden Feind gewinnen läßt, ihn einen Augenblick eher in die Arme der Geliebten führt! Es nimmt Theil an den Aufregungen der Liebe und des Patriotismus, der Hoffnung, welche der Schall der Trompete erweckt, der Verzweiflung, die heldenmüthig zu unterliegen weiß. Wird man entgegnen: der Zigeuner sei Pferdehändler, aber kein guter Reiter? Das thut nichts zur Sache! Seine Lebensweise erlaubt ihm keinen Luxus und zwingt ihn nicht ein Rassenpferd zu besitzen — das Pferd so großer Abkunft, das in seinem Lande von Geburt an unter den Seinigen als Freund und Gefährte des Menschen behandelt wurde. Der Araber überläßt dem Feinde seinen daour und seinen Harem; aber ehe er stirbt, jagt er seinem Pferde eine Kugel durch den Kopf, damit es nie ein anderer besitze. Überdies ist es dem Zigeuner nicht gegeben sich jenen aristokratischen Rennern zu nähern, die eine Freundschaft, nicht ein

Kapital repräsentiren; er fühlt aber das psychologische Leben, die moralische Superiorität dieses Individuums über die andern Hausthiere und drängt konfus sie in der Erfahrung zusammen, daß jede augenblickliche Hilfe unter allen nur von ihm kommen kann, daß es allein sein Fliehen und Herumjagen erleichtern helfen kann. Der Zigeuner ist auch gern in seiner Gesellschaft. Wie wäre er sonst für die ganz eigenthümliche Empfindung empfänglich, unter welcher die Kräfte des Menschen sich verdoppeln, seine Glieder zu wachsen und sich zu mehren scheinen, wenn er auf dem Pferde über dieses wie über sich gebietet und er mit ihm sich zusammengewachsen fühlt — ein momentaner Centaure!

Übrigens, wer weiß, ob die Lust am Pferde nicht mit einer geheimen Vertheidigungsrede übereinstimmt, die er über sich selbst an sich selbst richtet? Singt er sich nicht seine eigene Palinodie in Gegenwart dieses Thieres, das so oft besser als der Mensch ist, ebenso wie er, das menschliche Thier, oft fühlt besser zu sein als der unmenschliche Civilisirte? Der Zigeuner ist überzeugt — und wer ist es nicht mit ihm? —, daß im Pferde noch andere Instinkte als die des Essens und Trinkens leben, daß nach seiner Art es Held, ja Dichter sein könne! Und er, der es nach der seinen ist, sieht sich von denen, die dem Anscheine nach seinesgleichen sind, so unverstanden, daß er mit diesem wohl stummen, aber intelligenten Kameraden gerne fraternisirt und Gemeinschaft macht.

IV.

Aus einem ganz anderen Grunde liebt der Zigeuner auch den Bären und findet Spaß daran, ihn so weit abzurichten, um aus der Schaustellung seiner grotesken Tänze einen vorübergehenden Erwerb zu machen. Er sucht und jagt ihn namentlich in den Karpathen, wo er von Natur aus weniger wild ist. Hat er einen jungen Bären eingefangen, dann setzt er ihn auf ein stark erhitztes Eisenblech, während eine lärmende, rhythmisch scharf accentuirte Musik spielt. Das Thier hebt sofort seine Vorderpfoten und stellt sich aufrecht, die Hinterpfoten aber hebt es eine nach der andern,

um sie von dem glühenden Boden wegzubringen, Bewegungen, die es nach dem Rhythmus der in seinen Ohren dröhnenden Musik macht. Wenn der junge Bär es gut gelernt hat, seine Stellungen nach den Rhythmen des Musikstückes auszuführen, dann genügt es, daß er dieselben nur hört, um sogleich bereitwilligst mit aller Grazie seinen Walzer zu tanzen; denn er fürchtet das heiße Blech unter die Pfoten geschoben zu bekommen, wenn er seine lustigen Sprünge verzögert. Die Komödie, welche diese gelehrigen Thiere dem Zigeuner bereiten, entspricht seinem Geschmack an Gaukelspiel, an Farcen, an Possen und an allem, was Heiterkeit und Lachen hervorruft, an allem, was diese zu krampfhaften Paroxysmen treiben kann, deren man ihn kaum für fähig halten würde, wenn man ihn manchmal ernsten Stolzes in einen neuen Kaftan gehüllt oder apathisch einem Anfall von Faulenzerei hingegeben oder schwermüthig in einem Momente des Schmerzes sieht.

Mit dem Pferde fühlt sich der Zigeuner den Gesellschaften überlegen, die ihn mit Füßen treten würden, entwischte er ihnen nicht. Mit dem Bären fühlt er sich den Thieren überlegen, mit denen man ihn, den Gleichen aller Sterblichen, assimiliren will, aber auch allen denen, die sich rühmen eine Sprache zu besitzen, um besser als er zu sprechen, eine Violine, um besser als er zu singen. Das Pferd bestärkt ihn durch den Heroismus, mit dem es dient, in seinem Stolze; der Bär belustigt ihn und giebt allen seinen Instinkten für Kurzweil freien Lauf! Wenn der Cygane seinen Bären spazieren führt, belustigt er sich ebenso wie sein Publikum an dem Anblick der schwerfälligen Attituden, der ungraziösen Sprünge, der komischen Hast seines ungeschickten Thieres, das dumm genug ist, sich einen Maulkorb anlegen zu lassen und nach den Taktschlägen eines Andern zu tanzen. Der Zigeuner hat für das Pferd so viel Achtung, als Verachtung für den Bären; wenn er die Hurrahs der Menge hört, die zu seiner »Exhibition« versammelt ist, dann fühlt er mit nicht geringer Genugthuung, daß ihm keiner den Maulkorb hat anhängen oder ihn nach seinem Belieben hat drehen können. Bei der Gelegenheit dieses Vergnügens auch noch einen armseligen Sou zu gewinnen, gehört natürlich zu den beglückenden Funden seines Lebens, das voll steriler Beweglichkeit ist.

V.

Wenn unter den Zigeunern schwache, zarte, feine Konstitutionen sich befinden, so reiben sie ihr Leben bald durch die oftmalige Wiederkehr der von Nervenzuckungen begleiteten Freuden- und Schmerzensausbrüche, durch die immer brennenden Eindrücke eines beständig alle physischen und moralischen Elemente verzehrenden Lebens auf. Die Stärkeren unter ihnen empfinden dabei nicht minder eine langsame Abnahme ihrer Kräfte und fühlen, wie eine oder die andere der lebendigsten Fibern und zartesten Fasern ihrer Seele erlahmt. Dieser heftige Wechsel der Erregungen verleiht aber auch oft andererseits den Widerstandskräftigen eine magnetisch hellsehende Macht, die ihren Einfluß bis auf das Gebiet ihrer Sinne und den Gebrauch ihrer Organe erstreckt. Die Strahlen der Leidenschaft ziehen sich bei ihnen zu einem immer intensiver werdenden Brennpunkt zusammen, — der bald zu ihrem einzigen Lebenspunkt wird und alle moralischen und geistigen Fähigkeiten absorbirt und ihren Willensäußerungen eine eigenthümliche, alle Wahrnehmungen wunderbar verschärfende Magie verleiht.

Die Frauen namentlich, bei denen das Gegengewicht der reflektirenden Fähigkeiten, der vergleichenden Thätigkeiten des Geistes immer ein viel schwächeres ist, erlangen in diesem tropischen Klima der Leidenschaft eine übernatürliche Sehkraft, eine außergewöhnliche Intuition, die ihnen erlaubt durch Vorgefühle und Vorwissen Geheimnisse zu kennen, die von keiner Thatsache enthüllt, von ihnen aber augenblicklich durch pathogenetische Deduktionen mit wunderbarer Schnelligkeit bloßgelegt werden. Noch mehr, die Lebhaftigkeit ihrer Eindrücke theilt sich wie ein großer Brand mit und inokulirt sich unfehlbar wie ein tödtlicher Keim, ja sie steckt an durch Berührung und versetzt wie ein elektrischer Schlag in Vibration. Einige in die Rede gestreute Betrachtungen, einige scheinbar einfache Ausrufe, die aber bei der geringsten Gelegenheit, den Fraxinellen gleichend, sich zu hellen Flammen entzünden, einige Reime, einige Strophen, deren Accente von der Leidenschaft herausgehäm-

mert sind, wie die Reliefs einer Medaille von einem schweren Münzschwengel: das genügt, um alles aufzurütteln, was ein Auditorium an schlafender Rebellion, an verborgenem Grimm, an Charakteren umfassen kann, die wohl von den sie umklammernden Schraubstöcken gebeugt, doch nicht gebrochen sind.

Die mit den Symptomen der Leidenschaft vertraute Zigeunerin unterscheidet a prima vista die magere Wange von dem brennenden Auge einer Frau; sie weiß sogleich, ob ihr die Hand, aus der sie lesen soll, was zu fürchten, was zu träumen sei, mit der hastigen Bewegung der Hoffnung oder der schmerzlichen der Furcht hingehalten wird. Ohne Mühe liest sie aus den verächtlich gekräuselten Lippen oder aus der Falte zwischen den Augenbrauen, ob der von Angst gequälte, bis zu ihr getriebene junge Mann eine Rache plant, ob er der Gleichmäßigkeit müde oder über einen Zwang empört ist, ob er Liebe wünscht oder einen Glücklicheren bereits beneidet. Ebenso erkennt sie die falsche Sicherheit der Schönheit und der Jugend, jene Anmaßung und jenen Dünkel auf Besitz, die dem Unglück zu trotzen scheinen, sie kennt die niederschmetternden Verräthereien des Schicksals und die Verwundbarkeit unseres Herzens viel zu gut, um nicht dem Lächeln des Glückes zu mißtrauen und denen, die nichts vorhersehen wollen oder vermeinen alles vorhergesehen zu haben, unbekannte Gefahren zu prophezeien.

Auch hat sie Glauben an ihre Diagnose. In dem Gedanken, daß wir in uns selbst das allgemeine Princip unseres Schicksals tragen, überredet sie sich ohne Zweifel leicht, daß ihre Prognosen früher oder später, auf die eine oder andere Weise, sich erfüllen werden; sie trägt nur Sorge dieselben in einer Form zu geben, die, der Einbildungskraft leicht faßlich, sich fest dem Gedächtnisse eingräbt, um mit ihrem Bilde wieder zu erstehen, sobald die von ihr in den geheimsten Falten der Seele aufgefundenen geheimen Absichten, zu ihrem Höhepunkt gelangt, den Erfolg oder die Katastrophe herbeigeführt haben, welche sie bei der Besichtigung einer Hand und eines Herzens prophezeit!

Warum sich verwundern, wenn die Geheimnisse der Zukunft bei denen erfragt werden, welche die Geheimnisse der Seele und ihrer

Leidenschaften so gut verstehen? der Leidenschaften, die hier gefesselt sind, wie in der Falle gefangene Löwen, oder schlafen, wie gefährliche von Astoar betrunkene Reptilien? Jede Leidenschaft besitzt die Fühlung, wittert gleichsam die Gegenwart einer andern Leidenschaft, besonders wenn sie geübt ist die Merkmale auszulegen, welche ihre Blutsverwandte in allen ihren körperlichen Gewohnheiten, in allen ihren der Stimme und den Bewegungen aufgedrückten Accenten mit sich trägt; wenn sie gelernt hat das Zauberbuch zu entziffern, das sie auf die Blätter einer Physiognomie geschrieben hat, die um so unruhiger und wißbegieriger sich zeigt, je mehr das Herz erregt, um so ausdrucksvoller, je mehr es verwüstet ist. Die Zigeunerin weiß wohl, daß die Natur einer madrépore sich nicht an sie wendet.

Die Gabe der Wahrsagung, die sie überall und immer geltend gemacht hat und die ihr auch einstimmig zuerkannt wurde, gründet sich, obgleich in der Praxis nur ein grober Empirismus und ein noch größerer Betrug, doch auf einen in dem Volke viel zu tief eingewurzelten Glauben, um nicht von dem Instinkte eingeflößt zu sein, der angesichts gewisser Wahrheiten, deren Tragweite und Bedeutung es nicht genau zu definiren weiß, selten trügt. Man hat sich zu oft von der Richtigkeit der prophetischen Enthüllungen dieser herumirrenden Sibyllen überzeugen müssen, um sie bezweifeln zu können.

Nach und nach blieb jeder auch noch so Widerspenstige überzeugt, daß sich ihnen die Zukunft so wenig verbirgt wie die Vergangenheit, daß sie es in ihrem Willen haben die Mysterien der Zukunft, wie die der Gegenwart zu kennen, daß sie ihr zweites Gesicht ohne Unterschied auf alle Richtungen der Zeit und des Raumes hinwenden. Da man sich die Vision nicht erklären konnte, die sie aus der Seele Dessen lasen, den ihr forschender Blick durchdrang, von den Tagen, die er durchlaufen, von den Schweißen, die auf seiner Stirne geperlt, von dem Schicksal, das ihn erwartet, von dem seiner harrenden nahen Glücke oder Tode, so schrieb man sie übermenschlichen Verbindungen zu — eine Ansicht, welche durch die Ausdauer bekräftigt wurde, mit der sie die schattigen Wölbungen und verborgenen Gefahren des Waldes der Behaglichkeit des Daches, den sanften Banden der Familie vorziehen.

Ist aber dieser so feine, so subtile und schnelle Takt gegenüber den Empfindungen und Nachempfindungen des Andern, den nur die häufigen Stöße eigener und nachgefühlter Leidenschaft lehren, nicht wirklich eine verborgene Macht? eine plötzliche Eingebung? eine sichere Intuition von dem, was sein wird, durch die sehr schnelle Entschleierung dessen, was ist? Erlaubt sie nicht die kommenden Früchte vorauszusagen, indem sie lehrt ihre thätigen Keime zu erkennen? — Demnach ist es nicht ohne Grund, daß ihm das Volk einen nicht gewöhnlichen Ursprung zuschreibt, nicht ganz ohne Grund, daß man tausendmal große Damen und einfache Bäuerinnen, Dörfler und große Herren nach der Reihe dem Lauf ihrer Schicksalslinien bei jenen olivenfarbigen und schönen Frauen nachforschen sah, deren Kopf einer in Bronze gegossenen Büste mit Augen von weißem Achate gleicht, deren schwarzes Haar im Blau polirten Eisens schimmert, deren Lippen, roth wie Granatblüthen, sonore und geheimnisvolle Worte lispeln, deren wellenförmige Schlankheit sich so kühn abzeichnet, deren Augenlider sich mit so bezaubernder Wollust senken, deren Brust sich mit einem so reizenden Schein des Erbarmens hebt, während sie in vor Ungeduld erzitternden Ohren die Verlockungen unerwarteter Verheißungen oder das Todesglöckchen ferner Schrecken ertönen lassen.

Nicht ohne Grund wiederholen sich seit Jahrhunderten beständig jene Scenen, wo die Menge sich um ein Orchester versammelt, dessen schrille Cymbaltöne die Modulationen eines Geigers kadenziren, der, nachdem er seiner Violine glänzende Töne — Töne, wie die Fanfaren eines Feenmarsches — entlockte, plötzlich die Tonart wechselt und sich einem lamentoso hingiebt, das in kurzer Zeit in nagendem Herzeleid versinkt. Diese Frauen hätten nicht so oft so viele Personen und so viele hohe Persönlichkeiten von so verschiedenen Nationen und aus allen socialen Sphären um sich festgehalten, hätte nicht irgend ein verdienter Funke der Sympathie die in Furcht befangene Anziehungskraft genährt, welche diese in reichfarbige Lumpen gehüllten Kreaturen umwebt.

VI.

Man hat vergeblich versucht die Amulette, die Beschwörungen, die Principien ihrer Chiromantie ꝛc. ꝛc. der jungen wie der alten Zigeunerinnen mit den Riten irgend eines Glaubens in Beziehung zu bringen. Höchstens ließen diese keineswegs untereinander verbundenen Praktiken hie und da die Idee und die Hoffnung erkennen, das Böse beschwören und die über den Menschen von einer ihm überlegenen drohenden Macht verhängten Schicksalsschläge abwenden zu wollen. Der Schreck, welchen die materiellen Kräfte der Natur erzeugten, hat — was sehr leicht denkbar ist — unter diesen Frauen einige Anrufungen der das Unheil abwendenden Götter erhalten — Überreste eines Kultus, dessen präciser Sinn sich verloren hat, dessen fragmentarisch erhaltene Riten aber einerseits zur Bemäntelung ihrer vorgeblichen Beschwörungen und Zaubereien, die sie selbst fürchten, dienen und anderseits den Ursprung ihrer sogenannten Hexereien und ihres sogenannten Verkehrs mit dem Teufel bilden.

Dennoch scheinen sie einige Gebräuche positiv geerbt zu haben, die früher eine wirklich magische Tragweite hatten und sie in reale Berührung mit Geistern setzten, von denen die einen harmlos sein können, die andern nicht. Doch während jene zweifelsohne der Kategorie der Elementargeister angehörten, welche sich für das Menschengeschlecht interessiren, eine falsche Freundschaft für sie heucheln, ohne sich darum zu kümmern, was daraus folgen wird, gleich jenen Bewohnern der Erde, des Wassers, der Luft, welche in allen Breitegraden unter den Namen Sylphen oder Peris, Gnomen oder Satyrn, Najaden oder Tritonen, Feen oder Genien bekannt sind und ihr eigenes Vergnügen an ihren muthwilligen Streichen oder an ihren verliebten Neckereien finden, befriedigen die anderen, düsterer und gieriger, nur darum die Begierden des Menschen, damit er seine Seele verliere!

Persönliche Beziehungen zu den Zigeunern.

I.

Mehr als eine persönliche Sympathie zog uns lange zu den Zigeunern hin und veranlaßte unsern Geist sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen, insbesondere aber dem nachzuspüren, was ihrem Kunsttext — dem wir ebensoviel Aufmerksamkeit als Studium und Sorgfalt gewidmet haben — zur erklärenden Glosse dienen konnte.

Das Andenken an die Zigeuner ist mit unserer ersten Kindheit verknüpft und identificirt sich mit einigen der lebendigsten Eindrücke unseres Lebens. Wie sie in unserem gemeinsamen Vaterlande, wurden auch wir später herumziehender Virtuose: sie schlugen ihre Zeltpfähle in allen Ländern Europas ein, Jahrhunderte gebrauchend, diese zu durchkreuzen — wir, gewissermaßen ihr hundertjähriges Geschick kurz wiederholend, haben sie in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre bequemer, wenn auch weniger pittoresk, durchreist. Aber indem wir, soweit es in unserer Macht lag, danach strebten den Unglücklichen dieser Welt zu geben, anstatt von den Glücklichen dieses Jahrhunderts zu profitiren, blieben wir oft, gleich ihnen, den von uns besuchten Bevölkerungen ein Fremdling und wieder gleich ihnen suchten wir unser Ideal in einem unablässigen Versenken in die Kunst, wenn nicht in die Natur.

Wenige Dinge haben von unserer ersten Jugend an uns mehr frappirt, als das von den Zigeunern kühn vor jedem Palaste und jeder Hütte aufgegebene Räthsel, wenn sie für einige in das Ohr geheimnisvoll geflüsterte Worte, für einige Tanzlieder, die kein Spiel-

mann nachahmen kann, für einige Weisen, die, Verliebte elektrisirend, doch von keinem Verliebten erfunden werden könnten, nur wenige Kupfermünzen verlangen! Wen frugen wir, damals noch ganz klein, nicht aus, um die Lösung dieses Zaubers zu erlisten, dem alle sich hingaben und den niemand zu erklären vermochte?

Es war nutzlos — man fühlte ihn, aber erklärte ihn nicht. Damals, ein schwacher Lehrling eines strengen Meisters, kannten wir noch keine andere Flucht in die Welt der Phantasie als durch das architektonische Gerüst gelehrt zusammengefügter Töne. Das machte uns nun um so neugieriger, jenen Reiz zu verstehen, zu wissen, woher der Zauber kam, den diese mit Schwielen bedeckten Hände ausübten, sobald sie mit dem Roßhaar über ihre schlechten Instrumente strichen oder das Metall mit so gebieterischer Schroffheit erklingen machten. In jener Zeit erschienen sie in unsern wachen Träumen, es verfolgten uns ihre kupferfarbigen Gesichter, auf die weder der Sonnenbrand noch irgend eine Rauheit der Jahreszeiten einwirkt und die von den zügellosen, man möchte sagen galvanisirenden Aufregungen ihres Lebens frühzeitig verwelken. Wir fragten uns: woher ihr so trotziges Lächeln? warum aus dem Blitz ihrer Augen, die da funkeln, ohne zu erhellen, ein so sardonischer Unglaube lacht?

Ihre Tänze mit den weichen, elastischen, sich zurückziehenden und doch herausfordernden, unregelmäßigen und ungestümen Bewegungen entzückten uns; wir waren verwirrt von ihrem plötzlichen Erscheinen und Entfliehen in ihre waldigen Schlupfwinkel, von dem Anblick ihrer Lager und ihrer ébannois, welche wir aus der Ferne im Scheine ihrer Feuer erblickten, die sie mit harzigen Reisern unterhielten und die aussahen wie in Weihrauchwolken gehüllte Dreifüße für ihre Pythien. Da tauchte die Ahnung in uns auf, daß die Zigeuner, statt der langen Reihenfolge von nebligen und trüben Tagen, statt des farblosen Untergrundes unserer Existenzen, auf dem sich nur hier und da einige sei es in Freude erglänzende oder am Schmerz sich entzündende Punkte abheben, sich einen starken und festen Faden von unmittelbar aufeinander folgenden Leiden und Freuden spinnen — einen Faden, der weder durch

Unterbrechungen noch durch Ruhepausen abreißt, aber sich beständig weiter dreht in bald heftigerem, bald lässigerem Tempo, durch Liebe, Gesang, Tanz und Trunk! Vier Elemente der Wollust und des Taumels, vier Abgründe des Verderbens, vier schillernde Sterne, vier Quellen von gewürztem Geschmack, deren Nähe schon den Durst reizt, in welche die Lippen mit Entzücken sich tauchen, die, kaum geschmeckt, die Vernichtung lieben lehren.

II.

Als wir zum ersten Mal nach Ungarn zurückkehrten, wollten wir unsere Erinnerungen aus den Kinderjahren wieder auffrischen und diese Horden, deren malerischer Wirrwarr uns einst so lebhaft angezogen hatte, wiedersehen, sowie diese Rhythmen, diese Harmonien wiederhören, von denen man glauben könnte, sie seien von einem anderen Planeten herabgestiegen: so sehr differiren sie von dem, was die europäische Kunst der Musik erlaubt oder verbietet. Dennoch war es Musik — denn sie redete, sie sprach, ja sie sang! Und wie sang sie! . . . Welche Accente exilirter Chöre, gefangener Vögel, verwaister Seelen, verlassener Zärtlichkeit tönten aus ihr! Wir verstanden sie wohl, diese Musik; ja sie schien uns eine Muttersprache! Doch waren nicht nur wir von ihr beherrscht, Alle unterwarfen sich ihrer Macht.

Später suchten wir den Zigeuner lieber im Wald und Feld, in seinem Lager, in dem lärmenden pêle-mêle seiner Märsche und Rastplätze auf, als vagabundirend in den engen Wänden eines Zimmers, das von andern Zimmern erdrückt eines Hauses, das von andern Häusern eingezwängt ist, als in den engen, verpesteten Straßen der Städte, deren Staub er von seinen Füßen schüttelt, um sie lieber von den Dornen der Hecken und dem Stechginster der dürren Steppen ritzen zu lassen als sie auf dem Steinpflaster ungastlicher Städte wund zu laufen. Dort konnten wir ihn in allen Kontrasten, welche die Vereinigung der Altersverschiedenheiten, der Leidenschaften, der Stimmungswechsel darbot, ohne jede Maske und ohne jedes vertragsmäßige Bindemittel wiederfinden!

Wir sind zu ihnen allen, unter sie alle gegangen — wir schliefen mit ihnen unter freiem Sternenhimmel, scherzten mit ihren Kindern, beschenkten ihre jungen Mädchen, plauderten mit ihren Herzögen und Häuptlingen, hörten ihrem Spiel vor ihrem eigenen Publikum beim Scheine ihres eigenen Feuers zu, dessen Herd der Zufall bestimmt, und fanden sie bereit vor uns ihre sogenannte Bestialisation zu verneinen, deren man sie anklagt.

Dort auf ihren langhaarigen bundas[1]) hingestreckt, aus denen sie uns einen Ehrenplatz gebaut hatten, dessen Sockel aus Kräutern bestand, die, soeben von ihren Wurzeln getrennt, noch eine Fülle von Wohlgerüchen ausströmten, um uns eine Kolonnade hoher Eschen, deren grüne Arme gleich Stützen sich bis zu dem blauen Atlas des Himmels auszudehnen schienen, der wie ein unermeßlicher Pavillon, drapirt mit duftigen Wolkengardinen, sich über uns wölbte, zu unsern Füßen einen Moosteppich, der an jene mexikanischen Gewebe erinnerte, die mit dem schillernden, flaumigen, braunrothen Gefieder der Kolibris, wie mit weichen Edelsteinen, durchwoben sind und auf denen die Könige wandeln — dort haben wir Stunden um Stunden den besten Zigeunerorchestern, die mit einem unbeschreiblichen animo spielten, zugehört. Dieses war aus gutem Gold: denn es war getaucht in die Schönheit des Tages — die tanzenden Frauen begleiteten ihre Tamburine mit kurzen Aufschreien und mannigfachster Mimik — der Branntwein war bis an den Rand des Glases eingegossen — das Metall der kleinen Münzen glänzte zwischen allen Fingern.

In den Ruhepausen hörte man das stöhnende Knirschen ihrer schlecht geschmierten Holzwagen, die man zurückschob, um den Tänzerinnen mehr Raum zu verschaffen; in diesen Lärm hinein tönte das wüste Geschrei der Buben in ihrer Sprache, von den Musikern höflich mit „Eljen Liszt Ferencz!“ übersetzt. Alle Augenblicke hörte man Freuden- und Überraschungsjubel bei dem Anblick der Mahlzeit, des saftigen Fleisches und süßen Honigs. Die Kinder knackten unter Gelächter Haselnüsse, schlugen Purzelbäume, übten sich er-

1) Mäntel aus Schafpelzen.

schrecklich lärmend in Luftsprüngen und Kapriolen aller Art. Um einige Säcke Erbsen wurden förmliche Schlachten geliefert, und alte Megären tanzten um diese ihrem Hunger solchen Schmaus, ihrer Leckerhaftigkeit solche Würze darbietenden Festmahlzeiten, gehobenen Hauptes, mit zerzausten Haaren, triefenden Augen, schnaubenden Nasenflügeln, zahnlosen Kiefern, die Halsadern hoch aufgeschwollen, die Hände zitternd, wie von starkem Wind bewegte Blätter, wilde Sarabanden!

Die Männer, nachdem sie einige Pferde geprüft hatten, die sie soeben zum Geschenk erhalten, lächelten glückstrahlend und fletschten ihre glänzendweißen Zähne, die sie ihrem Schwarzbrote verdanken, knackten mit ihren immer langen und wie mit Elektricität geladenen Fingern, als wären sie Kastagnetten, warfen lustig ihre Mützen in die Luft, spazierten pavonesquement einher, besahen ihre Thiere, dann — plötzlich ergriffen von Dankbarkeit, die sie wie eine Bremse ins Herz stach, und sich doch keinem verständigen Ohre weder durch linkische Dankesworte noch durch betäubendes Geschrei und noch weniger durch ungeschickt gestammelte Reden ausdrücken zu können schien, suchten und fanden sie eine edlere Sprache: sie warfen alles bei Seite und stürzten nach ihren Geigen und Cymbeln, um mit wahrhaft hinreißender Wuth die gespornten Rhythmen ihrer Frischka wieder anzufangen, welche bald, bis zum Wahnsinn der Exaltation gesteigert, an das Delirium grenzten, das sich nur mit dem schwindelnden, konvulsivisch kurzathmigen Wirbeln vergleichen läßt, welches den höchsten Punkt der Ekstase des Derwisches bezeichnet.

III.

Wir versuchten auch die Greise der Horde zum vertraulichen Plaudern zu bringen und baten sie uns irgend eine romantische Episode aus ihren Erinnerungen zu erzählen. Für sie eine schwere Aufgabe — denn ihre Chroniken gehen kaum über die lebende Generation hinaus; auch muß man ihnen beständig helfen den Lauf der Thatsachen fest zu halten, diese miteinander zu verbinden und zu verknüpfen; man muß sogar jede Einzelheit ihnen durch Fragen

mühsam entwinden, um aus ihnen ein Ganzes formen zu können. Aber ist es einmal gelungen ihnen nach und nach den Faden eines Abenteuers wieder zusammenzusetzen, dann empfinden sie eine unglaubliche Freude darüber und finden plötzlich alte, seit langer Zeit unter späteren Eindrücken begrabene Aufregungen in ihrer ersten Intensität wieder. Je weniger sie diese Art Vergnügen kennen, mit um so größerer Lebendigkeit erfassen sie den Diapason ihrer ehemaligen Gefühle. Dann schildern sie mit Interesse, oft mit bizarrer Poesie und, je mehr sie erzählen, in orientalischen Bildern die Scenen, welche man in ihnen wachruft.

Im Allgemeinen beschränken sie sich auf das Erzählen selbsterlebter Dinge. Begebenheiten, bei denen sie Theilnehmer oder Zeugen waren, sind für sie nur die Äußerung zufälliger Leidenschaften und nicht eine Verkettung von Dingen, welche durch zusammenhängende und mit Ausdauer verfolgte Pläne hervorgebracht werden. Ihre Leidenschaften sind von außerordentlicher Heftigkeit, ohne Regel, ohne Rückhalt und ohne nothwendige Heuchelei. In Folge dessen verknüpfen und lösen sich die Begebenheiten, bei denen sie eine Rolle gespielt haben, in kurzer Zeit. Ihre Originalität besteht in der dem augenblicklichen Impuls des Helden der Geschichte entsprungenen Form — einer Form, die mehr oder weniger energisch, phantastisch, melancholisch fast immer in Begleitung einer unvorhergesehenen Wendung, Kurve, Modulation oder appoggiatura auftritt. Die langsame Steigerung der Thatsachen dagegen, die allmählichen, beinahe unmerklichen, obgleich wesentlichen Veränderungen, die hervorgerufen von Umständen, sich gleich Schichten verschiedener Formationen übereinander lagern — diese dem Scheine nach unbedeutenden Incidenzien und Accidenzien, welche wir aus Eigenliebe mit kaltem Blut zu erwägen suchen, weil sie die gährenden Keime in die Seele streuen, aus denen sich nach und nach Gefühle entwickeln, deren Explosion die Peripetie unserer Geschicke herbeiführt: alles das existirt nicht bei ihnen, angesichts der extremen Einfachheit ihres gegenseitigen Verkehrs. Zu eigenwillig und dem Cynismus zu nahe, um geduldig abzuwarten, bemächtigen sie sich rasch des Begehrten, um eben so schnell zur Rache zu greifen — es sei denn,

daß einer von ihnen, wie ein verwundetes Thier, den Pfeil, von dem er getroffen, im Herzen behält, ohne ihn auszureißen. In diesem Falle verläßt er, seine Wunde verbeißend, seinen Stamm und schließt sich einem andern an. Solches geschieht nach einem Streit, einer Liebeseifersucht, einer Gewaltthat.

Übrigens ist es sehr schwer aus ihrem Munde anderes als historische Fragmente und unzusammenhängende Anekdoten, die sie bald diesem bald jenem zuschreiben, zu erfahren. Die Biographie von einem von ihnen ist fast unmöglich. Ihr Gedächtnis heftet sich nur an einige Kulminationspunkte, an einige erschütternde, noch in ihnen nachvibrirende Augenblicke, um welche ihre Erinnerung wie an dornigen Gesträuchen hängen gebliebene Wollflocken herumflattert. Selten erreicht man von einem Zigeuner die Erzählung einer Geschichte, bei der er der Hauptbetheiligte gewesen, obgleich man bei manchen hinter aller Verschlagenheit, mit der die Noth sie lehrt sich unter tausenden von Ausflüchten einige ärmliche Subsidien zu verschaffen, einen sehr poetischen Sinn für Scenen, deren Zeugen sie waren, entdecken kann. Aber sie bewahren gern über ihre eigenen Leidenschaften ein mit Stolz und Scheu gemischtes Schweigen, das männliche Verschämtheit genannt werden könnte. Wenn sie von ihren Gefährten sprechen, so erfährt man nur einiges über die Todten oder über solche, von denen sie verlassen wurden; aber auch hier glauben sie, ein Wort, eine Kopfbewegung, eine Anspielung, einige abgebrochene Reden, einige Ausrufe ohne scheinbaren Zusammenhang seien genügend, um alles zu sagen. In der That lassen sich diese auf den Faden ziehen, wie Perlen von gleicher Farbe. Überdies weiß niemand, ob der Gefährte, von dem er spricht, nicht vielleicht wegen einer scheinbar ganz unschuldigen, aber leichtsinniger und unvorsichtiger Weise erzählten Sache mit der Polizei zu thun bekommen wird.

IV.

Ein zweites Mal kehrten wir nach Ungarn auf dieselbe Hochebene in das Komitat Ödenburg zurück, dessen rauhe und einför-

mige, aber ruhige und glückliche Ebenen unsern ersten Horizont einst bildeten.

Stille und flache Landschaften mit matter, grauschwarzer Beleuchtung, umrahmt von einfachen, kreisförmigen Linien ohne irgend einen Ausschnitt noch Einschnitt, gleich dem Horizonte des Oceans, bei dessen Anschauen die fliehenden Flächen des runden Erdballs allmählich zu verschwinden scheinen.

Wir hatten unsere alten Gäste nicht vergessen. Aber auch sie gedachten noch unser! Als wir aus der bescheidenen und ärmlichen Kirche traten, in der wir als Kind mit solcher Inbrunst unser Knie nach dem Hochamte gebeugt hatten, das von den gesammten Anwesenden zu Ehren desselben Kindes war gesungen worden, dem damals, als es in einem jener leichten Wagen, deren man sich bei den Rundtouren auf den Feldern und in den Schäfereien bedient, davonfuhr, die guten Dorfweiber prophezeiten: es werde dereinst im „gläsernen Wagen" wiederkommen, wurden wir von einem Zigeunerhaufen jauchzender und lärmender als je bestürmt und gefeiert. Unser ehemaliger Schulmeister wußte um diese Überraschung, wie er am Schlusse seiner schönen Anrede sagte, die er uns auch im Manuskript überreichte, wobei wir sogleich zu unserer gegenseitigen Erheiterung entdeckten, daß, was die Rechtschreibekunst anbelangt, der Schüler seinen Magister jetzt verbessern konnte. Von ihm hatte eine herumziehende Truppe der berühmtesten Zigeunermusikanten erfahren, daß wir in unserm Geburtsdorfe erwartet wurden, wo sie uns nun ehren wollten.

Ihr Orchester ließ sich bald in einem nahen Eichengehölz nieder. Umgestürzte und mit Brettern bedeckte Tonnen dienten als Tisch, die man mit römischen Lagerstätten aus Heu und Gras umgab, von denen insbesondere eine komponirt war aus aromatischem Thymian, zackigem Farnkraut, wildem Hafer, von dessen Ähren jede einer Schellenmütze gleicht, aus Veilchen, die ihre gewundenen Ranken wie Schmetterlinge umflatterten, aus Flachsblumen in eleganter Halbtrauer, Anemonen in züchtiger Tunika, aus wilden, bleichfarbigen Malven, Kornblumen, strahlend in Kobaltblau, aus türkischem Korn, winzig wie Kreuzblüthen mit blutrothen Stengeln,

Schwertlilien und Gräsern mit rosigen Spitzen, weißen Trobdeln, violetten Blumenkronen, hochrothen Helmbüschen und goldenen Glöckchen — ein ländlicher Thron, vollkommen würdig, daß eine Titania ihn besteige, unter deren zierlichen Füßen die zierlichen Gräser sich beugen. Aus Zweigen jenes Nachtschattens, dessen breite Blätter Schildern oder chinesischen Sonnenschirmen ähnlich sind und von denen man im Mittelalter glaubte, daß sie ein Gegengift gegen die Pest seien, wurden Riesenfächer zusammengebunden, um dem ländlichen Feste Schatten zu geben.

Bienenscharen, angelockt von dem Dufte des frischen Heues, schwärmten summend aus ihren zerstreuten Behausungen, den Löchern der alten nahen Baumstämme; Grillen und Heimchen zirpten in den nahen Weizen- und Roggenfeldern. Wespen und Hornissen, aufgeblasen von falscher Wichtigkeit, brummten im Kontraalto, fliegende Wasserjungfern raschelten mit ihren Flügeln, als trügen sie Taffetroben; der Wachtel- und der Lerchensang, das Flügelschlagen aufgeschreckter Emmerlinge, Spatzen und Grasmücken, das sanfte Fluthen eines nahen Baches, das durchdringende Quaken einiger junger Frösche, die wie lebendige Smaragde herumhüpften, die monotonen Klagelieder der Insekten, die das Abmähen des Grases, das vordem wie ein Wald sie beschirmte, obdachlos gemacht, bildeten in ihrer symphonischen Harmonie eine ätherische Musik voll pikanter Intervalle und mit einem smorzando, welches Berlioz ohne Zweifel hörte, als er seinen »Danse des Sylphes« schrieb.

Die Nacht kam früher als die Müdigkeit. Um das Dunkel zu erhellen, illuminirte man unsere Waldlichtung mit einem Dutzend Pechfackeln. Wie Cylinder von glühendem Eisen stiegen die Flammen gerade in die Höhe, kein Hauch bewegte die schwere Luft, die vollgesogen war von der Tageshitze und den Düften, die jedes am Morgen geköpfte Gräschen wie unsichtbares Lebensblut in sie eingegossen hatte. Die Fackeln waren symmetrisch aufgestellt. Betrachtete man sie träumenden Auges, so sahen sie aus wie zwölf Feuerpilaster, die das Gewölbe eines Tempels tragen. Der Rauch wogte langsam empor in die Luft und verbarg und enthüllte, wie ein bewegter Vorhang, einen Archipel von Sternen. Finsternis

umgab diesen luftigen Bau und umzog ihn wie mit einem schwarzen Walle, hinter dem einige knorrige Baumstämme, einige bizarr gewundene Zweige, wie undeutlich angegebene Skulpturen, hervortraten. Die Kinder sprangen gleich mißgestalteten Gnomen herum und entblätterten dabei völlig die Büsche. Je phantastischer die Scene wurde, je mehr sie unzusammenhängend an unbestimmtem Schauern gewann: desto mehr machten die Frauen, welche aus irgend einem finstern Winkel, finsterer als der Schlund des Erebus, unvermuthet auftauchten und mit Augen, leuchtend wie Kohlen, mit einem Lächeln, einem unbeschreiblich seltsamen, mit Händen voll verliebter Begierde und geübter Geschicklichkeit das „gute" Glück zu prophezeien kamen, den Eindruck eines Phantasma. An diesem Abend fanden wir, daß das Epitheton nicht lügnerisch war.

V.

Am andern Morgen wollten die Männer der Bande durchaus nichts von einer sofortigen Trennung hören und es als eine Ehre betrachtend begleiteten sie uns, die einen reitend, die andern laufend. Viele kletterten auf schmale, lange Wagen, von denen jeder etwa zwanzig Personen, aufrecht stehend, zwischen zwei Bretter geklemmt, aufnehmen konnte. Ein Platzregen war der Hitze des vorhergehenden Abends und einem Gewitter des Nachts gefolgt. Die Zigeunereskorte setzte sich in Bewegung, alle munter, bereits angefrischt vom Scheidetrunk, halb rasend vor Ungeduld. Sie wollten sich halb todt lachen vor Lust, freuten sich des prasselnden Regens, paradirten in ihren Pelzen, welche sie, das Fell nach außen, anlegten, was einigen Reitern, den vornehmsten der Bande, das groteske Aussehen großer auf rasenden Schindmähren kauernder Bären gab; denn die Sporen spielten den Pferden so mit, daß diese hoch wie Karpfen sprangen. Die Wagen rollten mit rasender Schnelle; während ihr altes Eisenwerk mit höllischem Lärm rasselte, knallten die Peitschen, daß sie einem das Trommelfell zerrissen; die Stuten, die man angespannt hatte, wieherten; die Füllen, außer sich vor Furcht, verfolgten ihre Mütter

und verwickelten sich in die Zügel; die Räder stießen an die Steine, daß die Wagen schwankten wie berauschte Männer. Jedesmal begannen die Schreiereien, das Gelächter, die Belustigungen von neuem — eine Tonleiter, deren gigantische Oktave alle akustischen Wahrnehmungen umfaßte.

Kaum daß es noch möglich war, die Lustigkeit dieser Rasse, die niemals weise werden wird, zu mäßigen. Doch Dank dem erfrischenden Einfluß der Atmosphäre, die von einem feinen, monotonen, bis auf die Knochen dringenden Regen erfüllt war, kamen wir ohne andere extravagante Episoden, als das Geschrei, welches diese improvisirten Kameraden als Zeichen der Festlichkeit, der guten Absicht und profaner Segenspendung auf der Landstraße ausstießen und mit dem sie alle zweifüßigen und vierfüßigen Thiere der Umgegend erschreckten und zur Flucht trieben, glücklich an.

In fast fortwährendem Galopp hatten wir eine nicht zu fern gelegene Schenke erreicht, wo Halt gemacht und uns zum Abschied ein letztes Morgenständchen gebracht werden sollte. Kaum waren wir unter einen großen Schuppen getreten, wobei man that, als glaubte man, es regne nicht, so bereitete sich auch sogleich die berittene Truppe vor — aus ihr bestand die musikalische Aristokratie dieser im übrigen sehr egalitären Gesellschaft — uns einen Ohrenschmaus zu geben. Sie packten die Instrumente aus, stellten sich in einen Halbkreis und die Symphonie begann — con estro poetico. Der cirkulirende Branntwein, der Wein, welcher gestern cirkulirt hatte, führte sehr bald ein rinforzando con rabbia herbei. Der Donner grollte hiezu einen basso continuo aus der Ferne. Das Gebälk des hohen Daches, die zerfallenen dünnen Holzmauern gaben vielfache Echos, so daß alle Töne mit doppelter Kraft resonirten und in chaotischer Konfusion widerhallten. Die leidenschaftlichen Passagen, die Fiorituren, die virtuosen Kraftstellen verfolgten nichts desto weniger einander fortgesetzt und rollten in einem formidablen Tutti durcheinander. Dieses musikalische Toben nahm immer mehr zu. Immer schärfer und durchdringender durchkreuzten sich die Töne, während von Zeit zu Zeit große und ruhige Blitze auf diese für das Ohr so heftige Scenen eigenthümliche Lichter warfen, welche der bereits mit geister-

hafter und grünlicher Elektricität gesättigten Luft neue Reize hinzufügten, bald einen geisterhaft grünlichen Schein, bald ein rosig durchsichtiges Aufflammen, und alle Personen mit einer Apotheose umgaben, die einer von bengalischen Flammen beleuchteten Gruppe von Halbgöttern im Theater nicht unähnlich war.

Kurz, während des ungestümen Finale war es, als rollten alle Töne und alle Klänge in Massen dahin, als stürzten ganze Bergkämme unter fürchterlichem Getöse zu einer mit Felsblöcken und Steinen vermischten Sandfläche zusammen. Es war wirklich zu befürchten, daß das ganze Gebäude, welches unter diesen plötzlichen Luftstößen und Luftströmungen und schallenden Schwingungen zu wanken schien, über unsern Köpfen zusammenkrachen würde: so zerschmetternd war die Instrumentation dieses Concerto, das sicher das Anathem aller Konservatorien der Welt auf sich geladen hätte und das auch *wir* diesmal etwas „gewagt" fanden!

Die Zigeunerinnen Moskaus.

I.

Mit Ausnahme einiger zugestutzter Balladen und einiger Takte fast kriegerischer Gesänge haben wir bei den Zigeunern Ungarns keine vokalmusikalischen Indicien gefunden, welche würdig wären die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenige Frauen haben dort eine schöne Stimme. Den atmosphärischen Veränderungen zu oft ausgesetzt, zu sehr an Trinken gewöhnt, zu früh ermüdet von ihren aufregenden Tänzen und dem Geschrei, mit dem sie diese würzen, zu erschlafft von dem Gewicht ihrer Kinder, welche sie, wie die Wilden Amerikas, ganze Tage auf dem Rücken tragen, verlieren sie schnell die Klangfrische ihrer Stimme, welcher eine vollständige Stimmlosigkeit folgt, noch ehe ihre Jugend ganz verflossen ist. Die Gewohnheit der Diphthonge ihrer Sprache fügt derselben auch noch die Färbung eines fast unangenehmen Kehllautes bei.

II.

Man konnte uns keine genaue Auskunft darüber geben, von wo und wie? jene nach Moskau gekommen, die hier schon seit Jahren eine noch keineswegs erloschene Sensation hervorrufen, auch nicht darüber, auf welche Weise sie sich rekrutiren. Aber wer kann in Moskau gewesen sein, ohne sich seiner bezaubernden Zigeunerinnen zu erinnern? Man hat viel von den Bajaderen und den Almeen Indiens und dem wollüstig Berauschenden ihrer Schön-

heit gesprochen, und dennoch — als einige von ihnen nach Paris kamen, reisten sie wieder ab, ohne daß Paris darum in Aufregung versetzt worden wäre. Die Zigeunerinnen werden Moskau nie ungestraft verlassen. Hier haben sie sich in den Familienarchiven der Ersten des Reichs einen Platz gesichert — einen Platz, der mit Roth oder Schwarz, mit unvergleichlichen Genüssen oder unersetzlichen Verlusten gekennzeichnet ist.

Sie sind der Schrecken der Mütter und der Vormünder geworden. Hört man diese sprechen, so wird man mit Entsetzen und Abscheu die Geschichte von Prinzen erzählen hören, welche im Laufe nur einiger Sommer ein aus Millionen bestehendes Erbgut in Festen und Festlichkeiten, Tänzen und Punsch, Freuden und Lustbarkeiten mit ihnen verzehrt haben, von Grafen, die sich aus Verzweiflung tödteten, weil sie nicht mit ihnen wetteifern konnten, von mehr als einem jungen Edelmann, welcher hier Überdruß am Leben und an allen seinen Gütern sich geholt hat. Andere, weniger jung und stark, finden dort eine süße Stumpfsinnigkeit und freuen sich daran, sie immer und alle auf einmal, wie ein Theriak, mit den Augen zu besitzen. Wer könnte ihre weniger glänzenden, weniger berühmten, aber viel zahlreicheren Opfer alle aufzählen und sie nennen? Man begreift ihre Masse, wenn man diese Zauberinnen sieht, welche schön, wirklich schön sind und mit ihren Liedern selbst solchen die Sinne berauschen, die von ihren verführerischen Stellungen unberückt geblieben sind.

Skeptisch, wie wir bezüglich des wirklichen Werthes der meisten von der Mode adoptirten Kunstproduktionen, für die aber die high-fashion blind schwärmt, sind, waren wir vielleicht zu wenig von ihnen entzückt, obgleich wir die mit ihnen zuhörend verbrachten Abende für besser angewandt hielten, als wenn wir in einem eleganten Salon gewesen und gezierten Romanzen oder dem Versuch eines „jungen“ Talentes hätten beiwohnen müssen. So machten wir denn den berühmten Zigeunerinnen häufig Besuche und konnten, ohne selbst von ihrem Zauber ergriffen zu sein, uns um so leichter die Bezauberung derer vorstellen, die danach trachteten, die destillirten Feuertropfen dieser kohlschwarzen Augen auf sich fallen

zu lassen. Wer einen Abend hindurch den schnellen, taumelerregenden Herausforderungen dieser schöngeformten, vollen, fliehenden Taillen, dieser Sprungfedern aus reinstem Stahl, Stand gehalten und die verächtlichen Reizungen dieser schmalen Füßchen, die mit einer in ihrer Verwilderung raffinirten Koketterie ausgestreckt und zurückgezogen, gegeben und verweigert wurden, ertragen hatte, konnte wirklich wahre Huriträume in seinen Schlaf mit fortnehmen.

Im Ganzen fanden wir sie hinsichtlich der Musik unter ihrem Rufe und in ihrem Genre viel unbedeutender als den weniger berühmten Virtuosen Ungarns in dem seinen. — Die Truppe Moskaus besitzt nur einige wenige Männer, die sehr im Schatten bleiben, den Häuptling ausgenommen, welcher dirigirt und Jedem seine Partie lehrt, oftmals genöthigt, seinem weiblichen Personal Note um Note mechanisch beizubringen, indem er sie mit Hilfe eines Mnemonik- und Besserungssystems dem Gedächtnis einprägt, wobei die Fasten der Gerte zu Hilfe kommen. Der zu unserer Zeit diese Funktionen Ausübende hatte ein kräftiges Gefühl für den Rhythmus und accentuirte ihn auf ganz nationale Weise; auch besaß er die musikalisch-emphatische Deklamation seiner Rasse. Sein Orchester war sehr unbedeutend und besaß weder Violine noch Cymbel. Augenscheinlich diente es nur dazu die Stimmen zu begleiten und zu unterstützen. Im Vordergrund sah man die Schönen der Schönen — voll entzückender Reize — alle mit so vielen Schlingen bewaffnete Armiden, herrschende Feen, daß ihre Tyrannei abzuschütteln unmöglich scheint. Einige alte Weiber, von charakteristischer Häßlichkeit neben ihnen, dienten als Repoussoir.

III.

Die Zigeunerinnen Moskaus singen in russischer Sprache und haben sich eine Menge Melodien des Landes angeeignet. Eine ihrer besten Vorführungen war damals die Romanze von der „Sichel“, die bekannteste die der „Gänsehirtin“. Alle enden in Refrains mit Chören. Wir citiren hier einige Verse, um ihre

Gefühlsweise anzudeuten, welche recht gut mit dem Kolorit eines Hirtengedichtes und zigeunerischer Herbe vermischt ist.

Die Sichel.

„Ich will das Schilfrohr schneiden, nicht weit von ihr. O, meine schön geschliffene Sichel, sei nicht bang: ich werde zarte Gräser für dich finden!

„Verliebe dich nicht, mein armes Herz! du wirst vor Kummer bluten, wie meine Sichel trieft vom Saft der Gräser.

„Die schönen Mädchen sind so — so: den Lerchen gleich sind ihre Schwüre: sie grüßen den Lenz und fliegen davon" &c. &c.

Die Gänsehirtin.

„Am Abend kehrt das schöne Mädchen mit ihren Gänsen zurück. Das Mädchen, schwarzäugig, rundwangig, sang ihren Gänsen zu: Tega, tega, tega" etc.

„Suche mich nicht, du, den ich nicht liebe! du gefällst meiner Seele nicht. Was sollen mir seidene Zelte? Mit dem Geliebten mein finde ein Paradies ich unter zerrissenem Zelt. Tega, tega, tega" etc.

„Mit ihm ist der Liebe genug, um für alle Ewigkeit glücklich zu sein; aber das Herz verabscheut zu weinen auf Goldbrokat. Tega, tega, tega" etc. etc.

In andern Liedern begegnet man einigen Versen voll Anmuth und Frische, die von einem innigen Gefühl zeugen, wie folgende:

„Mit ihr scheint die Sonne mir glänzender, grüner die Erde; der Herbst wird zum Mai, die Wüste zum Orte der Wonnen!"

IV.

Diese Romanzen beginnen anfangs die Seele beschwichtigend. Hört man die langgezogenen Töne ihrer Melopöe, so fühlt man sich wie sanft gewiegt in einer Hängematte. Erst im zweiten oder dritten Refrain stimmt der Chor mit mehr Feuer und Leben ein. Die Gäste sind dann meistens alle versammelt, der Punsch ist angezündet, die Kühle der ersten Augenblicke der Soirée fängt an vor ihm zu weichen. Seine bläuliche Flamme kontrastirt mit den leuchtenden Feuerflächen der zahlreichen von dem Plafond herniederhängenden Lampen, mit dem farblosen Flackern der auf Konsolen

stehenden Wachskerzen. Bald aber werden Lampen und Lichter ausgelöscht, und das Bild schwebt nur in dem unbestimmten Scheine, welchen die angezündeten ungeheuren Bowlen auf dasselbe werfen. Die Männer trinken gewöhnlich stillschweigend, bis der Ananas- und Citronenduft die Frauen herangelockt hat. Erst, nachdem diese davon gekostet, wird die Orgie lärmend.

Der Tanz beginnt von Neuem, jedoch mit einem sehr bestimmten und selbstverständlich viel freieren Charakter. Die Alten, welche am ersten Reigen nicht Theil zu nehmen gewagt, fangen nun ebenfalls an, sobald der Abend, die Musik, die Bewegung der Tänzerinnen und der Geschmack des Rums sie hinreichend erregt haben, mitzutanzen. Einmal in Bewegung, sind sie heftiger, energischer als die Jungen und geben der Runde den Anschein einer buffera inferna.

Nichts hält sie zurück. Es überstürzen sich die Rhythmen, die Chöre intoniren höher und nehmen an Vibration in einem crescendo zu, welches durch seine Intervalle, seine Reprisen, seine Kraft, seine Rallentandos, seine plötzlichen, unseren musikalischen Gewohnheiten ganz ungebräuchlichen Explosionen das Ohr überrascht. Unterdessen brausen die Saltarellos im unisono mit diesem extravaganten Übermaß von Klängen fort. Sie beschreiben Wirbel, Rotationen, schnellere Runden; immer schwindelnder wird der Taumel, bis die Tänzerinnen sich zu einer gedrängten Gruppe vereinen, als wolle eine jede von ihrer Nachbarin Kräfte borgen und den Rest ihres Athems in einer letzten, kreisförmigen Bewegung erschöpfen, die erst aufhört, wenn sie betäubt, erschöpft und keuchend alle zusammen, wie eine unbelebte Masse, zur Erde sinken. In diesem Augenblicke sind alle, Sängerinnen und Zuhörer, Tänzerinnen und Zuschauer, gleich fiebernd. Man begreift während einer Minute, daß man, um Aufregungen von solchem haut-goût und solchem brennenden, üppigen Gewürze zu erkaufen, Erbgüter verschleudern kann.

Trotz alledem aber erschienen uns diese ganz mit Pariser Glanz ausgestatteten Säle, deren Pracht sogar von der Prunksucht der russischen Bojaren kaum übertroffen wird, mit ihren wundervoll gepolsterten, karmoisinrothen, sammetbeschlagenen und mit Goldfransen

verzierten Divans, mit ihren hundertarmigen, mit stalaktitähnlich geschliffenem Kristall behängten Arm- und Kronleuchtern, mit ihren kostbarsten persischen Teppichen, angesichts der ruinirendsten Seltenheiten der Gastronomie, die auf Silberschüsseln mit den berühmtesten Wappen nebst den auserlesensten und berauschendsten Weinen — welche letztere man jedoch zu Gunsten des Cognac vernachlässigte — in der Umgebung der kostbarsten exotischen Gewächse servirt und gereicht wurden, méplacé, erschien uns alles verkehrt, gezwungen, erkünstelt, ganz unnatürlich, ja außerhalb der Natur und ganz im Widerspruch mit ihr und wir fanden hier nicht die zigeunerischen Eindrücke, welche wir in den die Damitz und Theiß umgebenden Wäldern empfunden hatten.

V.

Übrigens läßt sich nicht behaupten, daß dort eine grobe Unkeuschheit, wie sie an andern Orten sich vorfindet, oder auch eine empörende Schamlosigkeit, wie bei andern von der Polizei überwachten Tänzerinnen, herrsche. Die Zigeunerinnen sind in der That keine gewöhnlichen Mädchen der Freude. Ihre Art die Sinne zu reizen ist nicht aller Poesie bar und wir haben nie etwas bei ihnen gesehen, was den Frechheiten der Zügellosigkeit gliche. Sie sind nicht direkt attakirend; sie begnügen sich mittelst der Einbildungskraft zu den Sinnen zu sprechen, durch die alleinige Wirkung ihrer berauschenden Persönlichkeit: durch sie sind sie, was sie sind!

Ferne von ihnen, kann man von ihnen träumen; denn obwohl hingebend, verlieren sie sich nicht. Sie entsagen nie einer gewissen ihrer Rasse eigenthümlichen Superiorität der Verachtung und eines absoluten Indifferentismus, der sich einer stolzen Uneigennützigkeit gleichstellen läßt.

Gerade diese so schlecht verhehlte Verachtung reizt die Phantasie und entflammt die Seufzer ihrer von Fadheit entnervten und gesättigten Verehrer. Sie mögen noch so ungebildet sein, so schließen sie ein Element in sich, das den Augen der Liebe als ein noch Unbekanntes vorflimmert, eine unterirdische Flamme, die bei den Ver-

liebten das Unerklärliche in Erregung erhält. Gegenüber wenig starken Intelligenzen, frühzeitig blasirten Leidenschaften, entmannten Gelüsten dieser verschwenderischen und wollüstigen Müßiggänger, welche keine männlichere Nahrung mehr für ihre Geschicke finden, als sich ernstlich an Wesen zu verlieren, denen es unmöglich ist für einen Giorgio Liebe — für sie eine ernste Sache — zu empfinden, wird dieses Element zu einem unfehlbaren Reizmittel. Selbst wenn eine von ihnen geheirathet würde, wie es schon vorkam, so würde sie mit den Ihrigen nur über den lachen, der naiv genug gewesen, sie mit einem Titel zu beehren und ihr eine Legitimität zu verleihen, um die es ihr nicht zu thun ist, als ob sie je aufhören könnte sich selbst gegenüber zu sein, was sie ist!

Aber dieses Zigeunergefühl, von dem sich die Frauen in der Wirklichkeit nicht freimachen können, überträgt sich nur schwach in ihre Musik. Diese ist infolge ihrer Berührung mit der europäischen Kunst sehr entartet. Dennoch besitzt sie immer noch genug wahre Originalität in ihrem Rhythmus, genug Spuren der ihr eigenen rasenden Energie, genug pikante Modulationen, um, was die Kunst anbetrifft, nicht Sinne zu berauschen, die nur das à-peu-près derselben kennen und zu primitiv in ihren subjektiven Gefühlen sind, als daß sie objektiv aus ihrem psychologischen Sinne heraus Tonalitäten beurtheilen könnten, in denen sich tiefer erschütternde und gewaltiger erregende Bewegungen ausdrücken, ohne daß sie diesen musikalischen Phantasmagorien erliegen und den Verstand verlieren.

Die Zigeunerinnen anderwärts.

I.

Das byzantinische Kiew, das ausgestreckt auf einem Hügel liegt, wie ein Weib auf weichen Kissen, hinunterschauend in die ruhigen Gewässer des Dnieper, der zu ihren Füßen seinen gewaltigen Spiegel ausbreitet, damit ihr träger Blick in ihm sich bade, dürfte unter allen Städten die Stadt sein, welche auf das malerischeste der wandernden Erscheinung des Zigeuners als Rahmen dient.

Man muß die niedrigen und gebauchten Kuppeln der Sainte-Sophie und ihren wiesengrünen Fond in Gedanken festhalten, der mit Sternen übersäet ist, als habe sich eine himmlische Konstellation auf irdische Wiesen niedergelassen, die von einem goldenen Globus überragt wird, der wie eine strahlende Sonne das übernatürliche Wunder noch überstrahlt; — man muß sich die zahlreiche Gruppe von Domen aller Größen vergegenwärtigen, welche symmetrisch emporwächst, wie ein blühendes Beet aus gigantischen Topasen auf den Dächern der Kathedrale, Lawra genannt; — man muß die ganze Menge der mit byzantinischen Kappen bedeckten Glockenthürme und Thürmchen gesehen haben, die sich wie Mohnköpfe auf den dreihundert Kirchen der antiken Metropole der russischen Kirche, der heiligen, Stadt erheben, von der man glauben könnte, sie sei ganz im Besitz der Mönche von Saint-Basile — des einzigen griechischen Ordens, — deren es hier so viele giebt, daß man ihnen auf Schritt und Tritt begegnet, wenn sie zu jeder Zeit und nach allen Seiten hin die Straßen durchschreiten, großkörnige

Rosenkränze in ihren gefalten Händen, mit durchdringenden, listigen Blicken, gekleidet in ihre weiten schwarzen Tuniken mit weiten Ärmeln, eingehüllt in lange Flore, die in dunklem Faltenwurf von der Spitze ihrer runden Tiaren — einer dunklen Erinnerung an die Mitra der Perser — herabwallen; — man muß sich der langen Pilgerreihen der Männer, Frauen, Kinder erinnern, welche in zahlloser Menge sich um die Portale der Kirchen drängen, sei es vor der Kirche der St. Barbara, deren Reliquien ebenso von den Katholiken besucht werden, da die Heilige vor der Spaltung in die beiden Kirchen gelebt hat, oder vor der Lawra, wo man Tausende von verehrten Skeletten mit kostbaren, aber von der Berührung des anbetenden Volkes beschmutzten Stoffen bedeckt sieht, oder am Eingang der berühmten Katakomben, von denen man behauptet, sie dehnten sich bis unter das Bett des Dnieper aus und mündeten am andern Ufer, oder vor der Kirche des St. Andreas, einem kleinen Bau voll Anmuth, einem Juwel der Baukunst im Renaissancestil, der auf einem hohen Felsen steht, wie ein Adler, der mit seinem Blicke die Wellen des großen Flusses durchdringt, um die Schätze zu beschauen, welche nach dem Glauben und der Tradition der Kosaken versenkt im Grunde liegen sollen; — man muß, sagen wir nochmals, sich im Geiste diese Tausende von Pilgern zurückrufen, die barfuß, den Pilgerstab in der Hand, abgemagert von den auf ihren langen Wanderungen gewissenhaft beobachteten Fasten hier einziehen, um, trotzdem sie oft halb ohnmächtig vor Ermattung, wie von dem aromatischen Dufte des Benzoëharzes, eines Weihrauches, dessen sich der griechische Kultus ausschließlich und im Überflusse bedient, zusammensinken, glückselig diese Herrlichkeiten anzustaunen, — man muß noch das Glockengeläute Kiews erklingen hören, das so harmonisch erklingt, daß es einem musikalischen Banner gleicht, das in den Stunden des Gebetes über die ganze Stadt auf und nieder weht; — man muß sich dieser Straßen mit ihren durch Baumgruppen isolirten Häusern erinnern, welche dem erstaunten Reisenden bald einen eleganten modernen Bau, bald eine armselige Baracke zeigen, die, wie in Konstantinopel, aus einfachen grau bestrichenen Brettern gebaut, mit einem kleinen hölzernen Dache von Manneshöhe bedeckt sind;

— man muß weder die] Pappelwände, die bald wie natürliche Weißbuchenhecken die Stadtviertel trennen, bald die Plätze wie mit einer Obelisken-Kolonnade schmücken, noch die kleinen Läden der Tscherkessen vergessen haben, wo immer die schönsten Männer ihres Landes, die spitze Ispahan-Mütze auf dem Kopf, einen halbmondförmigen, mit Stahl und Silber eingelegten Dolch im Kaschmirgürtel, der sich über die gelbgestreifte seidene Jacke breitet, zusammenfinden, noch die russischen Kaufleute, deren Handel den unteren Stadttheil, Padol genannt, belebt und die, bekleidet mit blauem langem Tuchkaftan, die Gesichter, welche das Gepräge höflichen Ernstes und fröhlicher Gemüthlichkeit tragen, von großen Bärten und symmetrisch über der Stirn geschnittenen Haupthaaren umrahmt, ihre Magazine so vortrefflich mit Novitäten ausgestattet haben, daß man ebensowohl die letzten Moden von Paris, wie die letzten Romane Londons, die neuesten Walzer Wiens hier findet; — man muß dieses ganze bizarre Zusammentreffen der heterogensten Dinge im Gedächtnis behalten, dieses ganze Konglomerat reicher und verwirrender Elemente, vom Orient kommend oder vom Occident gekommen, dieses Gemisch von griechischen Gewohnheiten und entfernten Reminiscenzen des oströmischen Reiches, mit dem importirten französischen und englischen Geschmack in der Toilette, in Equipagen, in den Gewohnheiten, in den Salons, in den Plaudereien der hohen Gesellschaft; — man muß diese verblichene und aufgeputzte, diese breite und feierliche Großartigkeit einer Stadt mit den Erinnerungen an große Kriege, Eroberungen, der Religion und des Reichthums gesehen haben, einer Stadt mit „Goldenen Thoren“, vor welchen ein König von Polen mit dem Beinamen „der Tapfere“ seinen Säbel schartig machte, ehe er als Sieger sie einnahm; — man muß an sie denken wie an eine gefallene, aber anspruchslose und lachende Königin, welche von ihrer einstigen Herrlichkeit nur noch den Reiz einer wundervollen Lage, einer herrlichen Vegetation und eines Klima, von den Gelehrten „extrem“ genannt, besitzt; denn auf die strengen Schönheiten des nordischen Winters folgen hier die balsamischen Düfte und die himmlische Durchsichtigkeit der meridionalen Atmosphären; — man muß sich lebhaft alle diese Kontraste inmitten einer reichen

und einsamen Natur, eines halbwilden, unwissenden, abergläubischen Volkes vorstellen, welches aber voll zurückgedrängter Schmerzen und schlummernder Energie ist — ein Sklave, der stets zur Empörung bereit ist: um begreifen und verstehen zu können, daß hier einzig und allein Individuen einer fremdartigen Rasse nicht fremdartig erscheinen.

II.

Alles trägt dazu bei, Kiew, der religiösen Hauptstadt Rußlands — denn in den heilig gewordenen Gewässern ihres breiten Flusses wurden seine ersten Kaiser getauft —, ein so ganz anderes Aussehen als jeder anderen Stadt zu geben, daß das häufige Begegnen von Zigeunerinnen, welche dort fortwährend, als wären sie hier zu Hause, sorglos umherirren, Amulette feilbieten und an jedem Fenster um Kopeken betteln, durchaus nicht überrascht. Wie man uns sagte, ist dieser Theil der täglichen Bevölkerung während jeder Jahreszeit in gleicher Weise anzutreffen; sie fürchtet nicht die eisige Kälte und liebt die sengende Hitze. Am Tage ist Kiew immer voll von ihnen. Da es aber den Zigeunern verboten ist, sich des Nachts dort aufzuhalten, ziehen sie sich gegen Abend in ein ziemlich beträchtliches Lager zurück, welches stets eine Horde der anderen vermacht, so daß es hiedurch in Permanenz bleibt, und zwar nicht weit von der Stadt, in einer so malerischen Lage, daß sie wie erschaffen erscheint, uns den romantischen, in die Augen fallenden Effekt ihrer dreiseitigen Zelte (Szatra), ihrer Feuer, die in der Abenddämmerung weithin wie große rothe Leuchtkäfer glänzen, ihrer Gruppen nur noch mehr hervortreten zu lassen. Diese sind so schön, daß sie ein Maler seiner Leinwand ganz so übertragen könnte, wie sie der seltsame künstlerische Instinkt dieser vagabundirenden Rasse, die man bald verworfen, bald von der Natur besonders begünstigt glauben möchte, zusammengesetzt hat. Sollte diese Rasse verurtheilt sein, ihren angestammten Adel durch die Wirkung irgend eines Zaubers, wie des der Circe, oder einer Verwünschung, wie der Noahs, unter diesen verächtlichen Lumpen zu verbergen?

Das Lager der Zigeuner zu Kiew dient der eleganten Welt als Ziel ihrer Spaziergänge. Die Cygany sind hieran gewöhnt und bestürmen die Besucher selten mit ihrer lästigen Bettelei. Sie bewahren ihnen gegenüber eine gleichgültige Haltung; bald lassen sie dieselben mit einem grimassenhaft stolzen Lächeln an sich vorübergehen, bald versuchen sie ihr Mitleid für irgend einen Verwundeten oder Kranken zu erwecken; die meisten schenken ihnen keine Aufmerksamkeit. Höchstens daß ein krankes Kind, wenn es nicht weiter kann, die Hand hilfesuchend nach ihnen ausstreckt oder eine Frau sich schnell einer Kalesche oder einem schönen Paare nähert, dessen Blicke sich begegnen, um wahrzusagen und gutes Glück zu prophezeien. Man könnte glauben, das eine wie das andere sei konventionell; jedoch nicht immer. Die ersten Worte mögen eine eitle Formel sein; aber wenn die junge Frau ihren Handschuh auszieht und ihre hübsche, rosige flache Hand hinhält, wird die Zigeunerin, ob jung oder alt, ihr immer sagen, was sie sieht. Höchstens wird sie als eine Art Trost ihren bösen Prophezeiungen einige Ausrufe vorausschicken, als: „O heilige Jungfrau, erbarme dich unser!“ — „O gute Jungfrau, behüte uns in bösen Tagen!“. — Man hat sich in ihrem Lande lange Zeit einer sehr jungen und sehr schönen Frau erinnert, welche einem jungen Millionär, der sie gefragt hatte, „welches Todes er sterben werde“, seufzend antwortete: „Ach armer Täuber, wie wirst du leiden! denn du wirst Hungers sterben“. Die Sache schien so unwahrscheinlich, daß alle darüber lachten, was die Wahrsagerin zu befriedigen schien, da es ihr oft passirte, für ein trauriges Horoskop tüchtig auf den Kopf oder über die Schultern geschlagen zu werden. Aber dreißig Jahre später gedachte jeder ihrer, als den Reichen eine Krankheit befiel, in Folge deren er wörtlich Hungers sterben mußte.

Man ist fast immer sicher einigen Personen dieser geheimnisvollen Rasse an dem Ufer des großen Dnieperstromes an Stellen zu begegnen, die besonders einsam und wild sind. Unerklärlicherweise scheinen sie diesem den Vorzug vor dem sandigen und flachen Ufer zu geben, welches zu der reichbelaubten und farbenreichen Vegetation des gegenüberliegenden Hügels, mit Namen Petczersk,

auf dessen Höhe sich das vornehme Viertel der Stadt ausdehnt, das von den das ganze Jahr hindurch in Kiew residirenden Autoritäten und Familien bewohnt wird, einen so schroffen Kontrast bildet. Dort ragt ein schöner, großer öffentlicher Garten hervor, dessen steiler Abhang bis zum Dnieper hinab unbebaut geblieben ist und mit seinen häufigen Absätzen des Bodens und wilden Obstgärten den Fischern geschützte, günstige Plätze für ihre Sommerhütten darbietet. Man behauptet, daß dort die Rusalkis — die Undinen — wohnen und schönen jungen Leuten, die es wagen dort allein zu wohnen, von jenen ruhmvollen Zeiten erzählen, als die Kosaken sich an demselben Orte einschifften, um mit einem Streiche Konstantinopel einzunehmen, als der große Mazeppa ganz Europa von sich reden machte, als Wenghora, dieser Nostradamus der Ukraine, lebte, dessen Weissagungen noch im Umlauf sind und seine Rasse jegliche Unterwerfung verlernen machten. Noch manche andere den Haß gegen die seigneurs forterhaltende Geheimnisse lispeln sie ganz leise in das Ohr des jungen Tollkühnen, welcher sich nicht vor der Liebe einer Rusalka gefürchtet hat, trotzdem man weiß, daß sie jedem, der seine Lippen an dem frischen Thau der ihren genetzt hat, einen Widerwillen gegen die Frauen auf immer einflößen.

Dort auf diesem Abhang findet man oft verdeckt von irgend einem Felsvorhang oder einem dichtbelaubten Busch einen Zigeuner oder eine Zigeunerin auf der Erde kauernd, das Kniee auf verschlungenen Händen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, in dieser unbeweglichen Lage mit träumerischer Trauer hinüber starren nach dem entgegengesetzten Ufer des Dnieper, dem gelblichen und vereinsamten Gestade des Gouvernements Tschernigoff. — Warum? . . .

III.

Einstmals gab man uns in einem Gehölze Podoliens ein Fest. Dort fanden wir einige Zigeuner, deren Äußeres an ihre ungarischen Brüder erinnerte. Es war im Oktober. Die Sonne schien noch stechend und ihre Strahlen verbreiteten ein warmes Kolorit.

Hunderten von Bauern war ein großes Mahl bereitet. Diese

waren aus mehreren Dörfern ein und desselben Gutsbesitzers von diesem hierher zusammenberufen. Er hatte diesen Tag gewählt, um ihnen Steuererlaß auf ein ganzes Jahr zu verkünden. Die jungen Leute tanzten leichten Herzens die cosaque, welche uns an die ungarischen Tänze erinnerte. Das Orchester war unter den Zweigen einer riesigen Eiche auf Karren postirt, deren ausgeschirrte Stiere in der Nähe weideten. Zwei szlachcice (aus der adeligen Klasse) zwischen zwei Zigeunern und einem blinden Bauern aus der Ukraine kratzten auf der Geige. Sobald der Tanz aufhörte, stimmte dieser zu Akkorden seiner lira (einer Art Leier) ein näselndes Klagelied an, irgend eine Ballade zu Ehren des heiligen Nikolaus oder eine Hymne auf die heilige Jungfrau, Gesänge, welche durch die Monotonie ihrer bedrückten und muthlosen Stimmung Steine hätte rühren können. Die Zigeuner hatten der eine eine Pauke, der andere eine balalaika, welche die Cymbel Ungarns ersetzt. Sie nannten ihre Tanzmelodieen »szumkc« und »tropaki«, deren Rhythmen lebhafte, gleichtaktige und sehr einfache waren. Der Platz der Scene selbst war von Festungsüberresten umgeben, welche aus dem Kriege Chmielnicki's, dieses arroganten Atamans der Kosaken, herstammten, dessen Eigenliebe sich darin zu gefallen schien, je nach seiner Laune sein Gewicht in die Wage zu legen, in welcher sich Polen und Rußland damals noch das Gleichgewicht hielten, und damit den Ausschlag zu geben.

An jenem Tage sahen wir dort eine der schönsten Zigeunerinnen, der wir je begegneten. Das auf ihrem schönen ovalen Gesichte sanft verbreitete dunkle Inkarnat, von dunklem Gelb, wie matter Mahagoni, ihre wie im Azurglanz schwimmenden und schmachtenden Augensterne, ihr Haargeflecht, das wie ein schwarzes Gefieder ihren Hals umgab, hiezu die energische Poesie der Metaphern, deren sie sich bei ihren Horoskopen bediente, prägten sie unserm Gedächtnis ein. Sie war unter dem Namen Agriffina bekannt. Ihre Züge waren ernst und fast streng, ihr Lächeln unsagbar traurig. Wenn sie schwieg, legte sich ein peinlicher Zug um ihre Lippen. Dann erschien sie groß und schrecklich, ihr Blick kalt, wie der einer in ganzer Höhe emporgerichteten Schlange. Manchmal hörte sie mit

simulirter Einfalt voller Grazie, halbgeneigten Kopfes, auf die Fragen, die man an sie richtete, ihre Augen aber irrten dabei unbestimmt umher, als sähe sie Geister in der Luft. Das um ihren Kopf gewundene rothe Tuch, das weiße Hemd, auf der Brust halb geöffnet, die braunfarbige burka (eine Art Mantel ohne Ärmel), mit der sie sich drapirt — das alles hätte zu einer Priesterin der antiken Welt gepaßt. Sie prophezeite mehreren der bei diesem Volksfeste Anwesenden sonderbare Dinge; sie sprach auch von dem Geist der Zeit, indem sie unter anderem sagte: „die Zukunft werde ihre großen Schleusen öffnen!“ Es war im Jahre 1847 —: war es eine Wirkung des Zufalls, daß die politischen Ereignisse diese Prophezeiung rechtfertigten? Ausgesprochen in einem mit Elektricität gefüllten Moment, wo solche Worte wie Blitze wirken, hatten sie einen apokalyptischen Charakter angenommen. Wie eine Sibylle schritt sie mit ruhig sicherem Schritt auf uns zu und als Sibylle empfingen wir sie.

Die Zigeuner Klein-Rußlands haben etwas von der tiefen Traurigkeit der ukrainischen Leibeigenen, die sich durch niedergedrücktes Hoffen und verlorenen Stolz kundgiebt. Klagend vibrirt ihre Stimme, ihre Aussprache ist schleppend wie eine Leichenrede, ihr Gesang von tiefbetrübtem Charakter. Eines der rührendsten Symptome einer thatsächlich ebenso vollständigen, wie dem Herzen unmöglichen Ergebung zeigt sich in der von ihnen angenommenen Gewohnheit, jeden Gegenstand, der ihnen gehört, mit dem Diminutiv zu bezeichnen, als wollten sie die habsüchtige Aufmerksamkeit ihrer Herren von dem Werth ihres Eigenthums dadurch ablenken. Sie sagen daher auch nur Hüttlein, Feldchen, Bäumchen u. s. w. Die Frauen übertragen sogar die Sorgfalt, die Namen der ihnen gehörenden Dinge zu verkleinern, auf die Wesen, die ihnen theuer sind, als habe die auf ihre Rasse ausgeübte Bedrückung sie dermaßen ausgelöscht, daß die weibliche Liebe sich eine Art Protektion der männlichen Schwäche anmaßen könnte. Allen Ausdrücken ihrer Zuneigung fügen sie in ihren Liebkosungen, ihren Liebesgesängen das Epithet „arm“ hinzu, wodurch sie offenbaren, daß das Mitleid die hauptsächlichste Regung derselben ist. Sie sagen un-

aufhörlich zu einander, der Geliebte zur Geliebten, die Mutter zum Sohne oder zur Tochter: „O du, mein armes Herzchen ... — du armes Seelchen ... — du armes Täubchen ... — du armes Falkchen“ u. s. w.

Bei den Zigeunerinnen dieser Gegend tritt der melancholische Ausdruck noch schärfer hervor, indem er sich mit den allegorischen Wendungen, mit dem Geiste aller so stark ausgeprägten Übertreibungen der dem Orient entstammenden Völker, verbunden hat. Diese verlieren sich im Schoße der slavischen Rassen weniger schnell und weniger vollständig als in Europa; besonders in den Provinzen, wo die Berührung mit der polnischen Nation eine häufige ist. Von allen Zweigen der so zahlreichen Zigeunerfamilie hat diese sich den meisten Sinn und Geschmack für die Emphase und die Bilderausdrücke der Morgenländer bewahrt. Auch haben die Zigeuner in der Ukraine, wo sich ihnen häufig die Gelegenheit bietet sich den Landbesitzern, fast alle Lachi (Polen), zu nähern, ganz natürlich in ihrer Sprechweise den unaufhörlichen Gebrauch von Bildern und Hyperbeln beibehalten. Ihnen wird es auch leichter, sich mit der Tonalität der populären Gefühle zu identificiren. Dort besser als sonst irgendwo sieht man diese so elenden Vagabunden — als hätten sie nicht genug an ihren eigenen Leiden, die doch hart genug sind, — immer bereit sich die Schmerzen der Völker, deren Brot sie essen, einzuimpfen: die einzige Form ihrer Dankbarkeit — unnütz und poetisch, wie der Zigeuner selbst!

IV.

In Bukarest und in Jassy führte man uns mehrere Truppen dieser herumwandernden Virtuosen zu, welche denen Ungarns ähnlich waren. Bei ihnen fanden wir wieder echtes Erz der großen musikalischen Ader. Sie haben sehr glücklich gefundene Melodien, von denen wir während der langen in ihrer Gesellschaft verbrachten Abende eine interessante Sammlung anlegten. Dieselben sind an Charakter und Nuance fühlbar verschieden von denen der ungarischen Zigeuner, deren geistiges und aufregendes Princip bei den

Zigeunern der Moldau-Walachei durch die Begleitung eines unveränderlich auf der Tonika ruhenden mit Pedal gehaltenen Basses, unterdrückt wird, was die Harmonie, als wäre sie peinlich an die Scholle gebannt, in beständiger Fessel hält.

Alle ihre Gesänge sind mit wenigen Ausnahmen zum Tanze bestimmt, aber ohne daß sie unter dem Bogen des Virtuosen, wie bei den ungarischen, ihre ursprüngliche Bestimmung überschreiten, um sich den Launen der Phantasie und den taumeligen Sprüngen der tanzenden Einbildung des Violinisten zu überlassen, den es belustigt, sie auf seinem Instrumente zu reproduciren. Auch ihre Art sich zu geben ist weit weniger entwickelt, weniger heftig, weniger feurig, weniger ausgeschmückt. Im allgemeinen ist der bedeutende Einfluß der verweichlichten Sitten des Landes auf diese Bewohner der Donauprovinzen zu bemerken. Gang und Redeart sind langsamer, ihre Haltung ist ruhiger, weniger gestikulirend, ihr Blick nicht so stolz und durchbohrend, ihr Lächeln nicht so seltsam, ihre Bewegungen nicht so schroff. Zum Theil auch nahmen sie die dortige Landestracht an und tragen mit gewisser muselmännischer Gravität das lange Gewand der Begs. Von der rasenden Wuth der Zügellosigkeit, der zuckenden Aufregung und fast nervösen Lustigkeit, welche bei ihren andern Mitbrüdern lärmende Feste und Schmäuse herbeiführen, wissen sie wenig oder auch lassen sie sich wenig merken. In ihren erkünstelten Koketterien kann man vielmehr die langsamen wogenden Bewegungen und das den Tanz der Frauen eines Harems charakterisirende leichte Hüpfen wahrnehmen.

Um zu verstehen, wie verweichlicht und fade ihre Kunst geworden ist, genügt es zu sagen, daß die Flöte hier eine Hauptrolle spielt. Neben der Flöte haben sie noch ein anderes Instrument mit vielen stufenweise aufsteigenden Röhren in Gebrauch, dem ähnlich, dessen Erfindung das Alterthum dem Gotte Pan zuschrieb und dessen weiche, fast honigsüße, schmeichelnde Töne ihr Orchester vollständig entnervten. Eine Art Mandoline, ebenfalls ein integrirender Theil des letztern, ersetzt ihnen, aber auf schrille und scharfe Weise das Zimbala und trägt wesentlich dazu bei die Harmonie zu entkräften.

V.

Von jeher und immer wieder von neuem von dem tiefen Schmerz und der Kühnheit der Zigeunermusik angezogen, verfehlten wir nie auf allen unsern Reisen uns nach den Cyganykünstlern zu erkundigen, denen wir möglicherweise begegnen konnten. Zerstreut über alle Länder, wie sie sind, fanden wir fast überall einige. Die Erzählung dieser Begegnungen würde sicher nicht an Monotonie zu leiden haben; denn um die Einförmigkeit zu vernichten, ist schon die Gegenwart dieser Wesen ausreichend, die ihrerseits sich nicht für unsere Brüder halten und unsererseits so schwer als solche angesehen werden. Aber wir waren nicht immer gleich von Glück begünstigt.

In Spanien zum Beispiel diente der Zufall uns so schlecht, daß wir von hier keine präcisirten Eindrücke haben mitfortnehmen können. Wenn sie dort so, wie man es behauptet, Musik treiben, so wird es, den Brocken nach zu urtheilen, die uns als die Perlen ihres Schmuckkastens vorgetragen wurden, wenig und schlecht sein. Diese bestanden nur aus einigen unzusammenhängenden Liederfragmenten, die mehr andalusisch als zigeunerisch waren und von ihnen mit einer schlechten Guitarre, ohne eine Spur von Originalität, begleitet wurden. Mehr als das Ohr fesseln sie das Auge — letzteres namentlich, wenn man sie bei hereinsinkender Nacht zwischen den Säulenresten und den maurischen Grabmälern Granadas in der Nähe jenes feenhaften Wunders, Alhambra genannt, oder um die christlich gewordenen Moscheen Kordovas oder in den Bergschluchten der Sierra Morena herumirren sieht.

Im übrigen dürften die Unterschiede, die man zwischen den Zigeunerstämmen der verschiedenen Länder der Welt zu entdecken glaubt, nur oberflächlich sein. Nichts Wesentliches modificirt die Art ihrer Existenz und, wo man sie auch antreffen mag, so lassen sich keine nennenswerthen Unterschiede, selbst nicht zwischen Zweigen der Rasse, die einander fern und sich gegenseitig unbekannt sind, konstatiren.

Unter welchem Himmelsstrich auch eine Truppe dieser Pilger ohne Ziel und ohne Altar ihr Zelt aufschlägt: sie bleibt sich

selbst treu. Und der einzige Unterschied zwischen den verschiedenen auf allen Kontinenten zerstreuten Familien liegt in ihren verschiedengradigen Anlagen. Wenn auch die materiellen Einzelheiten ihrer gewagten Industrie, je nach den äußeren Verhältnissen und Gebräuchen der Länder, in denen sie sich momentan aufhalten, hie und da von einander abweichend sind, so ist ihr Elend doch immer mehr oder weniger demoralisirend; ihre Fähigkeit, den Ausdruck ihrer trotz aller schädlichen Einflüsse bewahrten besseren Gefühle in einer Sprache ohne Worte flüchtig zu entwerfen, bleibt dieselbe, wenn auch in gewissen Gegenden stark accentuirt, in anderen fast unkenntlich. Diese Fähigkeit, welche bei ihnen eine Höhe erreicht, wie sie sich bei so niedrigem Volke kaum voraussetzen läßt, nach der es aber am Tage der allgemeinen Vergeltung geschätzt werden wird — denn sie ist, obwohl sie nicht dahin gekommen ist dessen äußere Handlungen zu bestimmen, sein innerer Zustand —, diese musikalische Fähigkeit tritt bei ihnen bald mehr bald weniger ausgeprägt hervor, je nachdem dieselbe Gelegenheit findet sich mehr oder weniger Bahn zu brechen.

Jozy, der Zigeuner.

I.

Nachdem wir auf das leidenschaftlichste uns der Beschäftigung hingegeben das Wesen der Kunst der Zigeuner zu erfassen, indem wir ihren ersten Virtuosen, ihren besten Interpreten zuhörten, ihre unzähligen Manifestationen, die wohl je nach den Orten in der Form verschieden, aber in ihrer Begeisterung identisch sind, mit einander verglichen, — nachdem wir uns mit dieser Kunst gleichsam assimilirt hatten durch den Versuch, ihre schönsten und frappantesten Inspirationen dem Gebiete der großen Kunst der großen europäischen Welt, einem Instrumente zu übertragen, das manchmal und namentlich dann, wenn ein Gedanke, ein Wille alle Töne belebt, vortheilhaft das Orchester vorstellt, — nachdem wir die Vereinigung und Verbindung der zerstreuten Bruchstücke eines musikalischen Idioms, das bizarr und erhaben zugleich ist, die Verpflanzung dieses üppigen Strauches auf ein für ihn fruchtbareres Terrain versucht hatten, indem wir ihm das Bürgerrecht auf dem Boden der allgemeinen Kunst errangen, fragten wir uns: ob es nicht möglich sei den Zigeunerkünstler mit allen den Vortheilen zu dotiren, welche das Studium seiner in ihrem ersten Wurfe so funkelnden »verve« hinzufügen würde?

Da wir sahen, daß der Zigeunertypus auf dem Gebiete des Romans eine auffallende Erscheinung, auf dem des Dramas ein mächtiger Hebel geworden war, da wir bemerkten, wie die meisten der die literarische Bewegung unserer Epoche Vertretenden vollge-

sickert waren von Zigeunergefühl, stieg in uns der Gedanke auf, daß, wenn eines dieser exotischen Wesen in das Klima unserer Gesellschaft versetzt und mit Sorgfalt umgeben würde, dasselbe möglicherweise zu einer schönen Entfaltung gelangen könne. — Wir hofften: das Reis der Reflexion, gepropft auf einen dieser Wildlinge, würde die Säure des Saftes mildern und dem Aroma seiner Früchte einen lieblicheren Nachgeschmack gewinnen. Ja, wir hofften, daß der fortgesetzt herzliche Verkehr den Sieg über die angeborene Leichtfertigkeit dieser bisher unbezähmbaren Charaktere davontragen werde, welche sich gegen jede civilisirende und zum Christenthum führende Handlungsweise auflehnten.

Eines Morgens — es war in Paris, zu einer Zeit, als unsere Gedanken gerade nicht sehr mit den Zigeunern beschäftigt waren, die wir getroffen, gesehen, gehört, gekannt und von denen wir geträumt hatten — trat der Graf Sandor Teleky bei uns ein, begleitet von einem etwa zwölfjährigen Knaben, der eine Husarenjacke trug und dessen Hose auf allen Nähten verbrämt war. Die Gesichtsfarbe schwarzbraun, die Haare ein verwilderter Urwald, den Blick kühn, das Benehmen arrogant, als sei er über die größten Könige der Erde erhaben, hielt er eine Violine in der Hand.

»Voyez«, sagte der Graf, indem er ihn bei den Schultern auf uns zuschob, „hier bringe ich Ihnen ein Geschenk!“

Die Verwunderung aller Anwesenden war bei dieser außerhalb französischer Sitte liegenden seltsamen Episode nicht gering. Insbesondere hörte Thalberg nicht auf uns auszufragen, was wir mit einem solchen Geschenk machen wollten. Unsere Überraschung war nicht weniger groß; denn seit lange hatten wir nicht mehr an den in Ungarn oft ausgesprochenen Wunsch gedacht, einen jungen Zigeuner zu finden, der für die Violine talentirt und für Erziehung noch empfänglich sei. Angesichts dieses schmächtigen, nervösen, frühreifen, sichtlich mürrischen und unverschämten Wesens war es jedoch nicht schwer, sogleich einen jungen Cygan unseres Vaterlandes zu erkennen, expreß hierher gebracht, um unsern Wunsch zu erfüllen. In der That, der Graf hatte, als er zugleich mit uns sein Land verließ, die Aufmerksamkeit gehabt den Befehl zurückzulassen, falls

auf seinen Ländereien ein junger Mensch, wie wir ihn während unseres Aufenthaltes in Ungarn vergeblich gesucht, zu finden sei, denselben sofort nach Paris zu schicken. Daraufhin war ihm das malitiöse Geschöpf zugeschickt worden, das er uns soeben vorstellte und das vor kurzem auf seinem Gebiet entdeckt, sodann seinen Eltern abgekauft worden war, um der Gegenstand eines liebenswürdigen, freundschaftlichen Geschenkes zu werden.

II.

Anfangs behielten wir den Knaben bei uns, und wir fanden ein gewisses Vergnügen der Neugierde daran, der Überfülle seiner Launen und Instinkte im Centrum einer ihm ganz neuen Umgebung beobachtend zu folgen. Sein kleines Naturell war schon ganz von Stolz beherrscht und kam jeden Augenblick unter einer anderen Form, insbesondere durch tausend naive und kindische Eitelkeiten zum Vorschein. Naschen, stehlen, alle Frauen küssen wollen, Gegenstände zerbrechen, deren Mechanismus er nicht kannte, — das alles waren sehr unbequeme, aber ziemlich natürliche Fehler, die sich, wie es schien, von selbst korrigiren mußten. Doch war das nicht so leicht; denn wenn ihnen Einhalt geschah, nahmen sie nur eine andere, weniger spontane Wendung.

Jozy wurde in unserem Bekanntenkreis gar bald ein kleiner Löwe, dessen Geldbeutel seinen Privatkonzerten Ehre machte. Auf diese Weise besaß er ziemlich viel Geld, das er sehr bald mit einer Gleichgültigkeit und disinvoltura erster Sorte wieder auszugeben verstand.

Der erste Gegenstand seines Interesses war die Eleganz seiner Person. Seine Koketterie war unglaublich und ging bis zur Ziererei und Affektirtheit. Spazierstöckchen, schöne Kravatnadeln, Uhrketten fehlten ihm nie, Halsbinden und Westen schienen ihm in den Farben nie schreiend genug. Kein Haarkünstler war zu vornehm, um sein Haar zu frisiren und zu kräuseln. Sich adonisiren — das war seine Sache. Leider aber nagte in dieser Hinsicht ein Kummer an ihm und vergiftete alle seine Freuden: seine Haut war

im Vergleich zu den Gesichtern, die er um sich und überall sah, so braun, so gelb! Er bildete sich ein, der häufige Gebrauch der Seife und Parfümerien, deren sich diejenigen bedienten, die nach seiner Ansicht nur eine bessere Gesichtsfarbe vor ihm voraus hatten, werde diesem Nachtheil abhelfen. Und so kaufte er beständig Seifen und Parfüms. Fortgesetzt lief er in die ersten Modengeschäfte und verlangte alles, was seinem Zwecke am entsprechendsten schien, und deponirte auf dem Zahltisch seine Fünffrankstücke; denn er war zu sehr grand-seigneur, um jemals kleine Münze sich zurückgeben zu lassen.

III.

Bald jedoch machte er es uns unmöglich die geringste Aufsicht über ihn zu führen; so gut spielte er bei allen unseren Freunden seine Rolle als dandy artiste. Überdies im Begriff eine Reise nach Spanien anzutreten, übergaben wir ihn der Obhut Herrn Massart's, Professors des Violinspiels am Konservatorium, welcher uns versprach, um die Entwickelung seiner wirklich erstaunlich großen musikalischen Anlagen ernstlich Sorge tragen zu wollen, während ein anderer Lehrer, zu dem er in Pension gegeben wurde, „seinen Geist und sein Herz zu bilden" übernahm. Die Nachrichten, die wir auf der Reise über ihn erhielten, bestätigten nur zu sehr unsere über das Nichtgelingen des ihm gewidmeten Adoptionsplanes gehegten Befürchtungen. Mit Ausnahme der Musik war es unmöglich ihn ernstlich zu beschäftigen, überhaupt seine Intelligenz zu irgend welchem Fleiße zu zwingen. Voll unüberwindlichster Verachtung für alles, was er nicht wußte, war er im Grunde, ohne daß er es einzugestehen wagte, von seiner Superiorität über alles, was ihn umgab, überzeugt. Er fand an nichts Geschmack und, wie ein echter Wilder, liebte er nichts, erschien ihm nichts wichtig als seine Freuden, seine Violine und seine Musik.

Als er uns in seinem magyarisch-zigeunerischen Kostüme vom Grafen Teleky gebracht wurde, war er mit seiner primitiven Violine versehen. Auf kleinen, so gut als möglich zusammenge-

leimten Brettchen, bezogen mit Saiten, die zum Erhängen eines Menschen tauglicher als zur Erfreuung seines Ohres schienen, spielte er mit wunderbarem Aplomb und unversiegbarem Feuer die klangvollsten Frischkas. Es fehlte ihm nicht an Leichtigkeit der Auffassung, er spielte auch gern und brachte Stunden damit zu auf seiner Geige halb nach dem Gehör, halb improvisirend zu fiedeln, wobei er in seine Rhapsodien, sehr à contre-coeur, Motive mischte, die er bei uns gehört hatte. Diese letzteren waren aber nach seiner Ansicht meistens abgeschmackt und schlechtklingend. Dennoch fand er schließlich Wohlgefallen an einer Fantasie über ein Lied, die wir manchmal auf dem Klavier spielten und mit der er nun sein Publikum regalirte, während er sie zugleich auf seine Weise so komisch verzerrte, daß er nie verfehlte mit ihr den vollständigsten Erfolg größter Heiterkeit sich zu erringen. Als er nun zu studiren begann, zeigte er einen solchen Eigensinn, daß er nach Aussage derer, die ihn beaufsichtig'en, die verrufensten Übelthaten der störrischesten Kinder bei weitem übertraf und diese sich nicht mit ihm messen konnten. Nichts konnte ihn je überzeugen, daß das, was er that, nicht viel, nein unendlich viel mehr werth sei, als das, was man ihn zu lehren gedachte, oder auch ihm die Überzeugung nehmen, daß er das Opfer einer barbarischen Gewalt sei, sobald er sich seinem Lehrer fügen mußte.

Bald wurde uns in aller Form mitgetheilt, daß Jozy größer würde, sich aber nicht ändere; daß seine Fortschritte gleich Null seien und es unmöglich wäre, ihn in Façon zu bringen. Trotzdem wollten wir, etwas parteiisch zu seinen Gunsten, einen Beweis seines Fleißes in den wenigen, wohl in Zickzack geschriebenen, aber an uns gerichteten Briefen erblicken, denen der Stempel orientalischen Bombastes stark aufgedrückt war. Um ihn eher zu sehen, ließen wir ihn nach Straßburg uns entgegen kommen. Doch in dem Augenblick, als wir diese Stadt erreichten, dachten wir nicht daran, daß er uns da erwarten sollte. Wir waren darum nicht wenig verwundert, als wir in dem Moment des Aussteigens auf dem Bahnhof uns kräftig gepackt und von den Umarmungen eines Unbekannten beinahe erstickt fühlten. Es dauerte geraume Zeit, bis wir in

dem großen und hübschen jungen Manne, gekleidet à la parisienne, einem wahren Stutzer, den kleinen Cygan, den jungen Wildling der Steppen wiedererkannten. Aber die gebogene Nase, die asiatischen Augen und der dunkle Teint Jozy's, welcher allem Öl und allen Salben Frankreichs widerstanden hatte, waren dieselben geblieben. Sein Geist desgleichen. Denn auf den ersten Ausruf unseres Erstaunens: »Eh bien! du siehst ja aus wie ein ganzer Herr!“ antwortete er, ohne im geringsten aus der Fassung gebracht zu sein, mit der wichtigsten Miene eines Hidalgo: „Weil ich einer bin.“ In seinen neuen Kleidern konservirte er sein pomphaftes Sprechen und die grandezza seiner Gestikulationen. Endlich konnten wir uns doch nicht mehr der Illusion über die Unmöglichkeit hingeben, diese unberührbare Natur in den Grenzen des socialen Lebens und einer vorgezeichneten Bahn zurückzuhalten.

IV.

Wer aber den Erfolg sehr gewünscht, verliert nur langsam die Hoffnung. Wir dachten, daß vielleicht anderswo, an einem Ort, in dessen Nähe Felder und Wälder seien, weniger schwer etwas Einfluß auf ihn gewonnen werden könnte. Und so brachten wir ihn in Deutschland, in dem am Saume des Schwarzwaldes gelegenen Löwenberg, bei einem vortrefflichen Musiker, Herrn Stern, unter, welcher Violinspieler an der Kapelle Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern war. Er konnte weder in bessere Hände noch in eine heilsamere Umgebung kommen. Diesen Aufenthalt sahen wir als ein letztes Hilfsmittel an, doch noch etwas aus ihm zu machen, da er ihn wieder mit der Natur verband und ihn zugleich den Miasmen einer großen Stadt, sowie der Gefahr entzog, seinen natürlichen und wenig tugendhaften Neigungen neue Verderbnisse hinzuzufügen.

Einige Zeit später waren wir in Wien. Hier wurde uns viel von einer neuen Bande Zigeuner-Virtuosen erzählt, welche soeben angekommen war. Um zu sehen, ob es wohl der Mühe sich lohne, daß sie ausgebildet würden, betraten wir eines Tages, begleitet von

mehreren Freunden, das Wirthshaus „Zum Zeisig“. Niemand von uns dachte daran, hier auch nur einem im geringsten bekannten Gesicht zu begegnen; wir waren daher höchlichst über die sichtbare Aufregung erstaunt, welche unser Eintritt hervorrief. Plötzlich stürzte aus der Gruppe ein junger, schlanker Bursche hervor, warf sich vor uns nieder und umschlang und küßte unsere Kniee mit der leidenschaftlichsten Gebärde. In demselben Augenblick sahen wir uns von der ganzen Truppe umringt und ohne weiteres Präambulum überschüttete sie uns mit Handküssen, Danksagungen und tausend Dankbarkeitsergüssen, von denen wir nichts begriffen. Mit großer Mühe fanden wir endlich heraus, daß der erste, der mit dem Ausruf: »Eljen, Eljen Liszt Ferencz!« sich uns zu Füßen geworfen hatte, der ältere Bruder Jozy's war, der bei unseren Leuten schon Erkundigungen eingezogen hatte und sich von der Sorgfalt, welche wir dem armen verkauften Knaben hatten angedeihen lassen, so gerührt fühlte, daß er, die Wohlthaten preisend, dabei laut aufschluchzte.

Diese heftige Gemüthserregung hinderte ihn jedoch keineswegs zugleich, wenn auch etwas verlegen, darauf anzuspielen, daß er ihn gern wieder sehen und auch wieder haben möchte. Da wir durchaus keine Ursache hatten mit den Zeugnissen seines neuen Professors zufrieden zu sein, und infolge dessen uns keiner Hoffnung, je einen besonnenen Künstler aus ihm zu machen, hingeben konnten, so war es gegen unser Gefühl einer Organisation Zwang anzuthun, welche die Temperatur unserer Gesellschaft nicht ertrug. Wir machten uns Skrupeln und es war uns eine Gewissenssache, einen entgegenstrebenden Willen zu zwingen, von seinem Aste einen Zweig zu trennen, so gering dieser auch sei. Konnten wir dafür einstehen, daß die europäische Welt, die sich christlich nennt, ihm etwas Besseres als die Freuden der Natur und der Freiheit bieten würde — Freuden, für welche sie ihn vielleicht unempfänglich gemacht hätte?

Also ließen wir ihn nach Wien kommen, damit, falls er den Wunsch hege sich mit den Seinigen wieder zu vereinigen, er es thun könne. Sein Entzücken, als er sie wiedersah, kannte keine Grenzen; er war halb närrisch vor Freude. Wenn auch die Eitelkeit ihn eine andere Haut als die seiner Rasse hatte wünschen

lassen, so bewies er jetzt trotzdem, daß er diese nicht verleugnete. Kaum waren sie wieder zusammen, als Jozy und die ganze Bande verschwanden: sie verließen die Stadt, um das verlorne Kind dem Vater des Stammes zu zeigen. Nach seiner Rückkehr war Jozy unerträglicher als je und bat uns schließlich mit den lärmendsten Demonstrationen der Dankbarkeit um die Erlaubnis, ohne Aufschub und auf immer zu seiner Horde zurückkehren zu dürfen. So trennten wir uns denn, nachdem seine Börse nochmals mit einem kleinen Sparpfennig gefüllt worden war, der aber sogleich Verwendung zu einem entsetzlichen Trinkgelage fand, das er, unabhängig von dem Abschiedsfeste, das wir ihm bereiten ließen, seinen Mitbrüdern gab. Wir haben nie erfahren, was aus diesem widerhaarigen Schüler geworden. Werden wir ihm eines Tages am Saume eines Waldes mit seiner Violine in der Hand, rauchend oder schlafend, wiederbegegnen? . . . Wer kann es wissen! —

Von den Zigeunern in der europäischen Kunst.

I.

Wenn der Typus der Zigeuner, frei von jedem äußeren Zwange und jeder willkürlichen Konvention, und die Kunst der Zigeuner, diese Aussprache der Empörung der Seele gegen jeden Druck und leidenschaftlichen Aufwallens ihrer Wünsche ohne Ende, die Künstler und Dichter mächtig angeregt haben, um von unserer hohen christlichen und europäischen Gesellschaft ebenso bewundert und in derselben ebenso populär zu werden, als diese vor einer thatsächlichen Berührung mit dem verwünschten Gipsy entsetzt zurückweichen würde, so kann das Gefühl der Zigeuner, die ihre Existenz regelnden und sich in ihre Kunst hineintragenden Neigungen, nicht in dem Maße ihr exklusives Eigenthum sein, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Trifft man nicht in jeder Gesellschaft, so gebildet oder so prosaisch, oder so sehr sie auch von ihren positiven Pflichten und merkantilischen Gewinnen beansprucht scheinen mag, immer Ausnahmsindividuen, die danach trachten, jede vorgeschriebene Regelung ihrer heißen und fliegenden Begierden, ihrer Umsturzwünsche abzuschütteln? Nur sind solche Organisationen selten; denn die verschlechternden Ausdünstungen der Atmosphäre der Civilisationen erkälten und schwächen ihren Freiheitstrieb, der zügellos sein würde, wenn nicht die Zucht der Konvention ihn noch zu guter Stunde von Kindheit an unterwürfe. Dennoch tauchen sie unter excentrischen Formen viel häufiger in unserer Mitte auf, als wir es bemerken. Wir behandeln

sie als Ungesunde, die unfähig sind ihre Aufgabe maschinenartiger und geregelter Arbeit der großen socialen Werkstatt zu lösen; aber sie, sie rühmen sich ihrer Unfähigkeit und nennen das an ihnen nagende Übel mit Stolz „die heilige Krankheit", von der sie nie geheilt zu sein wünschen. Die poetische Pathologie hat diese schmerzvolle Anomalie nicht ohne meisterhafte Beschreibungen gelassen; diese sind unter verschiedenen Titeln und Namen, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Sprachen gemacht, wiederholt und nachgemacht worden.

Fürsten der Poesie und Meister aller Schulen haben uns derartige Beispiele bald freskenartig illustrirt, bald in Aquarell gemalt oder auch duftig estompirt gegeben. Wir führen sie nicht an; denn jeder wird am leichtesten seiner eigenen Erinnerung folgend unter den ihm bekannten literarischen Meisterwerken dieser oder jener Sprache Europas, welche er sich am besten angeeignet hat, solche unsterbliche Typen wiederfinden. Übrigens, da die Identität der Gefühle, die Ähnlichkeit der Eindrücke, die Übereinstimmung der Erregungen, der Seufzer, der Erschlaffung, der Begierden und inneren Zerrissenheit weder die Identität noch die äußere Ähnlichkeit der Porträts begründen, so würden diese Helden, die eingehüllt in die Falten eines braunen Mantels, dessen Schnitt und Form von Byron herstammt, eine Gesellschaft verlachen, welche sie von oben herab betrachtet haben, da sie auf deren Gipfeln geboren wurden, doch zu sehr in Kostüme und Sprache von dem halbnackten, halbverhungerten, halberstarrten, halblauernd vor uns hintretenden Zigeuner abweichen, trotzdem jene wie diese halbtraurig und halbglücklich, halbgrausam und halbgütig, halbunverschämt und halbehrerbietig sind, als daß wir Vergleiche wagen könnten; denn während sie einerseits dem intuitiven Scharfblick zutreffend erscheinen, entziehen sie sich andererseits einer fortgesetzten Parallele. Indessen ist es sicher, daß mehr als eine von dem Zigeuner in Haltung, Wesen, Konstitution, Sprache und Erziehung sehr verschiedene ideale Gestalt nur deßhalb von uns bewundert wurde, weil sie unter anderen Formen uns die Gefühle darstellte, welche jener durch seinen Gesang und sein Geigenspiel offenbart und erweckt.

II.

Nicht nur auf Indien beschränkt sich der Hochmuth und die Geringschätzung der Kasten. Jenes wenigstens, um das ewig von den Siegern den Besiegten, von den Starken den Schwachen zugerufene vae victis! zu rationalisiren, geht von der Voraussetzung eines bestimmten, mehr oder weniger edlen Ursprungs der verschiedenen Klassen aus, welche sich in die socialen, in so ungleichem Ansehen stehenden Arbeiten theilen, trotzdem sie in Wirklichkeit vielfach gleiche Mühe und gleichen Muth verlangen. Das Christenthum versuchte diesen Hochmuth zu entwurzeln und strebte danach, ihn zu vernichten, was ihm völlig bei den großen Seelen und gar nicht bei den kleinen gelang. Der philosophische Geist trug viel dazu bei, die Formen dieser Geringschätzung zu verhüllen, indem er der aufkeimenden, bei ihrem ersten Debüt in den christlichen Gesellschaften so schlecht orientirten Demokratie einen grimmigen Neid gegen Größere, Stärkere, Gelehrtere und Glücklichere einflößte. Aber obgleich er diese letzteren zur Verstellung vor dem jungen, brüllenden, blutdürstigen Ungeheuer zwang, war weder die Religion, noch die Philosophie im Stande das Princip einer eingewurzelten Anmaßung der Großen zu erschüttern, so wenig als sie den Stolz des Starken gegenüber den Kleinen und Schwachen, den hochfahrenden Dünkel der Kinder der erobernden Rasse gegenüber der furchtsamen, obgleich feindseligen Unterwerfung der Söhne der Besiegten haben untergraben können. Auch hat der seltsame Stolz, welcher aus der schweigenden Protestation der Zigeuner gegen einen socialen Zustand hervortritt, der sich über sie eine angeborne Überlegenheit anmaßt, im Mittelpunkt der Civilisation selbst noch andere Sympathien als die der Dichter erregt, welche in Folge einer vorherrschenden Liebe für die Freiheit und des Bedürfnisses, alle ihre Vorrechte zu genießen geneigt sind, das unabhängige Wanderleben der Zingari zu lobpreisen.

Es ist noch nicht allzulange her, daß eine beträchtliche Anzahl Jünglinge, Enthusiasten, Talente voll Schwung und Leidenschaft,

deren hochherzige Begeisterung, tollkühnen Aufschwung, edle Triebe, verworrene Träume, muthige Entbehrungen, beißende Witze, unbedachtes Fortstürmen die große Welt nur erstaunt und geringschätzig ansah, mit der Zeit eine schlecht verhehlte Bitterkeit gegen die Glücklichen des Jahrhunderts empfanden, die für das Talent, die Inspiration, die Geschicklichkeit, von denen die inmitten einer armseligen, ungewissen und aufregenden Existenz hervorgebrachten Kunsterzeugnisse hinreichend Proben abgelegt, keine andere Schätzung kennen als die eines Spielzeugs, das dazu dienlich ist, ihrem epikureischen Müßiggang eine Zerstreuung zu bringen. Ähnlich, wie die Zigeuner, setzten schließlich diese mittellosen und begabten jungen Leute Verachtung der Verachtung dieser Gesellschaft entgegen, welche für ihre hochgehenden Aspirationen keine gerechte Würdigung in sich trug, sie aber von dem Tage an unendlich achten würde, wo der eine Soldat, der andere Pächter, Gewürzkrämer oder Schlafmützenhändler geworden wäre. Junge Schriftsteller und junge Künstler, bei denen die von so vielen Stimmen zum Preise der Freiheit gesungene Dithyrambe die lebhafteste, mit Antipathie gegen alle Gesetze und alle Regeln verbundene Exaltation entwickelt hatte, junge Talente, voll glänzender, aber zügelloser Phantasie, durchdrangen und füllten sich dermaßen mit Eindrücken, die möglicherweise ein einem aufgeklärten und in den Wissenschaften, wie in den freien Künsten unterrichteten Zigeunerstamme entwachsener Poet hervorbringen könnte, daß sie deren Namen sich beilegten und zugleich eine entfernte Ähnlichkeit mit ihren Sitten adoptirten.

Ihre zufällige und intime Vereinigung, ihre unsichere Lebensweise nannten sie »Bohème«. Anstatt aber eine Art von idealem Schutzheiligen, eine typische, erdichtete und mythische Persönlichkeit sich zu schaffen, in welcher sie ihr von seiner grausamen Wirklichkeit abgelöstes, moralisch dagegen zu seiner ganzen Höhe emporgehobenes geistiges Wesen, die Impulse, welche sie zu verherrlichen gedachten, gleichsam inkarnirt hätten, belehnten sie sich selbst mit diesem Symbol und diesem Typus. Ohne weiteres bezeichneten sie sich selbst alle als »Bohémiens« und besangen die »Bohème« der Dichter und Künstler als wahre Dichter und große Künstler. Zu

Ehren dieses Vaterlandes der Leidenschaft, der Einbildung, der Phantasie, schrieben sie viele anziehende Seiten voll blendenden dichterischen Schwunges und tief empfundener Beredtsamkeit. Sie sprachen die stolzesten Gedanken aus, diktirt von der schönen Verschmähung alles dessen, was die Civilisation im Schatten ihrer Heuchelei an Verderbtheit verbirgt, indem sie erlaubt sich dem Gemeinen und Unedlen zu accommodiren; sie legten die Vortheile bloß, mit denen die Verleugnung des erhabenen Zornes und der heiligen Entrüstung belohnt. Zwischen der Darlegung dieser abschüssigen Pfade findet man die Aussaat edlen Samens: schöne Zeilen, eingegeben von dem ehrgeizigen Appell auserlesener Naturen an die unendliche und ungebundene Glückseligkeit, nach der alle großen Seelen dürsten!

Unglücklicherweise aber verloren diese uneigennützigen, edelmüthigen, ja sogar heldenmüthigen Bestrebungen, die wohl im Stande sein dürften eine andererseits extravagante Lebensweise ohne Wegweiser, ohne Zügel und ohne Richtschnur zu entschuldigen, nothwendigerweise in dieser gekünstelten Umgebung, welche, indem sie viele Betrogene anwarb, noch mehr Betrüger machte. Hierin lag der Grund, daß das, was zuerst einen Anstrich von Poesie gehabt hatte, mit den Jahren nur ein Deckmantel der Roheit wurde, der eine Anlage einfältiger, sich auf einfältige Gründe stützender Leidenschaften bedeckte. Heute bedeutet das Wort »Bohème parisienne« nichts anderes, als eine Zusammenstellung von Männern ohne Glauben und ohne Gesetz, von Frauen ohne Tugend, über welche die Gesellschaft nur erröthen, die Sitte nur sich entrüsten und die Religion nur trauern kann.

III.

Nach anderer Seite hin berührten die in der Lebensweise des Zigeuners liegenden Kontraste und Überraschungen die für das „Malerische" empfängliche Einbildungskraft. Das plötzliche Verschwinden und unerwartete Wiederauftauchen desselben, seine vielfachen Beziehungen zu Hochgestellten und seine spöttelnde Überlegen-

heit sowohl ihnen gegenüber, als auch trotz seiner Lumpen und seiner Nahrung, die so elend ist, daß die Verleumdung ihn beschuldigt, er verzehre seine todten Thiere, gegenüber den arbeitenden Klassen — alles das trug trotz seiner groben Unwissenheit und seines muthmaßlichen Verkehrs mit Dämonen und Hexen, trotz der widerwärtigsten Geschäfte, welche er ausübt, etwas entschieden Fesselndes in sich. Alle Erzähler haben sich dieses Themas, das einem weichen, geschmeidigen, reichen und zugleich nebelhaften Stoffe gleicht und für phantastische Ausschmückungen wie geschaffen scheint, bemächtigt.

Dichter, Romanschriftsteller, dramatische Autoren konnten auf ihrer beständigen Jagd nach allem, was die Neugierde des Lesers reizt und sein Interesse in Spannung erhält, sich so viele in die Augen fallende Gegensätze, wie sie in der Zusammenstellung so unfaßbarer Naturen, wie der Zigeuner, mit den friedlichen Banalitäten solid gestellter Geschicke liegen, nicht entgehen lassen. Es ward ihnen nicht schwer die Vortheile in das hellste Licht zu setzen, welche Wesen vor anderen voraus haben, die unseren socialen Gebräuchen, die zahlreicher als die Paragraphen einer Kasernendisciplin und hemmender als alle polizeilichen Verordnungen nicht unterworfen sind, indem sie aus dem phantastischen Zauber Nutzen zogen, den die Spontaneïtät der Entschlüsse und Handlungen dieser absolut freien Geschicke ausübt, welche weder durch Schicklichkeitsrücksichten noch durch Vorurtheile gebunden sind. Mit Leichtigkeit entdeckten sie die ergreifendsten Effekte, erzeugt durch die Gewalt, welche solche Menschen sich zuerkennen können, die nicht an tägliche Arbeit gefesselt keine Pflicht, keine Aufgabelösung, keine Mission kennen, bereit sind allen Befürchtungen zu trotzen, allen Wagnissen die Stirn zu bieten die, an keine Scholle gebunden sich über alle Rücksichten des socialen Lebens, der Familie, der persönlichen Stellung hinwegsetzen und sich von nichts, weder durch knabenhaftes Erschrecken noch durch die wunderliche Schwäche des civilisirten Menschen angesichts des Dunkels und des Zürnens der Natur, zurückhalten lassen. Genie und Talent haben auf das glücklichste aus diesen immer

malerischen, oft poetischen Verhältnissen Nutzen gezogen, um in Dichtungen, Romanen und Bühnenstücken mehr als eine Gestalt zu schaffen, die in aller Erinnerung inkrustirt ist.

So wurde denn diese Mine ausgegraben, ausgebeutet, man könnte sagen erschöpft, lebte sie nicht immer wieder von neuem auf. Kein Land, das nicht seinen Schriftsteller besaß, der unter der rauhen Hülle des Zingaro ein edles Herz — den Grundstoff alles Adels — vorausgesetzt hat, hinreichend, um ihn Thaten der Güte und des Mitleids vollführen zu lassen, die schwierig oder unmöglich für Individuen sein würden, deren Existenz in Folge der Rücksichten auf den häuslichen Herd eine abgeschlossene ist oder die, als Erben einer historischen Vergangenheit mit der Verantwortung für die Zukunft von Generationen betraut, im Übrigen ohnmächtig und waffenlos zur Vertheidigung und zum Widerstande gegen die Hindernisse und die Herausforderungen sind, mit denen die Natur die geringste Willensschwäche der menschlichen Seele umgiebt. Alle Dichter haben diesen Wesen ohne Ballast der Vergangenheit und ohne Furcht vor der Zukunft, die fähig sind, ihr schönes Wollen unausgeführt zu lassen und ihre edlen Absichten im Keime zu ersticken und denen noch überdies ein solches Vertrautsein mit allen Rauheiten der Natur zur Seite steht, daß sie ihren Stürmen trotzen und ihrer Drohungen spotten, mit einer gewissen Vorliebe eine Intervention in den Katastrophen unserer Kriege, in den Peripetien unserer Intriguen, in den Wandlungen und Widerwärtigkeiten unseres Glückes zugeschrieben, die an das Wunderbare streift.

Den Zigeuner sich so vorzustellen, wie er sein könnte, wenn zu den Konditionen seiner unabhängigen Existenz so viel Herzensgüte und Geistesbildung hinzuträte, um mit Einsicht, wie ein dem Guten zugethaner und dem Bösen abgewendeter Genius, der angesichts der ungerecht angegriffenen Unschuld voll Mitleid ist, der mit der Liebe junger, aber durch alten Groll gehinderter Herzen sympathisirt, in der Verwickelung unserer mit so verwirrten und schwachen Fäden gesponnenen Abenteuer sich in das Mittel zu legen — das war für die verwickelten Zwischenhandlungen einer Romanfabel ein viel zu günstiger Hebel, um nicht oft und geschickt benutzt zu werden.

Die schönen, gebräunten, elektrisch glühenden Frauen dieser Rasse, deren Kostüme das orientalische Gepräge, den Reiz bunter Farbenpracht und den Luxus schimmernden Metalles sich bewahrt haben, traten plötzlich aus dem unbekannten Hintergrunde ihres geheimnisvollen Daseins hervor, den lebhaften und wogenden Palmen eines Teppichs von Bagdad ähnlich, die in schwarzem Grunde gewoben auf nichts zu ruhen scheinen! Die Wirkung, welche die Inscenesetzung dieser asiatischen Rasse hervorbringen mußte, wurde so wohl begriffen, daß sie fast bis zum Überdruß benutzt wurde.

IV.

Wenn wir nicht irren, hat Spanien zuerst dieses romantische Element in den Werken seiner Phantasie akklimatisirt. Der große Cervantes war es, der dasselbe in seiner Novelle »La Jitanilla« von nur episodischer Stellung zu der Wichtigkeit eines Hauptmotivs emporgehoben hat. Sein Genie zeigt eine durchdringende Intuition, die andere sich mit den Zigeunern beschäftigende Dichter nicht besaßen, wenn er uns die wahre Triebfeder dieses Lebens bloß legt, dem sie mit allen seinen Mühseligkeiten den Vorzug vor dem unseren mit allen seinen Annehmlichkeiten geben, indem er ihren Enthusiasmus für die Natur zum sprechendsten Ausdruck durch den Mund eines Zigeunergreises bringt, den er folgende Worte sprechen läßt:

„Wir sind die Könige der Felder und Wiesen, der Wälder, „der Berge, der Quellen und Ströme. Die Sträucher bieten uns „ihre Zweige, die Bäume ihre Früchte, die Weinberge ihre Trau„ben, die Gärten ihre Gemüse, die Wasserstürze ihre Gewässer, „die Flüsse ihre Fische, die Haine ihr Wild. Unter Felsen finden „wir Schatten, in den Grotten erfrischende Kühle, in den Höhlen „ein Obdach. Uns sind die Stürme nur sanfte Zephyre, uns „erfrischt der Schnee, uns ist der Regen ein Bad, der Donner „Musik und der Blitz flammt nur auf als Fackel für uns! Un„seren gehärteten Gliedern ist der harte Schoß der Mutter Erde „weich wie ein Bett aus Daunen, unsere rauhe Haut dient uns „als Schutzwehr, als Panzer; keine Fessel hemmt unsere Gewandt-

„heit, die keine Schwierigkeit erschreckt, keine hohe Mauer aufhält. „Unseren Muth kann kein Galgen ersticken, keine Axt niederschla- „gen, keine Marter erschlaffen.

„Für uns giebt es keinen Unterschied zwischen dem „Ja“ „und dem „Nein“. Gefällt eines von beiden uns besser, dann „nehmen wir es und legen mehr Werth darauf Märtyrer zu sein, „als Beichtvater . . . Es giebt keinen Adler, keinen Stoßvogel, „der schneller als wir auf die entdeckte Beute sich stürzt . . . . . „Wir singen im Gefängnis, wir schweigen auf der Folterbank; „wir plündern am Tage, wir stehlen in der Nacht, besser gesagt: „wir erinnern die Leute nicht zu vergessen, wo sie ihr Eigenthum „verwahrt. Wir werden nicht von der Furcht beunruhigt unsere „Ehre zu verlieren oder von dem Ehrgeiz gestachelt sie zu ver- „größern. Wir schmeicheln keinem unserer Bekannten und kürzen „nicht unseren Schlaf, um Bittschriften zu überreichen, um große „Herrn zu begleiten, um Gnaden zu erbetteln. Wir ziehen unsere „zerrissenen Zelte dem goldenen Getäfel, den Marmorpaläften und „Gemälden der flandrischen Schule vor. Diese gemalten Land- „schaften erscheinen uns minder schön, als der Anblick der Natur „mit ihren hohen, nackten Felsen, ihren Eisgipfeln oder weiten „Prairien, ihren buschigen Wäldern, die uns gehören, sobald unser „Fuß sie berührt, die uns zulächeln, sobald unser Auge sie „trifft.“ . . .

V.

In Deutschland findet man in dem schönen historischen Roman „Der Jude“ von Spindler eine der lebendigsten und farbenreichsten Schilderungen der Lagerstätten dieser herumziehenden Horden im Mittelalter, welche dieselben darstellt — wie sie noch heute in einigen entlegenen Gegenden anzutreffen sind — inmitten eines von den kleinen Schreihälsen, den kreischenden streitsüchtigen Weibern, dem Schellengeklingel der Maulthiere verursachten entsetzlichen Lärmes, vermischt mit dem Getöse der Blechinstrumente, rasselnder Waffen, wirbelnder Trommeln und schrillender Pfeifen, dazu ein unbegreif-

liches Gewieher, Zähnefletschen und Zähneknirschen, Miaulen und Feuergeprassel, so daß sie den Anblick des lustigsten Gaukelspiels darbieten, das durch den Glanz der grellen, scharlachrothen, zerlumpten Kittel, der buntscheckigen, grün und gelb gefärbten Mäntel nur noch mehr erhöht wird.

In Frankreich ließ der so kräftig geschmückte Stil des »Notre-Dame de Paris« selbst die kräftigsten und ausdrucksvollsten Beschreibungen, welche bis dahin andere Schriftsteller gegeben hatten, vergleichsweise matt und farblos erscheinen. Victor Hugo hat es schwer gemacht, auch nur einen Strich oder einen Zug seinen Beschwörungen hinzuzufügen, die man, betrachtet man die Häßlichkeit der Larven, welche im »cour des miracles« Sabbat feiern, in der Nähe ein erhaben gearbeitetes Skulpturwerk nennen möchte, das aber auch zugleich wie gemalt von einem geschicktesten Pinsel erscheint, insbesondere wenn man alles besieht, was dieses Werk zwischen den massenhaften, zu einem Knäuel von Häßlichkeiten zusammengedrängten Köpfen an Perspektive, an durchblinkenden Strahlen, an glücklich vertheiltem Licht, an gemilderten Farbetönen, an dem, was die Maler »l'air sur la toile« — Luft auf der Leinwand — nennen, aufweist. Manche kleine Anekdote Borrow's — Bleistiftskizzen — zeigt uns ähnliche Physiognomien, gleichartige Scenen, nur sehen wir sie gemildert und gedämpft durch ein Glas, dessen Reflexe von mitleidigem Erbarmen bestimmt erscheinen. Dennoch fühlt man in der keuschen Nüchternheit seiner Zeichnung mehr Wirklichkeit, als in dem üppigen Realismus und den grell aufgetragenen Farben des Heros der französischen Prosa.

Indem wir den „Zingaro“ der Spanier, die »Meg Merrilies« Englands, die „Esmeralda“ der Pariser, die „Zemphira“ Rußlands und die „Preciosa“ Weber's, die „Vielka“ Meyerbeer's nennen, so führen wir Allen bekannte Schöpfungen an, ja Schöpfungen, deren Züge unserm Gedächtnis vielleicht vertrauter sind, als den schottischen Puritanern die biblischen Personen waren. Es sind die berühmtesten Typen der poetischen Zigeuner und Zigeunerinnen, so, wie sie umgeben von einem unerklärlichen, fesselnden Zauber, bald düster und wild, bald voll Anmuth und Verführung in der Literatur auftreten.

Außer den genannten giebt es noch viele andere Werke, die zwar weniger berühmt sind, die aber weder des Pikanten noch des Zaubers ermangeln.

VI.

Außer den Autoren, welche Gestalten schufen, die von Gefühlen, wie sie in der Zigeunermusik zum Ausdruck gekommen, belebt sind, sonst aber zur Rasse in keiner anderen verwandtschaftlichen Beziehung stehen als in der eines gleichen unbezähmbaren Stolzes, einer gleichen unbegrenzten Freiheitsliebe und einer an den Eingeweiden nagenden Melancholie, sobald sie sich nicht der ausschweifendsten Freude angesichts der geringsten Irrlichter des Lebens überlassen können, — außer jenen anderen Autoren, welche den Zigeuner als dramatischen Hebel und interessante Figur benutzten, der man einen Mittelplatz anweist, um zu monotone, einfache und natürliche Charaktere zur Geltung zu bringen, gab es noch mehrere Poeten, die sich im Geiste in eines dieser Individuen versetzten und den Versuch machten, die Schläge des Herzens und den Lauf des Blutes eines solchen Daseins zu belauschen, um sie uns von dem einzigen von ihnen erfaßten Gesichtspunkte aus wiederzugeben: von der Tonalität der Seele bezüglich der menschlichen Gefühle, welche sich den Menschen gegenüber entwickeln.

Puschkin verleibte seiner ihnen gewidmeten Dichtung, deren Struktur den Dichtungen gleicht, die Byron »a tale« betitelte, ein Lied ein, welches er aus dem Munde der Zigeuner des südlichen Rußlands gehört hat und das noch heute von ihnen gesungen wird. Die russische Sprache giebt diesen Versen durch den Reichthum ihrer Assonanzen, durch ihren abgebrochenen, schnellen Rhythmus, der dem keuchenden Athem vor dem Verbrechen gleicht, eine eigenthümliche Kraft.

I.

Alter Gatte, unmenschlicher Gatte!
Würge mich, brenne mich!
Ich halt' es aus — ich fürchte
Nicht Eisen, nicht Feuer.

II.

Ich hasse dich —
Verabscheue dich!
Ein andrer ist's, den ich liebe,
Und mit der Liebe sterb' ich.

III.

Würge mich, brenne mich,
Alter Gatte, unmenschlicher Gatte!
Ich weiß zu schweigen
Und du sollst ihn nicht kennen.

IV.

Süßer als Lenzeswonne,
Glühheiß wie ein Sommertag —
Er ist jung, er ist schön —
O! und wie er mich liebt!

V.

Wie hab' ich ihn umfangen
In geheimstiller Nacht
Und wie lachten dann beide wir
Deines alten, grauen Bartes!

Wer bezüglich der körperlichen Keuschheit der Zigeunerinnen Borrow's Ansicht theilt, die sich auf die schlagende Bemerkung stützt, daß sich ohne dieselbe die Rasse nicht so rein hätte erhalten können, — wer die ganze Gewalt des Einflusses kennt, welchen auf die Frau die Achtung dieser Tugend, die nur einmal zu verlieren ist, ausüben kann, wird in diesen Strophen die wilde Leidenschaft wiederfinden, welche in einem ehebrecherischen Herzen vergiftete Gluth entzündet. Zorn, Ironie, Rachsucht, Wollust, Haß, dünkelhafter Groll — alle diese Pfeile mit goldglänzender Spitze finden sich in ihm vereinigt und kühn abgeschossen!

VII.

Tegnér hat seinem Buch über die Zigeuner eine Strophe eines sehr bekannten Liedes Goethe's zum Motto gegeben:

Vanitas.

Ich hab' mein' Sach auf nichts gestellt,
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir auf der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

Wir müssen hier bemerken — doch nur, um das Verständnis der Nuancen zu erleichtern, auf welchen unserer Ansicht nach das Zigeunergefühl beruht —, daß diese Verse in keiner Weise mit demselben korrespondiren. Diese Poesie ist ein vollkommener Ausdruck der Frivolität und des Cynismus, mit welchem das Wort Salomo's, nach dem sie betitelt ist, ausgerufen und alltäglich gemacht werden kann. Aber der Schriftsteller, welcher dieses dem Elend des Glücksritters im Unglück geltende Studentenlied auf die Söhne des Zeltes, die sowohl stolz und verschwiegen, als mittheilsam und gutmüthig zu sein verstehen, anwenden wollte, verstand wenig von der Zigeunernatur. Er vergaß vollständig, daß der Cynismus im Geiste des Zigeuners nur zufällig ist und, macht man einen Unterschied zwischen einem cynischen Worte und einem cynischen Gefühl, man ihm fast nie auf seinen Lippen begegnet. Die Zigeuner verstehen zu lieben. Fragt man sie aber: was sie lieben, wird jeder anders antworten; alle jedoch lieben mit einer tiefen, wahren, unersättlichen Liebe — die Natur. Aber jeder, der liebt, ist niemals cynisch. Der Cynismus gehört zur Apanage der Seelen, welche sich von nahe oder von fern dem großen Undankbaren nähern, von dem die heil. Therese sagte: „Der Unglückliche, er liebt nicht!“ Sollte wirklich jemand einem cynischen Ausdruck bei einem Zigeuner begegnet sein, so war derselbe sicher nur wie eine bittere Schale, die man, ungeduldig nach der saftigen Frucht, kaut und mit Widerwillen wieder ausspuckt.

Der blasirte Mensch, der alle seine Gefühlserregungen gelähmt hat, setzt mit unedler Verzweiflung seinen letzten Einsatz auf ein Nichts; der Zigeuner hat nichts einzusetzen und ist weit davon

entfernt zu glauben, daß die Freiheit seines Lebens und ihre leidenschaftlichen Freuden unter allen Reizmitteln der Natur Nichts seien. Man muß die Vorzüge der Gesellschaft gekannt und hochgeschätzt haben, um die Idee der Annihilation mit dem Berufe des Nomadenlebens verbinden zu können; der Nomade hält das Gegentheil für wahr: denn in seinen Augen beruht die Existenz, der man alle positiven Güter und die häuslichen Bestimmungen fester Gesellschaften verdankt, auf der Negation der köstlichsten Freuden der Erde. Der wahre Typus des Zigeuners ist nichts weniger als der des Nihilisten. Er ist von diesem weit entfernt! Sein Typus ist der eines feurigen Verliebten, der anbetet, besitzt, die Unmöglichkeit kennt den Gegenstand seines unauslöschlichen Feuers zu bezwingen und darum doch nicht aufhört von ihm berauscht zu sein, ja in solchem Grade Sklave seiner Liebe wird, daß er über kurz oder lang keuchend und mit dem Tode ringend ihr als Spielzeug verfällt.

Auch ist nicht jeder, der da will, der Kamerad des bis unter den Galgen stolzen und unverschämten Zigeuners. Bei seiner scheinbaren Umgänglichkeit ist seine Exklusivität nichts desto weniger eine wirkliche. Er bindet mit allen an, aber verbindet sich nur den Seinen. Alle Religion, alles Vaterland, alle sociale Gesetzgebung dieser Männer und Frauen besteht nur in dem Sinn für ihre Rasse: aber so wie sie ist, so erhalten sie dieselbe. Sie wollen keine Vermischung mit anderen. Sie wollen weder Fremde aufnehmen noch sich zu ihnen verirren. Es ist daher von Wichtigkeit, daß man, um mit einem Blicke die ganze Tragweite der Zigeunerkunst überschauen zu können, das Zigeunergefühl nicht für eine einfache von Goldflitter bestrahlte Negation hält und daß man sich nicht bezüglich des Zigeunertypus irrt, indem man nur eine einfache Rebellion in ihm sieht, eine Denegation auf gewisse Güter, ein Zurückweichen aus purem Trotz. Nichts wäre falscher und unwahrscheinlicher. Der Typus des Zigeuners, welcher das Zigeunergefühl verkörpert, das in der Zigeunerkunst zum Ausdruck kommt, ist wesentlich affirmativ, im höchsten Grade positiv. Ohne dieses affirmative Element, das sein konstitutives, sein begründendes Element ist, hätte sich dieselbe nie vollständig bei einem ganzen Volke

während des Laufes von Jahrhunderten erhalten können. Es liegt nicht in der menschlichen Natur, so entschieden ein Gut zurückzustoßen, es sei denn aus dem Grunde des entschiedenen Vorzugs eines anderen Gutes, das sie für besser hält oder das ihr lieber ist. So ist es bei den Individuen, — wie viel mehr bei einem Volke!

Wäre dieses der positiven Kraft der Kohäsion beraubt gewesen, so würde es leicht und seit lange Tropfen um Tropfen zusammengeschmolzen sein und einen seiner Bestandtheile nach dem andern verloren haben, je nachdem es bald mit dieser, bald mit jener Civilisation in Berührung gekommen wäre! Nach und nach hätten seine Söhne ihre Zelte verlassen, um den Glauben, die Gesetze, die Wohnungen, die Sicherheit anzunehmen, welche die Civilisation vor allen anderen Dingen gegenüber den Schrecknissen und den bösen Gewalten der schönen Natur bietet. Aber das ist gerade, was der Zigeuner nicht will. Verweigernd verleugnet er nicht das süße Wohlbehagen der Gesellschaft. Er ist nicht so blind, um es nicht zu sehen, nicht so Idiot, um es nicht zu begreifen, nicht so gefühllos, um es nicht zu fühlen; aber indem er sich in die Natur versenkt, bestätigt er seinen Vorzug der Intimität mit ihr, welche naturgemäß die Civilisation dem Menschen gewaltsam entreißt. Denn während sie ihn vor ihren fortwährenden Gefahren sichert, ihn entfernt von ihrem täglichen Kontakt, der allein ihn dieser Unermeßlichkeit bis zu dem Punkt nahe bringt, sich in ihre geheimen Reize mit einem so krankhaften Eigensinn verlieben zu können, daß er oft einer reinen Narrheit gleicht, ja zu wirklichem Wahnsinn ausartet, beraubt sie ihn der süßesten Geheimnisse und theuersten Wonnen.

Tegnér's Motto bildet demnach wohl die Devise eines Zigeuners der »Bohème« in Paris; aber diese sind Pseudo-Zigeuner, falsche Zigeuner. Man kann sie nur eine schlechte, schon entwerthete Fälschung, gegenüber dem unnachahmlichen Original eine galvanoplastische Reproduktion, die innerlich leer ist, nennen.

VIII.

Hat man sich einmal von dem in dem Zigeunertypus ausgeprägten echten Zigeunergefühl durchdringen lassen — ein Typus, wesentlich positiv, sogar aktiv bis auf diesen Tag und diese Stunde, ein Gefühl, immer im höchsten Grade affirmativ —, so dürfte es unmöglich sein, die träumerische, träge und sorglose Verachtung der dem Cygan eigenen Philosophie bewunderungswerther wiederzugeben, als Lenau in seinem kleinen Gedicht „Die drei Zigeuner" es gethan hat. Er vermied es sie sprechen, ihr Pfui! über die socialen Vortheile ausrufen zu lassen, die sie im Grunde sehr schätzen, da sie ihre Kraft nur von weitem kennen und den engen Zusammenhang, welcher zwischen Reichthum und Schmerzen, zwischen Luxus und Überdruß, Glück und Langeweile, zwischen Ehren und ihrem üblen Nachgeschmack, Ruhm und Thränen, Herrschaft und Blut liegt, nicht genau kennen: sie haben sie nie besessen — sie haben sie nie gebraucht. Wie sollten sie wissen, daß unsere Purpur- und Hermelinmäntel mit Trauerfarben gefüttert, daß unsere goldenen und eisernen Kronen, unsere Lorbeer- und Blumenkränze von weißer Orangenblüthe oder blauen Diamanten mit blutenden Dornen befestigt sind?

Die Vortheile der Civilisation erscheinen dem Zigeuner, der manchmal so grausam unter ihr leidet und nicht einmal ihre einfachsten Wohlthaten besitzt, von unendlichem Werthe. Aber, da er seine Freiheit um keinen Preis verkaufen noch den Besitz der Natur im Austausch mit irgend einer Glückseligkeit verlieren will, geht er an ihr vorbei, zu sehr von dem far niente absorbirt, in dem er der Liebesnarrheit nachgrübelt, die ihm die große Göttin, die gütige Göttin einflößt, um ergründen zu können, wie hohl unsere Wonnen, wie schmerzhaft unsere Freuden sind, wie vergiftet unsere Zufriedenheit ist.

Lenau hat wunderbar schön die ruhenden Zigeuner silhouettirt. Man findet in der Art, wie er sie in dieser Gruppe wiedergiebt, die ganze Beredtsamkeit einer Poesie, die, auf der That ertappt, unwillkürlich ihren Seelenzustand durch die Stellung des Ausdrucks enthüllt:

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielt', umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baume hing,
Über die Saiten der Windhauch lief —
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken!

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreifach verachtet.

Nach den Zigeunern lang' nachschau'n
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren!

Leider! . . . Für Lenau war das Leben eine Nacht geworden! Er hütete sich zu glauben, daß dasselbe auch eine Nacht für diese drei Männer war, von denen der eine, „umglüht vom Abendschein", ein feuriges Liedel spielte und so seine Liebe verherrlichte, der andere rauchte, indem er von den vergangenen und zukünftigen Umarmungen seiner furchtbaren Herrin träumte, „als ob er vom Erdenrund nichts zum Glücke mehr brauche", der dritte endlich schlief und Kräfte sammelte, um in jedem Augenblick zu lieben, zu jeder Zeit zu siegen und dann eines Tages sein Leben dieser Natur hinzugeben, deren Bild „als Traum" über seinem Schlafe schwebte.

IX.

Wie groß auch die Zahl der Zigeuner ist, welche unsere Autoren bereits in ihren Romanen, Dramen und Gedichten figuriren ließen, so ist die Quelle darum doch so wenig versiegt, daß täglich neue Figuren in der Welt der Poesie und der Literatur diese Gruppe Zigeuner vermehren, die man, da sie den wirklichen Zigeunern oft nur sehr aus der Ferne ähneln, auch „künstliche" Zigeuner nennen könnte. Hiemit ist aber nicht gesagt, daß man nicht auf dem Theater oder in dem Roman dem abermaligen Auftreten dieser Personen, einer neuen Art von Deus ex machina, mehr Wahrheit verleihen könnte. Nur müßte man aufhören sie, wie man es bisher gethan hat, von unserem Gesichtspunkte aus zu betrachten, um sich in den ihren zu stellen, wenn man sie betrachtet und handeln läßt, was bisher noch nicht wirklich gethan wurde. Dieses Verfahren könnte hinsichtlich ihrer eine neue Poesie eröffnen; nur dürfte es möglicherweise nicht leicht sein den Ausgangspunkt zu definiren. Auch würde es sogar von Wichtigkeit werden, denselben — den Zigeuner — nicht mehr als Nebenperson nach unseren Ideen und nach den Bedürfnissen unserer dramatischen Kombinationen als accessorische Person handeln zu lassen, wenn seine Vermittlung nothwendig ist, um ihre fest verknüpften Bande zu lösen: von nun an müßte die Bewegung dieser Männer, dieser Greise, dieser jungen Mädchen, dieser Frauen ganz aus den Impulsen ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Leidenschaften, aus ihrem Ideal von Glück oder Unglück, aus ihren Begriffen von dem, was wünschenswerth, was vorzüglich, was entzückend und unaussprechlich bewundernswerth ist, hervorgehen. Kann aber ein anderer als der Zigeuner selbst dieses thun?

Sogar in der Musik würde es unmöglich sein! Selbst der Musiker, der sich von Kindheit an mit ihrer Kunst, sowohl mit dem esoterischen Sinne derselben, als auch mit ihren exoterischen Formen, vertraut gemacht hat, würde vergeblich versuchen in dieser Tonart zu singen — einer Tonart, in ihrer Art einzig in der ganzen Welt, die, aus Indien stammend, gesättigt ist von den Ausathmungen aller tro=

pischen Vegetationen, von den einheimischen Miasmen dieser Länder, wo die Wollust mit dem Tode spielt, von den marinen Ausdünstungen aller Oceane, welche sie durchkreuzte, von den Winden der Sahara oder von berauschenden bald dem heftigen Südwind bald dem sanften Zephyr entnommenen Düften, welche sie mit sich herüber gebracht hat; — der Musiker, welcher seine Einweihung in die Geheimnisse der Zigeunerkunst erobert hat, ohne selbst durch sein Blut der Rasse, durch sein Leben dem Typus der Zigeuner anzugehören, wird nie so Herr des Zigeunergefühls werden, daß er dasselbe mit den ihm eigenen Accenten formuliren, mit der ihm eigenen Inspiration singen könnte. Er kann das Gefühl dieser Asiaten nur reproduciren, dasselbe uns anderen civilisirten Menschen des europäischen Kontinents nur verständlich, nur bemerkbar machen, indem er ihre Kunst, ohne sie zu verstümmeln, zu verunstalten, zu verwischen, ohne sie zu banalisiren und unnatürlich zu machen, den unvermeidlichen Anforderungen unserer Sinne, unserer Akustik, unserer Instrumente, unserer Orchestration näher bringt.

Die Mitgift der Virtuosität trägt natürlich mehr als alles andere zu einer wahren, lebendigen, von der Seele dieser Rasse völlig durchdrungenen Wiedergabe bei. Der Künstler, welcher sich mittels der Einbildungskraft mit dem Zigeunergefühl assimilirt, kann seiner Kunst die Wunder seines Kolorits, die schroffen und lieblichen Tonalitäten, den unerwarteten Diapason, die mit mikroskopischer Üppigkeit überfüllten Fiorituren, die exotischen, unser Ohr befremdenden Intervalle, die vielfache Wiederkehr der Dominante oder die unerläßliche Gegenwart der Tonika bis zu der Höhe rauben, daß er in einem Augenblick außergewöhnlicher, packender, mit sich fortreißender, begeisternder Glut mit ihnen zu wetteifern, sie vielleicht zu übertreffen glaubt. Illusion! Wenn unser Orchester mit allen seinen Hilfsmitteln, die so groß sind, daß frühere Jahrhunderte sie als eine Fabel erklärt haben würden, in keiner Weise den primitiven Wurf des Zigeunerorchesters wiederzugeben vermag, während es doch diese Kunst, was wir keineswegs bestreiten, zu einer höheren Macht erhebt, so wird der europäische Virtuose, und wäre es ein Paganini, für das echte Auditorium dieser noch

hindostanischen Musik — ein Auditorium, das noch ebenso primitiv ist, wie sein Orchester der Ungar-Zigeuner — niemals das sein, was ein Rommyvirtuose von Geburt ist. Wir berufen uns auf die Manen Bihary's! Sie würden uns Recht geben.

Aber wenn der Musiker, wenn der europäische Virtuose niemals hoffen noch erwarten darf, selbst nach dreißig Jahren ernster Studien das ganze Feuer des Zigeunergefühls in der Zigeunerkunst zu erreichen, wie wird es bei dem Schriftsteller sein, der nicht, wie er, sich damit begnügen kann, das Kolorit der Eindrücke zu erfassen, das langsame oder schnelle Abschwächen ihrer Tinten zu malen, ihre Tiefe, ihre strahlende Intensität wiederzugeben? Er ist genöthigt sie — so zu sagen — zu modelliren, gezwungen ihnen durch die Bedingungen seiner Kunst eine Art Plastik zu verleihen, indem er sie analysirt, sie motivirt, indem er ihrem ersten Funken und seiner verhängnisvollen Entwickelung oder seinem plötzlichen Auflodern folgt. Muß er nicht das psychologische Verfahren erzählen, im Fluge die Verwandlungen des Gefühls ergreifen? Und weiter: muß nicht der Schriftsteller alle die Intuitionen, die er von diesen Momenten haben kann und die niemals ausgesprochen, nie enthüllt, nie von denen verrathen worden sind, deren vitale Pulsationen sie bilden, deren Existenz sie ausfüllen, in diese Sphäre ohne Dämmerschein übertragen, wo das Wort auf die Mysterien der Seele ein plattes Licht, einen grellen Glanz, einen harten Schein wirft, in welchem der trockne Kontur der Beweggründe sich scharf abzeichnet, wie mit dem Meißel in Stein gegrabene Linien, welche kein Halbdunkel schattirt, keine schwache Färbung mit einer zuckenden Ungewißheit umgiebt? — Sein Werk setzt sich der Gefahr aus, an den Stichel des Kupferstechers zu erinnern, der den Versuch macht, eines jener Bilder à la Rubens zu reproduciren, wo die Umrisse, kaum ersichtlich, ineinanderfließen, sein ganzes Gedicht in einem unbeschreiblichen Schillern oder einem unaussprechlichen Aufflammen sich zusammenfaßt.

Nun, so geistreich auch die Zigeuner der europäischen, besonders der pariser »Bohème« sein mögen, so werden sie mit all ihrem »esprit« nicht dahin gelangen, das zu errathen, was der esprit nicht

errathen kann und in das völlig einzudringen auch keinem Studium gelingen würde. Hier könnte man das so bekannte Wort gebrauchen: »L'esprit qui sert à tout, ne suffit à rien.« Um den Rommy so zu verstehen, daß man singen kann, was er gesungen hat, daß man nach außen wiedergeben kann, was er in sich verschließt, seine Züge so malen, daß sie den Ausdruck eines Etwas tragen, das verborgen in seinem Innern ruht —: braucht es weiter nichts, als mit ihm verkehrt, ihn ausgefragt, ihn glücklich, heiter, ihn in der Gewalt des begeisternden Bacchus gesehen zu haben — denn zu seiner Ehre muß bemerkt werden, daß er weniger mit Silen vertraut ist als die civilisirte Klasse —; braucht es weiter nichts, als sein Leben so ungefähr zu errathen oder auch mit ihm persönlich ein wenig zu leben.

Um aber den Weisen des Rommy eine neue Weise hinzufügen zu können, zu fühlen, wie der Rommy fühlt, zu denken, wie der Rommy denkt, zu sprechen, wie der Rommy mit sich selbst spricht: muß man seine Leidenschaften, seine Schrecken und seine Freuden, besonders seine Gefahren getheilt haben, nicht nur, indem man mit ihm lebt, sondern indem man wie er lebt. Hienach muß man fragen! Ist unter allen denen, welche glaubten den Zigeuner, von dem sie sich einen idealen Typus machten, nachzuahmen, unter allen denen, welche nach ihrer Façon das nach ihm genannte Gefühl zum Ausdruck bringen wollten, unter allen denen, welche die von ihm geschaffene Kunst nachzuahmen dachten, auch nur ein einziger, der seine Leidenschaft für die Natur hätte theilen, nach seiner Art hätte leben mögen? der versucht hätte sich von den vielfachen und verschiedenen Emotionen, welche diese Art zu leben mit sich bringt, anstecken zu lassen? Keiner! — läßt sich behaupten — keiner hat auch nur den kleinsten Grad der Leidenschaft empfunden und noch weniger mit der gleichen Raserei gefühlt, mit welcher wir die Tonleiter seiner Seele in enharmonischen Tönen, bald sie vergrößernd bald verkleinernd bis ins Unendliche, wir möchten sagen, mit erzeugender, sich der Wahrnehmung entziehender Erregung modulirt finden, und die ohne jegliche konventionelle Übergänge aus einer düsteren Molltonart in eine wie im Morgenroth erglänzende Durtonart hinüberführt.

Ja, niemand hat in dieser Leidenschaft das Lösungswort des Zigeunerräthsels zu suchen gewußt; niemand begriffen, daß sie die wesentlichste, die wahre, die in dem Herzen der Rommy alle anderen Leidenschaften überlebende Leidenschaft ist! Bringt man aber eine solche Ursache nicht in Rechnung, so kann auch ihre psychologische Wirkung nicht geschätzt werden. Wohl hat ein genialer spanischer Schriftsteller das Geheimnis dieser Rasse, das von ihr allerdings nicht versteckt wird, herausgefunden und geahnt: jene Liebe ohne Namen, ohne Grenzen zur Schöpfung, welche alle anderen Neigungen, die augenblicklich und brennend sind wie die Funken einer Kohlengluth, verdunkelt; wohl hat auch ein französischer Künstler auf einige Zeit mit ihnen zu leben, sich in ihre Salamander-Freuden zu tauchen, in ihren feurigen Vergnügen zu schwimmen versucht: doch konnte es weder der eine noch der andere erreichen ihren gleichmäßig heißen Durst sich einzuimpfen, von ihrem Schwindel sich ergreifen zu lassen. Keinem von allen, die es versuchten, wollte es gelingen den Zigeuner nach diesem seinem wahren Beweggrund zu beschreiben, nachzuahmen, zu besingen, zu preisen, in diese einzige Triebfeder seines ganzen Wesens einzudringen: denn keiner empfand, was dem Bedürfnisse ähnlich gewesen wäre, immer unter dem Blick, in den Armen, an der Brust, in der innigen Umarmung der Natur, unter ihrer alleinigen und fortwährenden Herrschaft zu leben!

Es ist klar, daß kein Bogenkünstler, kein Maler, kein Poet, fließt nicht das Blut der Rommy in seinen Adern, es dahin bringen könnte, wie sie zu leben, wie sie zu denken und zu fühlen; höchstens kann er mit ihnen leben, aber nur auf kurze Zeit, während welcher die Beobachtung sich täuscht, weil die Aufregung sie tödtet. Man sieht es wieder an den Schriften Borrow's, die so sympathisch, ja sogar herzlich danach streben, bis auf den tiefsten Grund dieser Seelen einzudringen, die ein Element, gewissermaßen einen geistigen Sinn verbergen, dessen wir ermangeln, während wieder anderseits ihnen eine ganze Gruppe von Fähigkeiten fehlt, die uns angeboren sind und deren wir sie beraubt glauben. Man kann überzeugt sein, daß man den Rommy, seine innere Struktur, die

innere Bewegung seines moralischen Wesens nicht begreifen wird, wenn man ihn vorüberlegten Experimenten, einer Art Kursus von psychisch vergleichender Anatomie unterzieht. Um den Rommy so zu kennen, wie er sich selbst nicht kennt, um ihn lebenstreu zu schildern, müßte man ein Rommy werden, ohne dabei aufzuhören ein Europäer zu sein. Wer aber würde das wagen, sich dazu entschließen?

Soll aber das so viel heißen, als daß der Kunst der Feder auf immer die Fähigkeit bezweifelt bleiben soll, sich je dieses Themas zu bemächtigen, obwohl die Malerei es mehr als einmal mit Glück erobert, die Musik schon viel von ihm sich angeeignet hat? Es würde eine Art künstlerischen Kleinmuths sein, wollte man dieses fürchten. Der Künstler mißtraut niemals der Macht des Ausdrucks seitens der Kunst. Was aus Mangel an gewissen Mitteln lange Zeit hindurch unmöglich war, wird oft mit Hilfe neuentdeckter, nicht vorauszusehender Mittel möglich. Wer würde vor dem neunzehnten Jahrhundert die in unserem Orchester enthaltenen neuen Welten geahnt haben? Die gütige Vorsehung wollte dem Dichter nicht die Qual auferlegen, Gefühle zu empfinden, die auszudrücken er nicht die Mittel besaß. So lange ihm diese Mittel fehlen, kann seine Einbildungskraft die Gefühle nicht formuliren. Aber er lernt sie kennen, sobald er die Möglichkeit gewinnt, sie zu offenbaren. Wenn demnach der Schriftsteller von heute schwerlich hoffen kann die Gefühlserregungen der Rommy treu, so wie sie in der Wirklichkeit sind, wiederzugeben, so beweist das noch keineswegs, daß dieselbe Schwierigkeit in dem gleichen Grade auch morgen oder für immer bestehen müsse, daß nicht später mit dem Fortschritt eine Zeit kommen wird, in der unvermuthet neue Konditionen eintreten, welche das gestern Unmögliche morgen möglich machen, ohne daß wir vorher die geringste Ahnung, die unbestimmteste Vorstellung davon hatten: denn sie geahnt haben, würde so viel heißen, als sie schon entdeckt haben! Hier ist es, wie in anderen Dingen! Hatte jemand auch nur die geringste Idee von dem Spektroskop, ehe es erfunden war, ehe es uns mit den Geheimnissen der Zusammensetzung der Gestirne bekannt gemacht hatte? die geringste Ahnung von dem Photophon,

ehe es wirkte, das uns vielleicht noch eines Tags erlaubt durch die Unendlichkeit der Welträume hindurch mit ihren Bewohnern oder mit Seelen zu korrespondiren, welche in ihren finsterkalten Lüften oder in der Weißgluth ihrer Lichtsphären des glorreichen Augenblicks harren, der sie einführen soll in die himmlischen Vorhöfe?

X.

Doch kann man von den Zigeunern sprechen, ohne des Dichters zu gedenken, der unter allen seinen Brüdern, welche in irgend einer Kunst sie illustrirt haben, theilnehmend an ihrem Leben ihr Gefühl vielleicht am besten begriff? der sich ihnen aus einer gleichen Liebe zur Freiheit, zum Wechsel, zur Laune anschloß? der von ihnen eine geheime Entfremdung gegenüber unseren Institutionen mitfortnahm, deren Barbarei er durch eine mit dem ganzen Abscheu vor den Leiden des Kriegs geschriebene Schilderung — »Maux de la guerre« — brandmarkte, indem er im Geiste die Lebensleiden des halbwilden Zigeuners jenen gegenüberstellte, die er wahrscheinlich weniger grausam, weniger unverbesserlich, besonders weniger unmenschlich fand? Wie könnten wir Jacques Callot's, des verliebten, von den Zingarelli aufgenommenen, ernährten und verhätschelten Kindes, vergessen, der nie undankbar war gegen diese Männer, deren lustige Wilddiebereien er mitmachte, gegen diese Frauen, deren anziehende Schönheit er verehrte? Er wurde auf ihren Schultern getragen, er reiste auf ihren Wagen, er freute sich ihrer Freuden, er verliebte sich mit ihnen in eine Existenz, die ihn von den Strafpredigten der väterlichen Strenge befreite, voll reizender Tollheiten, immer freudetrunken, immer hoffnungsgrün, immer musikvoll und immer freudestrahlend war.

Zu einer solchen wenigstens hatten seine unerwarteten Gönner sie ihm gemacht, bei denen er Zuflucht vor der übertriebenen Härte einer pedantischen Erziehung suchte, die sich einbildete einen Schmetterling mit zierlichen, in unendlich viele Formen ausgezackten Flügeln, die trotz ihrer Kleinheit ganz mit beredter und drohender Elektricität des Genies geladen waren, immer in dem Zustand der

Puppe zurückhalten zu können! Der junge lothringische Flüchtling hat von dem Zigeunerlos nur die anziehendsten Seiten, die des ewigen Frühlings Italiens, kennen gelernt. Hatte er bei ihnen ein wenig Hunger oder fror ihn ein wenig, wenn er auf harter, nackter Erde schlief, mußte es con tanta allegria sein, daß er ihren Hunger den strengen Fasten, ihre Kälte den eisigen Vorwürfen, ihren Schlummer unter freiem Himmel dem schlechtgelüfteten Alkoven vorzog, womit man ihn in seiner rigoristischen Familie gratificirte. Da aber eigentlich seine Inspiration nur eine unserer zu engen Lebensweisen floh, um eine weitere zu suchen, so verließ er, sobald er sie gefunden hatte, das Zelt der Zigeuner, welches ihn so gastfrei aufgenommen hatte. Er dachte nie mehr an ihre stolze und launenhafte Göttin, an ihren Tempel, an ihren Kultus, an sie, für die allein sie leben und so leben, wie sie leben: an die Natur! Aber er vergaß nicht seine lustigen und muntern Kameraden.

Als er sie verließ, geschah es nicht, ohne sie mit sich fortzunehmen in die ideale Welt des Künstlers. Hier Herr und Gebieter empfängt der Poet frei schaltend alle diejenigen, die er mit mystischem Adel bekleidet. Seine Dankbarkeit, ruhmvoller als die der Könige der Erde, giebt die Unsterblichkeit frei; denn:

Sein Auge verleiht die Ewigkeit den Dingen, auf die es blickt!

Er macht seine Gläubiger zu Gästen seines Reiches, wo sie an Ruhm wiederfinden, was sie an Güte ihm gaben. Weil Jacques Callot mit den Zigeunern auf einige Zeit Zigeuner geworden, zeichnete er sie nach der Natur mit der ganzen Vorliebe eines faible, die seinen Bleistift mit einer Verve, einem Leben, einer Wahrheit begeisterte, welche mit ihren Zügen zugleich ihre Seele wiedergab.

Ursprung der Zigeuner.

I.

Je mehr man über das eigenthümliche Geschlecht der Zigeuner nachdenkt, desto mehr fragt man sich, wo der Ursprung dieses so unbegründeten, so starken, so wenig besonnenen und doch so tief empfundenen Gefühls für die Natur zu suchen sei, das bei ihnen eine so seltsame, uns entsetzende und so heftig empörende Bizarrerie erzeugt? woher dieser gänzliche Mangel jeglicher religiösen Neigung, dieser unbesiegbare Widerwillen gegen alles, was auf ein Bündnis mit dieser oder jener Civilisation hinweist oder auch zu einer solchen führen könnte? woher dieses absolute Verzichten auf alle Brüderschaft mit der übrigen Menschheit, so daß, wollte man annehmen, es erginge ein Namensaufruf an alle Völker der Erde: vor dem Angesicht des Herrn, ihres Schöpfers und Meisters, zu erscheinen, man glauben möchte, die Zigeuner würden gewissermaßen ihren Titel als Menschen verkennen und nicht erscheinen???

Wir sagen zwar — und es ist wahr —, daß das immerwährende Leben im Schoße der Natur, der beständige Taumel der von ihr hervorgerufenen immer wechselnden Aufregungen, schließlich für die Seele eines Zigeuners ein ebenso herrisches Bedürfnis geworden ist, wie der Opiumgenuß für die Unglücklichen, welche sich oft den von ihm hervorgebrachten entzückenden Aufregungen, wollüstigen Taumeln und phantastischen Wünschen hingegeben haben. Aber streng genommen ließe sich hieraus schließen, daß dieses Bedürfnis naturgemäß das Bedürfnis nach einer unbegrenzten Unabhängig-

keit und Freiheit erzeugt hat, daß nothgedrungen aus diesem unlöschbaren Durste nach beständiger Erregung eine völlige Gleichgültigkeit gegen alle moralischen Rücksichten und intellektuellen Bedürfnisse der bestehenden Gesellschaften, eine unüberwindliche Scheu vor jeglicher Arbeit entstehen mußte, welche die Ausbrüche dieser Leidenschaft sui generis hindern, beschränken oder unterbrechen könnte. Aber es bleibt immer noch zu ergründen, was ursprünglich dieses so ausschließlich in der Natur aufgehende Leben verursacht hat, das den socialen Instinkten der ganzen Menschheit so entgegengesetzt ist, daß es nicht einmal mit dem wilden Zustande verglichen werden kann — seit wann die Zigeuner sich so entschieden für immer in eine Welt zurückgezogen haben, an die sie nur die einzige Bedingung knüpfen: unbewohnt zu sein, um immer unter dem Lächeln und der Strenge dieser Alma Mater zu bleiben, die alle ihre Kinder ernährt, aber diese um so zärtlicher lieben muß, als sie nur nach ihrem Lächeln trachten, vor ihrer manchmal durch die Strenge der Jahreszeiten in wahre Grausamkeit ausartenden Härte jedoch sich zu schützen wissen.

Muß man sich nicht immer wieder fragen — geheimnisvolles Räthsel! —: woher kommt bei allen diesen in die entferntesten Zonen und Welttheile verstreuten Stämmen die Übereinstimmung in Sprache, Konstitution, Gebräuchen und Benehmen? woher diese vielhundertjährige Erhaltung desselben nationalen Typus, derselben mit allen andern Rassen kontrastirenden Physiognomie, desselben moralischen Charakters, derselben vielleicht tausendjährigen Gewohnheiten trotz der einander so entgegengesetzten Civilisationen und Religionen, welche sie umgeben? woher diese bei allen gleich widerspenstige, gleich unvernünftige, von ihnen so theuer erkaufte Liebe zur Natur, daß sie unbegreiflich für uns wird? woher, daß der Zigeuner des Himalaja dem der Türkei und Ägyptens, der Persiens dem Rußlands und Englands, der Spaniens dem Deutschlands und Brasiliens so ähnlich ist? Dieses Problem hat viele Gelehrte als eine der merkwürdigsten Thatsachen der Geschichte des menschlichen Geschlechts beschäftigt.

Begegnet man auch wilden Völkerschaften voll gleicher Abneigung, wie die Zigeuner, gegen alle von Eroberern oder von christ-

lichen Kolonisten mitgebrachten Begriffe, so ist der Keim dieser Begriffe ihnen doch nicht gänzlich fremd. Sie weigern sich nur die Formen anzunehmen, welche dieselben bei den civilisirten Völkern angenommen haben und die komplicirter, mehr entfaltet, mehr erhaben sind als die ihrigen. Wie unbestimmt auch ihr Glauben an den „großen Geist“ sein mag: sie haben einen Glauben; wie elementar auch ihr den Gräbern ihrer Väter gewidmeter Kultus, der Ritus ihres Priesteramtes in den wichtigen Augenblicken des Lebens und des Todes, der Gefahren und allgemeinen Bedürfnisse ist: sie haben einen Kultus, ein Priesteramt und Riten; wie locker auch das Gewebe ihrer socialen Organisation sein mag: sie haben eine; wie schwach auch die Autorität der Kaziken ist, — immerhin: es ist eine; wie ungebildet ihre Vaterlandsidee: sie besitzen ein Land, über welches sie nach unseren Definitionen des Eigenthums Herr sind und welches sie nach ihrem Willen gut gebrauchen oder mißbrauchen können. Wird es angegriffen, so vertheidigen sie es mit heroischem, wenngleich wildem Muthe; werden sie besiegt, so ziehen sie sich zurück, um es durch ein anderes zu ersetzen, das sie sich zu eigen machen, das sie wieder lieben, das sie behalten und mit einer gleichen Verehrung vertheidigen.

So befremdend oder empörend die Ausschreitungen für uns sein mögen, die in ihren Sitten herrschen: sie haben einen Begriff des Guten und des Bösen. Der Muth ist bei ihnen, wie bei uns, eine Tugend; sie üben und verehren, wie wir, die Disciplin, die Aufopferung, die Keuschheit, die Frömmigkeit, die Ehrfurcht vor geheiligten Dingen. Die Niederlage der Feinde, welche mit dem Gefühl der Nationalität und dem Schutz der Familie zusammenhängt, ist bei ihnen, wie bei uns, ein Ruhm; sie feiern sie mit Pomp und bewahren ihre Trophäen. Sollten sie von einem mit Pulver und Dynamit bewaffneten Volk umringt und bedrängt sein, so würden sie sich eher gänzlich ausrotten lassen, als dem Glauben ihrer Väter, als ihrem Kultus und ihrer socialen Organisation entsagen. Wenn an einzelnen Orten sie sich mit den Siegern verschmelzen und absorbiren lassen, so ist es in so geringen Proportionen, daß diese nur dazu dienen, für einige Zeit das allmähliche, aber wirkliche Verschwinden

der Rasse zu verbergen. Dieses Verschwinden fand häufiger statt, als wir es aus der Statistik unserer modernen Geschichte lernen, beherrscht von der Verachtung eines Ereignisses von so wenig Wichtigkeit für die civilisirten Völker, wie das Erlöschen eines Volkes es ist, welches weder auf seine Gewohnheiten noch auf seine traditionelle Lebensweise verzichten wollte, um Aufklärungen anzunehmen, deren Tragweite zu begreifen es nicht fähig war.

Ihr Schicksal kann jedoch nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß die Völker entstehen, leben und sterben, wie die Familien und Individuen, und daß sie ebenso gut wie die letzteren — und noch mehr als sie — eine Lebensaufgabe zu lösen haben. Wenn die Vorsehung die in einen wilden Zustand verfallenen menschlichen Familien dazu bestimmte, die ungeheuren Flächen zu bevölkern, welche unbewohnt, vielleicht allen Anstrengungen der civilisirten Gesellschaften trotzend, wild geblieben wären, wie zum Beispiel Wüsten und unzugängliche Eisberge, wilde Gebirge oder verrätherische in weite Meere gesäete Archipele, steinige Landstriche, wie im Inneren Asiens, sumpfige, wie im Inneren Afrikas, bewaldete, wie im Innern der beiden Amerika, wo dieser Völkerstämme beraubt die Erde die Existenz der Menschen ignorirt hätte, — so ist es ganz in der Ordnung der Dinge, daß diese Rassen, eine nach der andern, nachdem sie ihre Mission erfüllt haben, den von ihnen auf der Erdkugel eingenommenen Platz aufgeben und in dem Maße von ihrer Oberfläche verschwinden, als die durch das Blut des Erlösers und das Wasser der Taufe umgeschaffenen christlichen Nationen eine nach der andern in die von ihrer Civilisation noch nicht gesund gemachten, bereicherten und verschönerten Länder vorrücken. Diese letzteren sind dazu bestimmt, den ganzen dem menschlichen Geschlechte zur Wohnung angewiesenen Planeten in Besitz zu nehmen, damit es dem bei seiner Erschaffung erhaltenen Befehle gehorchend — Benedixitque illis Deus et ait: Crescite et multiplicamini et replete terram et subjicite eam! . . . (Gen.) — ihn ordne, ihn bebaue, ihn schmücke, ihn hüte, ein Meisterwerk der Kunst aus ihm mache, wie er selbst ein Meisterwerk des Universums ist.

Die Wilden sind ihrer Mission, sich selbst unbewußt, treu geblieben. So lange eine Region der Besitzergreifung seitens Civilisirter unzugänglich blieb, bewohnten sie dieselbe: ihr Athem belebte sie, ihre Gegenwart bändigte sie gewissermaßen, ja sie machten eine häusliche Pflanzstätte aus ihr, indem sie die giftigen, schreckerregenden, furchtbaren Thiere und die unentwirrte, dichte, todbringende Vegetation verhinderten alles zu überwuchern, den Boden einzunehmen und das Leben zu ihrem alleinigen Vortheil zu sequestriren. Dann, wenn eine Nation, stärker als sie, vollendet, was bis dahin flüchtig von ihnen entworfen worden war, unterliegen sie, sich nicht berufen fühlend einen Theil derselben zu bilden, und sterben lieber beherzt, als daß sie die Civilisation auch nur von Ferne streifen und ihren Subsistenzmitteln sei es sie gewinnend oder stehlend, erhaltend oder verschwendend nachjagen.

Sie wollen bleiben, was sie sind, wo sie sind, weil sie sich in ihrem Vaterlande eingewurzelt, als einen wesentlichen Theil desselben fühlen und ansehen und es für ihre Pflicht und ihre Ehre halten an seinem Vaterherzen zu leben und zu sterben. Sogar diese kleine Handvoll, die sich hier und da zum Christenthum bekehren ließ, giebt ihre Penaten nicht auf, da sie, einem unvernünftigen Instinkte gehorchend, der stärker ist als der Tod, keine Civilisation haben wollen. Jedoch, indem sie, unfähig ihre Wohlthaten zu begreifen, dieselbe zurückstoßen, verweigern sie zugleich deren Triebfedern, das Gute und das Böse, zu erkennen und aus ihren Tugenden und Lastern Vortheil zu ziehen, obgleich sie sich vom Flitterstaat verführen und vom Branntwein demoralisiren lassen. Aber diese Irrthümer stammen von ihrer Unwissenheit und Unerfahrenheit und nicht von einer mangelnden Vaterlandsliebe ab: sie wissen nicht, daß die Trunkenheit verwildert. Weder nüchtern noch berauscht, würde einer von ihnen darein willigen, seinen Geburtsort zu verlassen. Darum handelte der Zuluhäuptling, der, nachdem ein englischer General dem in sein Lager geschickten Parlamentär den Gebrauch der Mitrailleuse erklärt hatte, in sein Zelt eintrat und sich erschoß, weder so unlogisch noch so erschrocken, wie es im ersten Augenblick erscheinen mag. Er verstand sogleich, daß

sein Volk der Ausrottung geweiht wäre, würde er den Fremden nicht bei sich aufnehmen, und um nicht, ohne es zu wollen, unter den Seinigen Propaganda für die Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte, zu machen, zog er es zweifellos vor, den verhängnisvollen Tag, der ihm eine so traurige Gewißheit gebracht, nicht zu überleben. Dieses tragische Schicksal erklärt die ganze Stärke des Instinktes, mit dem der Wilde fühlt, — daß er lieber in einem Gemetzel umkommen will, als zugeben, daß die Civilisation sich seines Vaterlandes bemächtige.

Wie anders ist es mit den Zigeunern! Stoßen die Wilden die Civilisation zurück, so geschieht es nicht mit Wissen und Willen: sie fürchten sie, weil sie dieselbe nicht verstehen und gleich einer ungerechten Invasion in ihr Gebiet, gleich einer Verletzung ihrer Rechte ansehen und, trotzdem sie Wilde sind, das moderne Princip: „Macht geht vor Recht" nicht zugeben.

Die Zigeuner, ganz im Gegentheil, fürchten keineswegs die Civilisation; sie suchen sie auf, da sie dicht neben ihr leben wollen. Demnach verweigern auch sie ihre Annahme, trotzdem sie dieselbe begreifen, trotzdem sie Vergnügen daran finden ihren Spuren zu folgen, sich an ihrem häuslichen Herde aufzuhalten und bald ihre Tugenden, bald ihre Laster auszubeuten. Die Zigeuner fürchten so wenig von irgend einer Civilisation vernichtet oder absorbirt, in ihrem Blute ertränkt oder von dem Rausche ihrer Parfüms umgewandelt zu werden oder aufhören zu müssen zu sein, was sie sind, wenn sie sich ihren Gelagen nähern und ihre Lippen in ihre goldenen Kelche tauchen, daß sie es lieben mit ihr zu verkehren und zwar so sehr es lieben, daß sie ihre Nachbarschaft nicht entbehren können! Sie wollen neben ihr leben; sie können sogar nur in ihrem Schatten und ihren Reflexen existiren und ergreifen, wenn sie eindringen in ihre Regionen, einige ihrer zartesten Nüancen, trotzdem sie es verschmähen sich mit ihr zu verschmelzen. Wer kann sagen, ob das nicht gerade darum ist, weil sie dieselbe nur zu schnell von ihrer menschlichen und höllischen Seite kennen lernten und ihre göttliche und gesegnete ihnen niemals gezeigt wurde?

Aber wenn, den Wilden ähnlich, die Rommy der Civilisation

keinen Eingang gestatten, so geschieht es aus einem ganz andern Motiv als dem ihrigen. Sie vertheidigen nicht ihr Erbgut, das ihnen vermachte natürliche Erbtheil: sie haben keines. Wie der Vogel auf dem Aste, lassen sie sich vorübergehend auf jedem Stück Erde nieder, dem sie in ihrem Dasein begegnen, das flüssig ist wie ein Strom, der seine Wellen mehr auf unterirdischen, sich dem Auge entziehenden Pfaden treiben läßt, als sie in ihren ungleichmäßigen Sprüngen und ihrer ewigen Flucht offen darlegt. Welches auch der Boden sei, den sie betreten, die Zigeuner denken nie daran, ihn sich zu eigen zu machen: sie wären die Unglücklichsten der Welt, müßten sie ihn adoptiren.

Wie das Mauerkraut, das da mitten unter losgelöstem Gesteine wächst, vegetiren sie in den Spalten, welche die Anhäufungen der civilisirten Völker freigelassen haben; nicht etwa provisorisch oder in der Hoffnung eines Tages ein Land zu erobern oder zurückzugewinnen, das sie auf dem Globus, der allen Völkern gemeinsamen Gabe, als ihr Eigenthum erachten — nein, mit dem festen Willen nie ein Vaterland, nie eine eigene Heimat zu besitzen, nie Wurzeln zu treiben, die an irgend eine Scholle sie fesseln könnten. Jegliches Land ist ihnen recht, vorausgesetzt, daß der Himmel recht warm dort scheine: denn diese tropischen Naturen fürchten nichts als die ewige Kälte und vermeiden darum die nördlichen Zonen. In den Regionen, die nur von dem morgenröthlichen Schimmer des Nordlichts erhellt sind, würden sie umkommen. Im übrigen geben sie weder steilen Gebirgen noch flachen Uferländern, weder Hügeln noch Thälern, weder unabsehbaren Ebenen noch breiten Strömen noch unfruchtbaren Gegenden einen Vorzug. Alles ist ihnen einerlei, wenn sie nur in der Nähe der Gesellschaften sind — solcher Gesellschaften, deren Sicherheiten sie um keinen Preis theilen möchten, nur um nicht auch ihre Pflichten übernehmen zu müssen. Obgleich ihr Gedächtnis nichts davon weiß, ob sie vor ihrem jetzigen Nomadenleben je ein Vaterland besessen haben, so haben sie trotzdem während ihrer unaufhörlichen Wanderungen nie eine Steppe, eine Insel, ein Küstenland, einen Gebirgsabhang ohne Eigenthümer gesucht, um diesen Strich zu eigenem Gebiete zu machen und ihn ihr Gebiet

zu nennen und dort ihren Sagen, ihrem Ritus, ihren Gesetzen und ihren Gebräuchen gemäß zur Welt zu kommen, zu leben, zu beten, zu sterben und daselbst begraben zu werden. Noch mehr! Wahrscheinlich, daß sie, würde man ihnen irgend ein Stück Land anweisen, das ergiebig, reich an Fischen und an Wild, zu Weideplätzen oder zu Bergwerken wie geschaffen ist, und zu ihnen sagen: „Dieses Gebiet sei euer — bebauet, beherrscht es, macht euch ein Vaterland daraus!" — gar nicht wissen würden, wie es anzufangen sei, um einen Gewinn daraus ziehen zu können; denn sie würden sich nie dazu bequemen weder systematisch zu fischen noch systematisch zu jagen und dadurch ihr Wohlleben zu erhöhen: sie wollen weder Ackerbauer noch Hirten, weder Fabrikanten noch Handelsleute nach dem Beispiel der Völker werden, die sie besuchen — sie wollen weder eine Nation neben einer andern Nation bilden noch sich irgend einer derselben inkorporiren.

II.

Da aber die unvertilgbare, selbst unter den entferntesten Stämmen der Zigeuner bestehende Ähnlichkeit ein gemeinschaftliches Lebensprincip bezeugt, was nicht nur eine gemeinschaftliche Rasse, sondern auch einen gemeinschaftlich nationalen Ursprung beweist — denn er umschließt die Verwandtschaft gewisser ursprünglich gemeinschaftlicher Eindrücke —, da die Zigeuner nothwendigerweise irgendwo einheimisch gewesen sein müssen und sich nur von einem Centralpunkt aus über die Erde verbreiten konnten: müssen da nicht eigenthümliche Wechselfälle, ein unbegreifliches Unglück ihre den ersten Instinkten der anderen menschlichen Familien so entgegengesetzte Lebensweise herbeigeführt haben? Müssen sie dieselben nicht auch schon längere Zeit, als sie, nicht verstreut, dichtere Massen bildeten, ausgeübt haben? Müssen sie nicht Jahrhunderte hindurch in demselben Lande, in demselben Zustande gewesen sein, in welchem wir sie heute in ihrer Verstreuung erblicken? Wie hätten sonst die sie charakterisirenden Gefühle so in ihr Blut eindringen, so ihrer Seele sich einflößen, so in ihrem Geiste einwurzeln, so in ihr Gedächtnis

sich einprägen und eine Natur schaffen können, die sich nirgends weder bei der ganzen Rasse noch bei einem ihrer Zweige, verleugnet, so zerstreut sie auch nach Norden oder nach Süden, nach Osten oder nach Westen hin sind, — eine so sonderbare, eigenthümliche Natur, daß man im ersten Momente glauben möchte, sie gehöre nur ganz aus der Ferne dem Menschengeschlechte an?

Es mußte eine verhängnisvolle, Hunderte von Jahren sich fortsetzende Nothwendigkeit sein, die auf einer Bevölkerung lastete, welche einerseits so lebenskräftig sich erwies, daß sie unter entsetzlich abnormen Lebensbedingungen nicht ganz verkümmerte und doch anderseits so tief zu Boden gedrückt war, daß sie diese Bedingungen „annahm". Nicht zufällig, daß das Wort „annehmen" hier gebraucht ist. Man nimmt keineswegs an, was das Schicksal allein uns auferlegt: man erträgt es — so das wilde Leben der Bevölkerungen, deren intellektuelle Fähigkeiten zu sehr erloschen sind, als daß sie sich von demselben befreien könnten. Man nimmt nur das an, was uns von anderen Menschen kommt, was man noch abschlagen, wogegen man sich noch empören könnte bis zum Selbstmord oder zum Morde Anderer. Sagt man, daß ein Volk etwas „annimmt" — einerlei was —, so setzt man die Berührung mit anderen, in anderen Lebensverhältnissen lebenden Völkern voraus. Das Ausnahmsweise der den Zigeunern eigenen Subsistenzmittel aber rechtfertigt keinen Augenblick die Konjektur, daß sie im Urzustande keine anderen gekannt hätten. Um zu der unverbesserlichen Gewohnheit gekommen zu sein, nur auf Kosten Anderer, in stolzem Müßiggang und einer schmerzlichen Heiterkeit zu leben, müssen sie während langer Zeit im Bereich von Menschen gelebt haben, die sie mit Mitteln versorgten und deren genug besaßen, um weggeben und sich nehmen lassen zu können, das heißt: sie mußten im Bereich civilisirter Menschen gelebt haben. Diese moralische Gewißheit nöthigt uns zu der Annahme, daß ihr primitiver Zustand keineswegs auf Almosen, Spitzbüberei, Schmuggelei und Diebstahl beruhen konnte, daß sie vielmehr durch Invasion seitens einer andern Rasse, deren verabscheute Nachbarschaft sie zu Gewohnheiten trieb, die sie nicht wieder

verlieren konnten oder wollten, eine gänzliche Umwälzung erfuhren. Ein Volk, bei welchem die Unproduktivität principiell ist, welches sich wie ein Thier oder wie ein Parasit in die Spalten und Risse, die es in den Besitzungen der Landeigenthümer vorfindet, verkriecht, um Nachlese zu halten um des Lebens willen, Anderen die Sorge überlassend, dieselben mühsam zu erringen — ein solches Volk, sagen wir, kann eine derartige Anomalie, welche so beharrlich geworden ist, daß sie dem Einfluß aller Klimate, aller Religionen, aller Zeiten widerstanden hat, nur von der Epoche an darbieten, in der es von höheren Rassen eingeschlossen, ja vielleicht gezwungen wurde zu diesem Extrem zu flüchten, um nicht in Folge des von allen Seiten ausgeübten Druckes erdrückt zu werden.

Diese Nothwendigkeit mußte mit einem einmüthigen, identischen und äußerst heftigen Gefühl von einer sehr großen Menschenzahl ertragen worden sein, um bei den spätesten Nachkommen so tiefe Spuren zurücklassen und jedem Einzelnen ihres Blutes eine so nationale Färbung geben zu können, deren Charakter nur durch unendlich vervielfältigte Beispiele ein so unvertilgbarer werden konnte. Die Einbildungskraft eines Volkes ist nicht so stark erregt; sie behütet nicht so getreu ein typisches Gepräge durch eine Reihenfolge unglücklicher, erduldeter Ereignisse, welche es unwiderruflich während langdauernder Epochen angenommen hat, wenn es nicht ein solches besaß, ehe es sich in Gruppen theilte. Ein so unerschütterlicher Starrsinn, wie ihn die Zigeuner auf allen Kontinenten in der Zurückweisung der Vorzüge des socialen Lebens, angesichts aller Kulten, aller Gesetzgebungen der Welt, angesichts der verschiedensten Rassen und Civilisationen an den Tag gelegt haben, muß in einer früheren Beharrlichkeit begründet sein, welche gewiß nicht vorübergehend war. Der Mensch ist nicht so spröde gegen alle Wohlthaten eines Glaubens und eines Vaterlandes, der Familie und des häuslichen Herdes, wenn diese freiwillige Entäußerung und diese vorgefaßte Verachtung für jede geregelte Existenz nicht während zahlreicher Generationen vor dem Augenblick sich vollzogen hat, in welchem es sich über alle Länder verstreute, in denen seine Grundsätze so starken Versuchungen ausgesetzt waren. Ohne eine hundertjährige vorhergegangene Verhärtung —

wenn man ihre gesammte Individualität mit diesem traurigen Worte belegen darf — hätte ihre Nationalität sicherlich den auflösenden Bedingungen der Zerkrümelung in eine Masse einzelner, von ihrem Dasein gegenseitig nichts wissender kleiner Theile nicht widerstehen können.

III.

Die meisten der Gelehrten, welche sich mit diesem befremdenden Phänomen beschäftigen, stimmen in der Ansicht überein, daß die Rommy aus Indien stammen — eine Annahme, welche durch eine gewisse Ähnlichkeit verstärkt wird, die zwischen ihrem Idiom und dem Idiom des Sanskrit, zwischen ihrem Typus, ihrer Physiognomie und gewissen Rassezügen und dem Typus, der Physiognomie und den Zügen von Rassen hervortritt, die noch einige Gegenden dieser ungeheuren Länder bevölkern. Insbesondere halten sie dieselben für Nachkömmlinge jenes Theils der alten Bevölkerung Indiens, die man „Parias“ genannt hat. Diese Hypothese ist von denen, deren Stimme in dieser Materie als kompetent erachtet wird, so allgemein adoptirt worden, daß man sagen kann, sie sei die überall gültige. Was uns selbst betrifft, so will sie uns auch vom psychologischen und poetischen Gesichtspunkte als die wahrscheinlichste erscheinen.

Die Parias waren in der sakrosankten Hierarchie der Hindus unter die vier Kasten gestellt, aus welchen ihre Nation sich zusammensetzte und welche die später — von dem Gesetzgeber Manu — zu der Höhe eines Dogmas erhobene Legende als nicht von gleichem Ursprung bezeichnet. Nach ihr war die Kaste die Brahmanen (die priesterliche und wissenschaftliche Kaste) aus dem Hauche des großen Schöpfers Brahma entstanden, die Kaste des Khyattryas (die der edlen Krieger) aus seiner Hände Arbeit, die Kaste der Waïschias (die der Ackerbauer und des Handels) aus der Bewegung seiner Lenden und die Kaste der Sudras (die der Arbeiter und Handwerker) aus dem Schatten seiner Füße. Nach dem Dogma über den Anfang alles Erschaffenen und nach der

so eben genannten Klassenordnung rechnete man die Parias, die gar nicht der Rasse der Arier angehörten, nicht zu der übrigen Menschheit: sie waren nicht auf gleiche Weise derselben göttlichen Substanz entsprungen. — Ohne Zweifel aber waren die Parias ein eingeborenes Volk, das diesen Kontinent schon zu jener Zeit bewohnte, als die Arier drei oder vier tausend Jahre vor unserer Ära dort mit dem so unumstößlichen Entschluß einbrachen, sich auf ewig daselbst niederzulassen, daß sie sogar die Erklärung erließen: derjenige ihrer Söhne, der es wagen würde dieses von ihnen feierlichst auf ewig in Besitz genommene Land, zu verlassen, solle aller Rechte bar sein, welche die Guten ihrer bevorzugten Rasse auf die ewige Seligkeit in dem Schoße Brahma's besitzen.

Hätten die Parias nicht existirt, so würde man glauben können: die Arier hätten, als sie den Indus überschritten, nur unbewohnte Länder vorgefunden. Doch müssen sie einem eingeborenen Volke begegnet sein, aus dem sie ein besiegtes Volk machten; denn eine Nation dekretirt nicht gegen sich selbst einen Ostracismus, dem ähnlich, von welchem die Parias getroffen wurden, sie exkommunicirt nicht einen Theil ihres eigenen Körpers, sie weiht ihn nicht einem ewigen Fluche, indem sie ihm Wasser und Feuer, in der Eigenschaft von socialen Elementen, verweigert. Sie thut und kann das so wenig, als der Mensch einen Theil seiner Eingeweide verbannen, verfluchen, aus dem Gesetze seiner eigenen Konstitution herauswerfen würde und könnte! Wie niedrig auch die Funktionen eines seiner inneren Theile sein mögen, so ist er ihm heilig; denn das geringste seiner Organe enthält etwas von seinem Lebensprincip in sich, das, wenn es ungesund ist, seine Kräfte aufzehrt. Die Existenz der Parias läßt uns entschieden annehmen, daß sie, als die Arier sich der Länder bemächtigten, Ureinwohner waren, die wegen ihrer großen Zahl nicht ausgerottet, wegen ihres unbeugsamen Stolzes nicht unterworfen, wegen ihrer wenig intellektuellen Fähigkeiten nicht nützlich werden konnten. Da wurde dieses des Besitzes beraubte, verachtete und unterworfene Volk aus unbekannten Gründen — sei es aus Rache und Erbitterung in Folge eines hartnäckigen Widerstandes, sei es aus Gründen der einfachen und

erdrückenden Logik des vae victis! — mit einer beispiellosen Härte in den Jahrbüchern der Sieger behandelt.

Die Besiegten wurden als unrein dekretirt — es wurde ihre Berührung und Annäherung, ihr Athem, ja sogar ihr Anblick für jedes Mitglied der heiligen und von den Göttern geliebten Rasse als eine Verunreinigung erklärt, und zwar von einer Religion, die mit so unerbittlichen und so minutiösen Vorschriften überfüllt ist, daß man sagen möchte, sie sei mehr aus Eisen geschmiedet, aus Erz gegossen, in Granit gehauen, als auf lange und elegante Palmblätter in der schönen und anmuthigen, Brahma verehrenden Sprache geschrieben. Die Parias wurden — traurig es sagen zu müssen! — jedes Grundbesitzes, jedes Feldes, jedes Gartens, jeder bestimmten Wohnung beraubt, als bedürften sie derselben so wenig als die Thiere. Man erlaubte ihnen nicht, irgend etwas zu besitzen — weder ein Stückchen Land noch einen Baum noch eine von Menschenhand gebaute Wohnung. Man stieß sie hinaus aus den Städten und Dörfern, wo ihre momentane Gegenwart nur geduldet wurde, um sie die niedrigsten, unedelsten und widerwärtigsten Arbeiten thun zu lassen. Man betrachtete sie als unreine Lastthiere, deren Leben im Werth geringer ist als das der anderen Thiere. Man verbot ihnen ihren Kultus zu verrichten, jene Handlungen der Existenz durch heilige Riten zu weihen, die alle Völker durch ihre besonderen Feierlichkeiten reinigen und heiligen und durch welche der Mensch mit der Gottheit vereinigt, ihr gewidmet, ihr anempfohlen wird. Man wollte, daß sie in den Höhlen, welche man ihnen als einzige Zuflucht ließ, zur Welt kämen wie die Hunde, sich verbänden wie die Hengste und stürben wie die Schakale[1]). Man verweigerte

---

1) Borrow übersetzt das Wort Romma, mit dem sie sich selbst bezeichnen, mit dem Wort husband, mâle. Wenn es in der Sprache der Rommany wirklich diese Bedeutung hat, könnte man hierin auch eine Spur ihres alten Zustands als Parias wiedererkennen. Da die Sieger sich in die vier menschlichen Kasten (Priester, Krieger, Ackerleute, Handwerker), hervorgegangen aus vier Theilen des Körpers Brahma's, getheilt hatten, so konnte für die Besiegten in den Reihen der Menschheit kein Platz mehr übrig sein; man nannte sie einfach »mâle« — „Männchen", um damit anzuzeigen, daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als sich selbst fortzupflanzen, da sie keiner der socialen Kasten angehören

ihnen jedes Gesetz, jedes Recht; man verhinderte sie sich selbst zu regieren oder untereinander nach festgesetzten Principien, nach irgend einem Codex beherrscht zu werden.

Nichts bezeugt thatsächlicher die Abstammung der jetzigen Zigeuner von den Parias, von einem Volke, das von einer civilisirten Nation mit Füßen getreten wurde, deren trotzige Superiorität es mit Absicht bis auf die letzten Spuren seines Kultus und seiner inneren Organisation vernichtete, ohne sie durch andere zu ersetzen, nur um es einem fast thierischen Zustande anheim zu geben, als der Mangel jeder religiösen, moralischen, väterlichen Autorität. Denn mit dem Namen Autorität kann man doch sicherlich nicht den Schatten von Häuptling bezeichnen, wie jeder Stamm sich einen wählt, ohne ihm irgend ein anderes wirkliches Recht zu übergeben, als die Beute zu wittern, die Lagerplätze zu wählen, über die von den wandernden Horden einzuschlagende Richtung zu entscheiden, — Rechte, wie sie instinktiv von den Horden wilder Pferde, den Scharen der Zugvögel ihren Anführern ebenfalls eingeräumt werden. Nun aber ist gewiß und die Arier — doch ohne, wie die Semiten, der Servilität, die der orientalische Despotismus schuf, geneigt zu sein — mußten es recht wohl wissen: die sicherste Manier eine Bevölkerung, die schon durch ihren kulturellen und organisatorischen Mangel untergeordnet ist, in einen Zustand zurück-

---

konnten, unter welche die sociale, achtungswerthe und geachtete Arbeit, obgleich nach verschiedenen Graden — als Geistes- oder körperliche Arbeit — vertheilt worden war. Die Parias mögen sich an diesen Spottnamen gewöhnt und ihn in der Folge angenommen haben, um seinen höhnischen Sinn in einen Ausdruck des Stolzes umzuwandeln, auf die Giorgio die Verachtung übertragend, welche die Verweichlichung einflößt.

„In ihrer Sprache, welche kein Kauderwälsch, sondern ein hindostanischer „Dialekt ist, nennen sich die Cygans „Rommischels“ oder Söhne des „Weibes. In das äußerste Elend versetzt, wo sie meistens nur den Himmel „zum Obdach, nur gestohlene Nahrungsmittel zur Speise haben, betrachten sie „sich als die einzigen Herren der Schöpfung . . . Ihr Stolz tröstet sie über die „Verachtung, welche sie einflößen.“

Diese Variante würde unserer Hypothese über den Ursprung ihrer eigenen Benennung nicht widersprechen.

»La Hongrie et la Valachie«, par Ed. Thouvenel, 1846.

zuversetzen, der sich nur wenig über den der Hausthiere erhebt, ist: ihr jede religiöse und sociale Autorität wegzunehmen und ihr nur die Freiheit ohne anderes Gegengewicht zu lassen als die physische Züchtigung als Strafe für ihre Übergriffe auf verbotenes Gebiet. Denn die Menschen können eben so wenig eine Gesellschaft errichten, ohne ihr als Fond göttliche Autorität und als Basis irdische Autoritäten beizugeben, als sie eine Stadt auf dem flüssigen Elemente der Meere oder auf dem beweglichen Sande der Wüste erbauen könnten. Jede menschliche Gesellschaft braucht zu ihrer Befestigung, zu ihrer Entfaltung, ihrem Erblühen und Gedeihen eines sicheren und festen Bodens im physischen, wie im moralischen Sinne; ebenso wie sie für das psychische und moralische Element eine durch die flüssigen Elemente des freien Willens hervorgebrachte, lebendige, schwebende und doch das Gleichgewicht haltende Bewegung haben muß. Die Dauer ihrer Existenz findet sie in dem Princip der Autorität, die Abwechselung ihres Lebens in dem Princip der Freiheit. Ohne Freiheit werden die Lebenskräfte immobilisirt, paralysirt, versteinert oder erstickt. Aber ohne Autorität verschwindet das Princip der Agglomeration der Gesellschaften, das Princip, dem sie ihre Konsistenz verdanken, und sie bleiben ohne Kohäsion. Da die Zigeuner weder die Autorität besitzen, die einem Volke sein Haupt, seine Gedanken verleiht, noch die Arbeit, welche seine Freiheit bestimmt und leitet, müssen sie von diesen Parias abstammen, denen man gewaltthätigerweise diese beiden ersten Konditionen jedes socialen Organismus entriß: die Autorität, welche sie konstituirt, die Arbeit, welche sie belebt.

IV.

Angesichts der fürchterlichen Grausamkeiten, deren Opfer die Parias geworden, bleibt das aus mitleidsvoller Theilnahme entsprossene Wissensbedürfnis immer rege: wer dieses einheimische Volk war, das so hartnäckig fest an seiner Unabhängigkeit hing, das zweifellos dünn gesäet war (denn bei einer großen Zahl wäre es nicht möglich geworden, es so zu unterjochen), dem man in allen Theilen Hindostans begegnete (denn wäre es nur auf einem Platze

vereinigt gewesen, so hätte man es umzingelt, eingeschlossen, internirt, ausgehungert) und das die Arier vorfanden, als sie, von den Ebenen Mesopotamiens oder von den Bergen des Kaukasus kommend, die ungeheure Halbinsel betraten und, indem sie über den Indus hinüber längs der Biegungen des Himalaja zogen, den Ganges erreichten? In den Augen dieser, mit Recht auf sich selbst so stolzen Arier — mit Recht: denn sie waren die Träger einer in ihren spekulativen Wissenschaften raffinirten Civilisation, die Träger einer Religion, die noch jetzt voll traditioneller Wahrheiten und mystischer, strenger Tugenden ist, und einer Poesie, gefüllt und getragen von erhabenen, heroischen und ebenso zarten Idealen — in den Augen dieser Arier mußte die hier heimische und von dem Schicksale mißhandelte Rasse, die wahrscheinlicherweise weder wirklich eingeweihte Priester noch klar bestimmte Traditionen noch einen entwickelten Kultus noch eine politische Organisation noch eine antike Gesetzgebung noch Wissenschaften noch Poesie noch Künste noch Literatur noch Industrien noch berufliche Geheimnisse besaß, wie ein einfacher Zweifüßler vorkommen, auf einer kaum höheren Stufe stehend als der intelligenteste der Vierfüßler der hindostanischen Zone. Aber nochmals — wer war diese Rasse? wie fand man sie, die den Ariern unter dem Niveau der Menschheit stehend erschien? Wußten sie es? Wußten sie es nicht? Vielleicht ahnten sie es? Vielleicht wußten sie es?! . . .

Denen, welche der Ansicht huldigen, daß der Mensch eine Vervollkommnung des Affen sei und daß diese Vervollkommnung sich auf verschiedenen Theilen der Erde vollziehen konnte, denen werden die Parias, die, wie man annimmt, eingeborene Rasse Hindostans, nur als ein noch weniger vervollkommneter Zweig der Menschengattung gelten, der ohne Zweifel von den Affen des Himalajas abstammt, während die Arier einem vervollkommneten Zweig dieser Rasse, der jedenfalls den vorgerückteren Affen irgend eines andern Landes seinen Ursprung verdankt, angehören. Hierauf läßt sich nichts erwidern, keine andere Konjektur sich aufstellen. — Aber es existiren unter den Denkern „zurückgebliebene", welche an der Einheit der menschlichen Rasse festhalten, weil man ohne dieselbe weder

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit rufen noch proklamiren noch flüstern könnte, da die niedern Rassen augenscheinlich weder zu einer gleichen Freiheit noch zu einer wirklichen Gleichheit noch zu einer wahren Brüderlichkeit ein Recht haben würden. Ihr gerechtes Schicksal würde darin bestehen, der höheren Rasse zu gehorchen, wie das Pferd und das Maulthier! (Ps.) Wenn in einem Anfall von ruchlosem Übermuth und überwiegend materieller Kraft eine dieser Rassen gegen die gesetzmäßige, über seine ewige Puerilität ausgesprochene Vormundschaft revoltirte, so wäre es billig und den Gesetzen der Natur gemäß, sie zu der härtesten Sklaverei zu verdammen, sie zu verjagen, im Nothfalle auszurotten, wie ein thierisches und boshaftes Gezücht! Eine solche Theorie würde augenscheinlich den Hindus ein Recht geben, der eingeborenen Bevölkerung der Breitengrade, die sie erobern wollten, eine Behandlung, wie die ihr bestimmte, aufzuerlegen und sie zu Parias zu erniedrigen, wie sie es gethan haben.

Eine derartige Schlußfolgerung kann die Partisanen des Sklavenhandels und der Sklaverei befriedigen, sowie auch die sogenannten Rächer gewisser Niederlagen, welche zum Beispiel in England die Celten an den Britten, die Britten an den Sachsen, die Sachsen an den Normannen rächen wollten und so auch in anderen Ländern!

Solche Grenzen befriedigen jedoch die vorhin erwähnten „Zurückgebliebenen" nicht. Für diese christlichen Gelehrten löst sich das Problem der eingeborenen Rassen, welche die Arier bei ihrer Besitznahme Hindostans antrafen, in noch anderer Weise als durch eine Affendescendenz. Allerdings stellen auch sie Hypothese gegen Hypothese. Aber da so viele echte Gelehrte und so viele unwissende Autoren so unendlich viele Hypothesen aufstellen, ohne ihnen eine andere Basis als die ihrer Phantasie gewinnen zu können: warum sollten nicht auch sie eine aufstellen dürfen, die auf ausschließlich biblischer Basis sich bewegt?

V.

Warum sollten nicht sie als ihren Ausgangspunkt annehmen dürfen, daß Nimrod nicht nur durch die große Anzahl der von ihm getödteten Tiger und Elefanten sich den Titel „großer Jäger vor Gott", der ihm für immer bleiben wird, verdient hat? (Genesis.) Warum sollten sie dieses Epithet „großer Jäger" nicht in Beziehung mit Entdeckungen bringen, welche Nimrod möglicherweise während vieler Lustren machen konnte, indem er sich immer nach Osten wandte, durch das ganze Asien hindurch bis zum Ausfluß der großen Ströme Chinas? Diese Entdeckungsfahrten müssen anfänglich in Begleitung großer Scharen von Männern, Frauen und Kindern gemacht worden sein: sonst hätte sich das Menschengeschlecht in diesen ersten Jahrhunderten nicht mit einer so erstaunlichen Progression verbreiten und seine Zahl sich gewiß nicht mit einer Rapidität vergrößern können, die unsere Statistiker fabelhaft nennen würden. Nach und nach, als der kühne Abenteurer immer weiter vorrückte, seine Leute mit der Beute der Jagd, des Fischfanges und mit gemüseartigen Pflanzen sich ernährten, mußten zahlreiche Gruppen unterwegs zurückbleiben und so wahre Völkerschaften bilden, die nach und nach auf dem ganzen durchwanderten Theil des großen Kontinents, zwischen dem Euphrat und den breiten „gelb" und „blau" genannten Arterien zerstreut waren.

Diese auf dem großen Wanderzuge verschleppten Volksgruppen wuchsen allmählich, indem sie immer auf Boten oder auf die Rückkehr der Ihrigen warteten — eine Rückkehr, die niemals erfolgte, wenn der „große Jäger" seine Richtung verlor und die zurückgelassenen Kolonien nicht wiederfand und andere Wege einschlug —, zu Nationen heran. Sich in der Folge vermehrend, verzweigend und vertheilend werden diese Nationen nach und nach alle Länder Mittelasiens, des Festlandes, im Norden Sibirien, im Süden Cochinchina, Birmanien und die anderen Halbinseln bevölkert haben, während die vorgerücktesten dieser Völkerschaften, die sich am Ufer des Meeres niedergelassen hatten, von Etappe zu Etappe, von Generation zu Generation

zuerst Japan, dann alle Inseln des Oceans erreichten, bis endlich die kühnsten in Nord- und Südamerika, in Australien, in Neufundland und anderorts landeten, indem sie die Gewässer in Piroguen oder anderen Fahrzeugen durchschifften, die zu schwach waren, um, wenn verlassen, wieder zur Rückfahrt zu dienen. Als der große Zug Nimrod's, so lange ihm nicht ein Horizont ohne Ufer oder die wüthenden Stürme des großen Oceans ein Halt! geboten, dem äußersten Osten zustrebte, mußte der „große Jäger vor Gott", als er diese äußersten Grenzen seines kühnen Vordringens berührte — ein Zug, welchen später Dschingis-Khan und Tamerlan nachahmten —, dort seine wichtigsten Kolonien gegründet haben, die, wie Vorposten, durch dazwischenliegende Kolonien mit seinen Staaten verbunden waren. Denen, welche die äußersten Grenzen des Kontinents bewohnten, mußte er die meisten Priester, die meisten Weisen, die meisten in den Wissenschaften, in den Künsten, in den von der ganzen Nachkommenschaft Ham's mit Sorge und Eifer betriebenen Industrien am meisten bewanderten Männer zurückgelassen haben. Den dazwischenliegenden Kolonien dagegen wird er nur wenige priesterliche Häupter, Gesetzgeber, Förderer der Civilisation der Menge gegeben und in dem Gedanken, daß sie ihren Vorrath von Kenntnissen immer durch neuen Zuwachs aus irgend einem abend- oder morgenländischen Centralpunkte ziehen würden, auch eine Auswahl in kleinerer Zahl und geringerem Werthe getroffen haben.

Andere werden sagen, warum und wodurch diese zahlreichen Kolonien ihre Religion, ihre Gesetzgebung verloren und nur in China — wahrscheinlich dem bedeutendsten Sitze der Nimrodianer — eine sehr verwischte Spur ihrer altägyptischen, hamitischen Abkunft hinterlassen haben: diesen Dualismus, den der ursprüngliche Kultus des Himmels und der Erde offenbart, von dem wir noch Reste materieller Spuren in den Tempeln, moralischer Spuren in den Riten erblicken, welche dort alljährlich vollzogen werden, von dem aber jede intellektuelle Spur in den Geistern verschwunden ist — denn schon seit den Zeiten des Confucius verlor sich gänzlich die Bedeutung dieser Riten, dieses Kultus sowohl, als auch ihr metaphysischer und theologischer Sinn. Heutigentags, wo

man, Dank der zahllosen Hieroglyphen, den metaphysischen und theologischen Sinn der Religion zu entziffern im Stande ist, welche Mizraïm, der Bruder Ham's, seinem Volke gegeben, das sich an den Ufern des Nils niedergelassen hatte, läßt sich wohl annehmen, daß Nimrod und Mizraïm denselben als Erbe von Ham erhaltenen Glauben ausübten, der jedoch nicht der Glaube Noah's, Sem's und Japhet's war.

Man ist erstaunt über die zwischen dem alten Dualismus der Chinesen und dem der Ägypter bestehende Analogie, indem man in der höchsten und vollkommenen Verehrung des Himmels und der Erde Symbole gleichheiligen und gleichewigen Geistes und Stoffes, das Äquivalent des Kneph und der Nephthys der Ägypter, ihrer höchsten von den Gemeinen kaum gekannten Gottheiten wiederfindet, die in den geheimsten Sanktuarien Thebens und Philä's oder in den entferntesten Tempeln Libyens als gleichewiger und gleichgöttlicher Geist und Stoff angebetet werden. Dieser Glauben bildete eine ausdrückliche Negation des Monotheismus Noah's und seiner ältesten Söhne. Ham war möglicherweise von den Kaïniten in diese der Religion der Kinder Gottes (Gen.) so entgegengesetzte Religion eingeweiht worden: dieses würde seine Verachtung und leichtsinnigen Verspottungen gegen seinen Vater, von denen die von Moses erzählte Handlung nur die letzte und gottloseste Formel sein konnte, erklären.

Der soeben ausgesprochenen Hypothese nach hätten die beiden berühmtesten Abkömmlinge des dritten Sohnes Noah's — Nimrod ist gleich Mizraïm ein Sohn Ham's — den Kontinenten, deren Grenzen nur von den Semiten und Japhetiten eingenommen waren, die beiden ältesten und zähesten Civilisationen des Globus gegeben, deren Ursprung bis zu ihnen zurückführt: die eine im Osten Afrikas, die andere im Osten Asiens — die Civilisationen Ägyptens und Chinas. Zu gleicher Zeit, durch wahrscheinlich sehr verschiedene Processe, stattete ihre mit einigen anderen Söhnen Ham's verknüpfte Nachkommenschaft die ungeheuren Flächen dieser beiden Kontinente mit einer Bevölkerung aus, die schwarz in Afrika, gelb in Asien, schwarzbraun in den beiden Amerika und den dazwischen-

liegenden Inseln war. Diesen Bevölkerungen scheint in der Geschichte keine andere Aufgabe zugetheilt gewesen zu sein, als das Menschengeschlecht in den Besitz der ganzen Erde zu setzen, um sie mit dem Hauch der menschlichen Seele, mit deren geheimnisvollem magnetischem Einfluß auf die noch rohe Natur zu durchdringen. Der auf Ham lastende Fluch verurtheilte seine Nachkommen zu dieser niedrigsten aller Missionen, daß sie die Sünde ihres Vaters büße. Die Civilisation dieser Geschlechter blieb in ihrer ungeheuren Mehrheit auf einer viel niedrigeren Stufe als die Civilisation der Kinder Sem's und Japhet's, in deren Knechtschaft sie oft fielen, dem Joche zurückgegeben, sobald sie es abgeschüttelt, der Prophezeiung Noah's gemäß: Maledictus Chanaan, servus servorum erit fratribus suis. (Gen.) Und das trotz der intellektuellen und politischen Größe, welche einige von ihnen erreicht haben: in China und besonders in Ägypten, diesem unmittelbar durch den im höchsten Grade metaphysischen und wesentlich gesetzgebenden Geist Mizraïms geformten Lande.

Andere werden ebenfalls über die äußeren Umstände, über die Neigungen oder psychologischen Nothwendigkeiten berichten, welche jeder der Kolonien Nimrod's das Gepräge ihrer besonderen Physiognomie und ihres eigenen Charakters je in dem Maße aufdrückten, als die Wissenschaften, die Künste, die Industrien der großen Hamschen Familie aus Mangel an hinreichend unterrichteten Nachfolgern der ersten Priester, aus Mangel an Künstlern und Gelehrten, die von ihren Vätern genugsam geübt gewesen wären, um dieselben Fächer auf ihre Söhne übertragen zu können, aus Mangel an Stoff und Ausführungsmitteln für ihre Werke ihrem Gedächtnis entschwanden. Die Annahme ist durchaus rationell, daß die Gruppen, die sich auf der Route Nimrod's niederließen, als er von Babylon nach Peking und von Peking nach Babylon ging, einen in ihrem Wachsen und Ausbreiten von einander sehr verschiedenen Charakter entwickelten, der sich je nach den Neigungen und Temperamenten bestimmte, die sie von ihren ersten Begründern geerbt hatten, nach der von dem Landstrich, in dem sie weilten, bedingten Lebensweise, nach den Gebräuchen und Sitten, welche hieraus

resultirten. Diese Völkerschaften, durch das Regime der Jagd abgehärtet, wurden muthig und grausam, jene, die unter dem Regime der Hirten standen, wurden ruhig, gelassen, häuslich und schüchtern.

Und Andere endlich werden viel besser, als es in unseren Kräften liegt, davon erzählen, daß außer den von Nimrod strategisch aufgestellten Kolonien, bestimmt den Völkern gleichsam als Marksteine der Länder zu dienen, die er durch Eroberungen seinen alten Königreichen hinzugefügt hatte, es wahrscheinlicherweise noch eine Masse von Gruppen gab, welche unterwegs in Folge der Ermüdung, des Ärgers über die begegnenden Schwierigkeiten, der Revolte gegen die zu besiegenden Hindernisse, der Mutterschaft der Frauen, der Schwäche der Kinder, der Kranken und Verwundeten zurückblieben und die Wanderung nicht mit fortsetzen konnten. Diese Gruppen bildeten sich gewiß zufällig, ohne einen vorherbestimmten Plan, vielleicht mit dem Versprechen, sich mit der ganzen Nimrod folgenden Horde wieder zu vereinigen, sobald der unermüdliche König sich auf seiner Rückkehr befinde. Mehr als einmal werden diese Gruppen ohne Priester und Gelehrte, ohne Künstler und fachkundige Arbeiter irgend welcher Art gewesen sein, ohne diese seltenen und kostbaren Menschen, die mit Ordnung und Sparsamkeit in die großen Centren vertheilt wurden, die, wie sich leicht denken läßt, nach einem gewissen politischen Plan angelegt waren.

Aus diesen wie verlorene Vorposten von Nimrod verlassenen Familien, sowie aus den Kolonien, die in Anbetracht ihrer Zukunft besser von ihm bestellt wurden, konnten beträchtliche Nationen hervorgehen. Die einen, furchtbar durch ihre Zahl und rohe Kraft, die anderen, etwas besser versehen mit höheren Kenntnissen, gewannen mit der Zeit mehr oder weniger an Bedeutung, je nachdem die eine oder die andere mehr Kraft und Zusammenhang erreicht oder auch ihre Dokumente, Traditionen und ursprünglichen Erinnerungen treuer bewahrt hatte. Die bedeutendsten waren unstreitig China und Japan. Andere wuchsen einige tausend Jahre später heran und nahmen den Islam an, einen höher stehenden Monotheismus als die reine Geisteranbeterei, in welche die meisten von

ihnen verfielen, die von dem Übernatürlichen keine anderen Kenntnisse mehr besaßen als die der „bösen Geister", mit denen ihre Zauberer in beständigem Rapport stehen, wie es bei den wilden Stämmen Amerikas, bei den Eingeborenen Oceaniens, bei den Bewohnern Kamtschatkas, bei den Samojeden, den Grönländern, sowie auch bei den in den Bergspalten des südlichen Asiens verborgenen Völkern noch immer der Fall ist. Man begegnet in den entferntesten Theilen dieses Kontinents noch in unseren Tagen mehr oder weniger wilden Familien von mehr oder minder fügsamem Charakter, die, der Zauberei ergeben, einander ziemlich ähnlich sind und füglich als die völlig verwilderten Söhne der ersten Besitzer dieser Regionen betrachtet werden können.

Alles das einmal zugeben — liegt da die Vermuthung nicht nahe, ja scheint es nicht natürlich, daß die von den Ariern auf der großen Halbinsel des Ganges vorgefundenen, dieses ungeheure Land schon bewohnenden Eingeborenen ursprünglich zu dem großen Zuge Nimrod's gehörten? Nach dem untergeordneten Zustande zu urtheilen, in welchem diese Eingeborenen den Ariern erscheinen mußten, welche sie angesichts des Mangels jeder Tradition, jedes bestimmten Glaubens, jedes positiven Kultus, aller dieser ursprünglichen Vorstellungen, deren stärkste Verschiedenartigkeit dennoch erlaubt die dem Menschengeschlechte eigene Einheit des Ursprungs wiederzuerkennen, für unfähig erklärten zu demselben zu gehören — ist es da nicht leicht denkbar, daß diese vom Schicksal Enterbten einem dieser Stämme angehören, welche Erschöpfung, Krankheiten, Rebellion, ohne daß sie es gewollt, von dem Heer des großen Eroberers getrennt hatten? Dieser letztere wird in seinem Zorn und seiner Verachtung sie mit keiner der Konditionen, deren das civilisirte Leben bedarf, versehen haben, ihnen weder Priester noch Gelehrte noch in Wissenschaften und Industrien erfahrene Männer haben bewilligen wollen, welche die Fähigkeit besessen hätten ihre Geheimnisse den sie Überlebenden zu vermachen. Möglich, daß der große Häuptling es verweigert hat ihretwegen sich einer dieser hervorragenden Intelligenzen, eines dieser Lehrer zu entäußern, die künftigen Generationen Religion, Gesetz, Kunst und Handwerk

hätte lehren können. Das instinktmäßige Bedürfnis, welches damals alle menschlichen Familien in die fernen, noch durch keine Entdeckung bekannten Länder trieb, wird neue Abenteurer, die schon in diesen von den anderen vergessenen, nichts desto weniger aber in kürzester Zeit über alle Maßen vergrößerten Volksstämmen geboren waren —, veranlaßt haben die Kette der sich nach dem Süden hin erstreckenden Himalaja-Alpen zu überschreiten. Sie werden während der schönen Jahreszeit über dieselben gegangen sein, ohne aber die Pässe, Höhen und Thäler, die sie passirt, wiederzufinden, so daß sie der Spur verlustig gegangen, nicht wußten, wie sie in Verbindung mit dem verlassenen Lande bleiben sollten, das ihre Metropole, ihr Mutterland genannt werden konnte. In einem Klima, das aller Fruchtbarkeit so förderlich ist wie das Indiens, werden sich die auf immer von ihrem Stamme getrennten Zweige so vermehrt haben, daß sie bald eine unendliche Region mit Menschen bedeckten, die in einem völlig unkultivirten Zustande kaum noch eine vage und ferne Erinnerung der religiösen und historischen Traditionen in sich trugen, die ihre ersten Väter, die noch Nimrod gesehen hatten, besaßen.

Die großen Wanderzüge des Enkels Noah's mußten zu ihrer Zeit einen ungeheuren Widerhall gefunden haben. Die Söhne Japhet's wußten jedenfalls davon und vielleicht, als sie diese ihnen bereits vom Hörensagen bekannten Länder fanden, bestimmten sie sogleich den wirklichen Ursprung der sie bewohnenden Völker. Doch gewiß, daß der Fluch Ham's noch in der entrüsteteten und erschrockenen Einbildung der Enkelkinder Japhet's fortlebte, welche fromm auf ihr dogmatisches Erbe hielten, trotzdem sie dessen Formen beständig entstellten. Es konnte daher den Brahmanen, den Königen und Häuptern der verschiedenen arischen Kasten nicht schwer werden, die ganze Nation mit dem tiefsten Abscheu vor der verfluchten und verabscheuten Nachkommenschaft Ham's zu inspiriren und, indem sie dieser einen weniger edlen und weniger hohen Ursprung als sich selbst beilegten, sie alsbald in eine neue Schöpfung umzuwandeln: in die Parias. Nichts schien ihnen zu hart, zu unmenschlich, um die Vermischung ihrer eigenen Rasse mit jener zu verhindern; sie sahen voraus, daß solche Verbindungen die Edelsten erniedrigen

mußten, ohne die Niedrigsten zu veredeln, daß sie Mestizen erzeugen würden, deren Menge bald die wirklich reinen und unverfälschten Geschlechter der echten Arier ersticken und auf ewig die Unschuldigen mit den schrecklichen und unglücklichen Wirkungen des auf den Hamiten ruhenden Fluches anstecken würden.

IV.

Diese Parias, deren ursprünglicher Name uns unbekannt ist, mußten von einem sanften Charakter, von kindlich-gläubigem Gemüth, von absoluter Unwissenheit, ohne spekulative Neigung, ohne jegliche sich über die täglichen Lebensbedürfnisse erhebende Ideen gewesen sein. Wenn, wie sich leicht glauben läßt, sie von einem dieser Schwärme herstammen, die von selbst, gleichsam durch ihr mangelndes Gewicht, von dem umfangreichen wandernden Bienenstock Nimrod's gefallen sind und von ihm als eine Gruppe Impotenter betrachtet wurden, die ohne Widerstandskraft, unfähig sich vor jedem tödlichen Einfluß zu schützen, verurtheilt waren bald umzukommen und der Rauheit der Jahreszeiten und der Raubgier der wilden Thiere zum Opfer zu fallen: so mußte die Nachkommenschaft einiger Familien, die gesundheitlich und geistig schwächer als die anderen, körperlich weniger kräftig, moralisch weniger scharfsinnig, jeder Kultur beraubt waren, von Anfang an das Gefühl ihrer eigenen Inferiorität in sich tragen. Später, als sie sehr zahlreich, immer unwissender und verwilderter geworden waren, als ihr Boden von einem so vorgerückten Volke, wie die Arier, besetzt wurde, konnten sie leicht zu dem Glauben kommen, dieses Volk sei von einem anderen Geschlechte als sie selbst, und, hatten sie schon jede vorsündfluthliche Tradition verloren, denken, es gehöre einer Kategorie höherer Wesen an. Als sie sahen, wie ihre Sieger riesenhafte Tempel, wozu sie die Berge aufbrachen, prachtvolle Paläste, welche ihre Blicke blendeten, aufbauten, als sie sahen, daß sie ein Wissen besaßen, dessen Mysterien ihre Priester mit religiösen Feierlichkeiten verbargen, daß sie Gesetze und Regierungsregeln dekretirten, daß sie Kirchenälteste und Richter hatten, um erstere anzuwenden,

um Künste zu erfinden, Industrien zu betreiben, Handwerke auszuüben — alles Dinge, von denen sie, die Parias, keine Ahnung, weder von ihrem Dasein, noch von der Möglichkeit eines solchen hatten: wie hätte da ihr einfacher und argloser Geist ohne Scharfsicht und ohne Tücke dem, was die Hindus ihnen sagten, keinen Glauben schenken sollen, daß sie nämlich einer niederen Rasse angehörten, die zu keiner der Wohlthaten und Vortheile der höheren Rassen ein Recht habe, weil im Himmel der Gottheiten kein Gott sei, der ihr gehöre, und es dort keinen Gott für sie gebe! Da sie von ihren Göttern — wenn sie, wie anzunehmen ist, jemals solche angebetet — ohne Vertheidigung den grausamen Verehrern anderer Götter überlassen worden waren, hatten sie denen, welche deren Dasein leugneten, keine Beweise entgegenzustellen. Welche entsetzlichen Schlußfolgerungen mußten aber nicht solchen Prämissen entspringen?

Auf diese Weise verurtheilt in der Acht der Menschheit zu leben mußten es diese Unglücklichen gleichsam wie bewiesen erachten, daß sie nicht zu den anderen Rassen gehörten, insbesondere da sie nicht in sich selbst weder die angeborenen physischen noch die erworbenen geistigen Kräfte fanden, um gegen solche Behauptung und solchen Druck eine Rückwirkung ausüben zu können! Indem sie so ohne alle Protestation zugaben, daß die anderen Nationen ihre Götter im Himmel hätten, während sie, die Parias, gar keine besäßen, ergaben sie sich wahrscheinlicherweise ohne Haß und ohne Gotteslästerung in ihr Schicksal: frei der Natur, ohne Vorsehung und ohne Hilfe anheimgegeben zu sein. Die Seelenwanderung bot ihnen eine unbestimmte und verwirrte Idee des Übernatürlichen, von der sie sich befriedigt fühlten: so sehr mußte der wenig entwickelte Verstand dieser Rasse durch den Druck eines so scharfsinnigen, philosophisch-künstlichen Glaubens, wie des der Brahmanen, sogleich unterdrückt worden sein. Sie glaubten dieses Dogma, sei es, daß sie unter anderen noch von ihren ersten Vorfahren ihnen gegebenen Begriffen eine unvollkommen übertragene, vorläufige Vorstellung von ihm gehabt haben, sei es, daß sie es von ihren Überwindern angenommen hatten als den günstigsten Ausgang ihrer

ungerechten Verstoßung, der tiefen Erniedrigung, in welche jene sie zurückstießen.

Anfangs ertrugen die Parias das unmenschliche ihnen von den Ariern in dem Lande bereitete Schicksal, wo sie die Überfallenen waren, ja sie nahmen es an; denn sie besaßen weder die nöthige Energie noch die nöthigen Waffen, um sich vor ihnen schützen, in ihren Verschanzungen sich vertheidigen und eine unverletzte Nation bleiben zu können. Die Schlauheit und Arglist mochten wohl in ihnen entstehen und wachsen; aber diese allein waren nicht hinreichend, um sie von ihrem Falle zu erheben. Aus diesen ohnmächtigen Mitteln schufen sie sich Palliative, die sie zum gelegentlichen Gebrauch sich sorgfältig vorbehielten. Als sie sich jedoch immer verachtet, immer verfolgt sahen, gab es ohne Zweifel Herzen unter ihnen, die sich heftig gegen diesen geist- und herztödtenden Zustand empörten und danach strebten, ihm um jeden Preis ein Ende zu machen. Aber des verrätherischen Hasses, niedriger Rache, der hinterlistigen Brandfackel, nächtlicher Mördereien unfähig, zogen sie feigen Metzeleien die Flucht vor. Viele Familien mußten da den Versuch machen ein Vaterland zu verlassen, dessen Erde und dessen Himmel man ihnen unter dem Vorgeben entrissen hatte, daß die eine zu schön sei, um von ihnen bebaut zu werden, und der andere zu hoch für ihr Flehen, um nicht taub zu bleiben!

Diejenigen, denen dieses Schicksal geradezu unerträglich wurde, haben sich vielleicht einiger Erzählungen, einiger abgerissener, sich auf das Nomadenleben ihrer Vorväter beziehender Scenen erinnert und es versucht ihre angeborene Faulheit abzuschütteln um in sich selbst eine Kraft zu suchen, mit deren Hilfe sie einem so jämmerlichen Zustande zu entschlüpfen und die Orte zu verlassen gedachten, wo das Unglück sie überfallen hatte. Man kann sich leicht vorstellen, wie sie bald über die Berge, bald über die Meere junge Männer auf Kundschaft aussandten, ... wie diese gute, ja verführerische Nachrichten heimbrachten, ... wie einige es wagten, den ersteren zu folgen . . . . und wie endlich viele von ihnen unter einem Anführer einen Volksstamm bilden . . . . wie dieser auswandert. Die Ebenen suchend, die sie dereinst verlassen, werden

sie auf einer Seite die Eiswälle erklommen haben, die sie im Norden einschlossen, und auf der anderen Seite hinuntergestiegen sein, den langen Flüssen entlang, die dem Süden entgegenrauschen, um an unbekannten Ufern zu landen. Die Unglücklichen — konnten sie anderswo auf Besseres hoffen? Gewiß, sie wußten es nicht. Sie versuchten das Geschick. Wie nahe liegt es zu denken, daß diese unglücklichen Exilirten ihren im Lande gebliebenen Brüdern oft Botschaft sandten! daß manche zu ihnen hindrangen und den Wunsch wachriefen es ihnen nachzumachen, die Berge zu überschreiten, über die Gewässer zu setzen, ein unstätes Leben zu führen, das aber doch so unabhängig sei, um sie ungerechten Proskriptionen zu entziehen, welche sie mit dem Ruf der Schande brandmarkten und sie zwangen das Schicksal der Thiere zu beneiden, deren Leben man doch scheute und deren Anblick niemals als unrein galt.

Möglich, daß mehrere Auswanderungen einander folgten, deren Wann? und Wie? die Geschichte allerdings niemals — so wenig als deren Ausgangspunkt, Bestimmungsort und dazwischenliegende Reise — erforschen wird! Oder hätte das, was dem Gedächtnis derer entschwand, die von den Mißhandlungen ihres Gleichen zur Selbstverbannung getrieben wurden, sich in dem Gedächtnis anderer erhalten können? Was die geheimen Traditionen, die geheimen Erinnerungen betrifft, die noch hier und dort unter ihnen existiren und sie mit jenen Bewohnern des Südens wieder verknüpfen könnten, von denen sie den Typus ihrer Physiognomie, die Grundzüge ihrer Sprache, die Farbe ihrer Haut, das Feuer ihres Blickes, die Gelenkigkeit ihrer Glieder, die Geschmeidigkeit ihres Körpers haben: wer wird jemals ihren geheimnisvollen Verwahrern sie entreißen?

VII.

Kinder von Natur und noch kindlicher durch die Unterdrückung geworden, gaben sich diese freiwilligen Auswanderer jedenfalls überall, wohin sie kamen, mit Entzücken dem Glück hin, nicht mehr als Parias, nicht mehr als Verworfene des Menschengeschlechts,

nicht mehr als Thiere, als sprechende Thiere betrachtet zu werden. Dieses Glück erquickte sie an seiner reinen Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit so sehr, daß ihr dem Ehrgeiz wenig zugewandtes Gefühl befriedigt nichts weiter von dem Leben verlangte. Ihr von Natur beschränkter und überdies durch den plötzlichen Druck des sie überfallenden Joches betäubter und bestürzter Geist wußte ihnen nirgends eine neue und bessere Existenz zu schaffen; denn sie verstanden nichts von der Möglichkeit sich menschliche Rechte oder gar anderen Völkern angehörende Felder zu erwerben, als man ihnen das, was sie auf ihrem eigenen Lande besessen hatten, verweigerte. Sie konnten sich nicht denken, daß ein fleißiges und häusliches, obgleich immer heiteres und sorgenloses Geschick sie, anderswo wieder zu Ehren bringen könnte, wenn die Reinheit eines von Verbrechen und Zorn unberührten Lebens sie, die Schwachen, an ihren eigenen Herden nicht vor den gröbsten Beleidigungen des Stärkeren hatte schützen können!

Wer kann jedoch sagen, daß in diesem Augenblicke, als ihre Sieger in gerechtem Stolz auf ihre in vieler Beziehung ungeheure Superiorität ihnen im Namen einer Religion, von der sie auch nicht ein Wort begriffen, deren Gewicht sie aber erdrückend fühlten, bestätigten, daß die Hindus und nur die Hindus die Blume der Menschheit, daß die übrigen mit Vernunft und Sprache begabten, aber nicht ihrer Rasse angehörenden Wesen nur eines der zahlreichen Vermittlungsglieder seien, die alles Lebende der Schöpfung zu einer gleichen ununterbrochenen Kette verbänden, — wer kann sagen, daß in diesem Augenblick die Parias, die bereit waren auf immer fortzugehen, weil man sie zwingen wollte, sich als eine zwischen die Thierwelt und die Menschheit gestellte Konjunktion zu betrachten, nicht ein wesentlich menschliches Gefühl in ihrem Herzen aufkeimen fühlten, das aber tief verborgen, tief versteckt war, damit es ihren erbarmungslosen Unterdrückern unbemerkt bleibe?

Wer weiß, ob nicht inmitten so vieler Erniedrigung das Gefühl der menschlichen Würde einen vorher ungekannten Hochmuth in ihnen erweckt hat? Wer weiß, ob sie nicht damals mit einem gewissen uneingestandenen Stolz das Zelt als Wohnung, die

Niedrigkeit, die weder Gott noch das Gesetz gewollt, als ein Zeichen der Zusammengehörigkeit annahmen und es vorzogen lieber unglücklich und frei zu sein, als jenen Rassen und Gesellschaften ohne Mitleid das Recht zuzuerkennen, sie in ihrem Schoße zu besitzen, um sie herabzuwürdigen und zu knechten?

Wer kann sagen, ob nicht die ersten von den Hindus in Parias umgewandelten Ureinwohner eine Ehrensache sich daraus machten, das ihnen bereitete Schicksal mit stoischem Muthe anzunehmen und ohne Götter im Himmel und ohne Gesetzgeber auf Erden fertig zu werden? Mit der Axt und der Brandfackel in der Hand hatte man ihnen erklärt, daß sie nicht zu derselben Gattung, wie ihre Eroberer gehörten; was ihnen als möglich erschien — denn sie ließen es sich nur gesagt sein und waren so ganz davon überzeugt, daß sie von nun an ihre Stellung zu diesen höheren Wesen gleicherweise betrachteten, wie die Beziehung der Thiere — ihrer Untergeordneten — zu ihnen selbst: nichts konnte sie mehr von ihrer Verwandtschaft mit dem civilisirten Menschen überzeugen. Als dann später auf fernen Kontinenten diese Parias, welche die Zigeuner unserer Zeit geworden waren, neben andern Civilisationen als denen der Arier herzogen, hielten sie dieselben für gleich stiefmütterlich, wie jene waren. In Wirklichkeit waren sie es auch; aber selbst, wenn sie es nicht gewesen wären, würden sie dieselben dennoch zurückgestoßen haben: so groß war ihr respektvolles Mißtrauen gegen sie.

Als in den Gegenden, wo sie friedlich lebten und nur einer giftigen Flora und giftigem Gethier die Existenz streitig machten, die siegreichen Arier sie von der Theilnahme an den Rechten und Vortheilen ihrer Civilisation ausschlossen, kamen die Parias zu dem Entschluß, sich als Ersatz hiefür von jeder Theilnahme an ihren Pflichten und ihren Lasten zu befreien und als einzige Regel ihres Verhaltens, als einzig nationales Princip die gänzliche Verweigerung jeglicher Arbeit und jedes gesetzlichen Gehorsams zu bestimmen, unter welcher Form sie sich auch darbieten möchten. Denn in ihren Augen sind sie, wenn abgenöthigt, synonym mit Sklaverei. Es giebt aber keine Gesellschaft, zu welchem religiösen Bekenntnis sie auch gehören, welche politische Form sie auch angenommen haben

mag, die ihre Adelsbriefe ohne diese beiden bindenden Bedingungen bewilligen kann; denn die Arbeit ist der unentbehrliche Cement ihres Gebäudes, dessen Plan, Form, Fundamente, Statik, Breite, Höhe das Gesetz bestimmt.

Jetzt dürfte es zu den Unmöglichkeiten gehören, diesem Volke, das sich Rommy nennt, seinen Irrthum zu nehmen. Sie wollen und können in den partiellen Versuchen sie zu civilisiren nur die dem Vogelleim und den Schlingen ähnlichen Fallen und Verräthereien sehen, deren man sich bedient, um die Vögel und die wilden Pferde ihrer Freiheit zu berauben. Sie bilden sich ein, daß man sie nur zähmen wolle, um Lastthiere aus ihnen zu machen, wie aus Eseln, oder Narrenspossen mit ihnen zu treiben, wie mit Bären. Zu solchen Handwerken aber fühlen sie sich für zu gut, für zu hoch über diesen Thieren stehend, um sich durch dieselbe Lockspeise und denselben Köder fangen zu lassen; und so lassen sie sich niemals weder durch irgend eine Verführung zurückhalten, noch durch einen Reiz verführen. Sollte nicht schon dieser einzige Zug hinreichend sein, um in ihnen die Abkömmlinge dieser Parias wieder zu erkennen, welche sich bestimmten ihr von dem ewigen Schnee des Himalaja bekränztes Vaterland zu verlassen, sei es, um verstohlen zwischen seine Schluchten und seine in dem Blau des Weltraums schwimmenden Bergspitzen, die ebenfalls ihre Spalten und ihre Risse haben, zu schlüpfen, sei es, um auf eine jetzt schwer zu enträthselnde Art die Meere zu durchkreuzen und in Ägypten zu landen, wo sie sich später für Eingeborene ausgaben, den Namen der Bewohner dieses Landes annahmen und sich „Ägypter“ nennen ließen, als ob sie aus Furcht wiedererkannt, verfolgt und vielleicht in ein schreckliches Joch zurückgeführt zu werden ihren eigenen Namen und den ihres wahren Vaterlandes geheim gehalten hätten? Überdies — wer kann sagen, ob nicht irgend ein geheimes Zeichen diesen Rassen, welche beide von dem dritten Sohne Noah's, von Ham abstammen, eine alte Blutsverwandtschaft offenbart hat?

Betrachtet man nur die Verkettung der geistigen Ursachen und Wirkungen, so erscheint bezüglich der Herkunft der Zigeuner keine wahrscheinlicher, als die ihnen soeben zugeschriebene: sie allein stellt

sie in ein weniger räthselhaftes Licht. Denkt man an die abscheuliche Lüge, der sie zum Opfer fielen, an diese Monstrosität ohne Gleichen — denn nie und nirgends geschah es, daß die Sieger den Besiegten so zu sagen theologisch ihre Beschaffenheit als Menschen abgeleugnet hätten —, so findet man sogar, daß dieses Volk von friedlichem und demüthigem Charakter sein mußte, da es nicht in einem gegenseitigen Verderben, in einer allgemeinen Katastrophe sich glänzend gerächt hat. Der Muth fehlt ihm nicht — das hat die Erfahrung oft bewiesen: folglich konnte ihre Unterwerfung auch nicht Feigheit sein.

Diese Zigeuner, die sich überall gleich sind, mag man ihnen begegnen, wo man will, sind noch heutigentags, wie sie es in ihrem Vaterlande sein mußten, von geduldiger und zugleich aufbrausender Natur, unbezähmbar und ohne Zorn, leidenschaftlich und träumerisch, ohne jeglichen Sinn für das Wahre und Gute, zeigen aber dabei einen vortrefflichen Sinn für das Schöne. Es ist gewiß wahr: so schrecklich auch der Fluch des Herrn, die göttlichen Züchtigungen sind, so wollen sie doch niemals das Verderben des Menschen, sondern daß der Sünder sich bekehre und lebe. (Hesekiel.) Wäre es darum so unmöglich, daß dieser Schimmer des Schönen in der Seele von sonst in Allem so entwürdigten Menschen nach und nach ihren Geist dem Sinn des Wahren, ihr Herz dem Gefühl des Guten öffnete, wenn die Christen sich eine Herzenssache daraus machen würden, sie Schritt für Schritt auf diese unsichtbaren, oft so abrupten Pfade zu führen, durch die man von dem Gefühl zum Verständnis, von dem Verständnis zur Aneignung der großen offenbarten Wahrheiten kommt, welche die Himmelsgaben des Menschen sind? — Sind nicht in diesem Jahrhundert, das mit großen Schritten die Epoche eines erhaben Besseren in dem Geschicke des Menschengeschlechtes herannahen sieht, die gewagtesten Hoffnungen erlaubt? Warum nicht hoffen einer Rasse vergeben zu sehen, die so viel gebüßt, weil sie in sich ein Etwas gefunden hat, sich neu zu gestalten? Da in Allem Gerechtigkeit herrscht, muß da nicht endlich eine Züchtigung, die nicht zerstört, je länger ihre Dauer ist, an Intensität verlieren? Hat doch der auf Ham lastende Fluch es erlaubt,

daß in diesem verlorenen Zweige seiner Nachkommen ein poetische Ader ihn überdauere: muß man da nicht hoffen, daß die Parias-Zigeuner in dieser neuen Epoche, deren Morgenroth schon so erstaunliche und gesegnete Dinge mit sich gebracht, regenerirt und wieder zu Ehren gebracht werden?

VIII.

Wenn die Zigeuner schon viele Jahrhunderte, noch ehe sie Europa betraten, von der Inferiorität ihrer Gattung gegenüber dem ganzen aus allen übrigen Menschen bestehenden Menschengeschlecht unumstößlich überzeugt waren, würde es weniger befremdend sein sie dieses erreichen zu sehen, als wenn sie im Stande wären würdigen zu können, durch was sich das Christenthum von den andern Religionen unterscheidet. Ihre Augen, geblendet von jedem Strahl der Religion, sahen in dieser ein Ding, das nicht zu ihrem Gebrauche da war; ihnen erschienen alle Religionen gleich willkürlich in ihren Vorschriften, mochten diese von einem Manu, einem Buddha, einem Mohammed oder einem Christus kommen. Sie bewunderten das himmlische Dasein aller dieser göttlichen Wesen und die gleiche Wahrheit aller ihrer Offenbarungen, mochten dieselben sie als unrein von jeder Theilnahme an ihren Ceremonien ausschließen oder von ihnen verlangen, ihre Formen und Götzenbilder anzunehmen; dabei aber hielten sie unerschütterlich an der Überzeugung fest, die ihnen durch Akte unverzeihlicher, in ihrem ersten Vaterlande erlittener Grausamkeit eingeprägt war, daß sie, die elendesten aller Menschen, von den großen Göttern da oben verleugnet sein müßten, da sie es auch hier unten von ihren Verehrern seien.

So viele verschiedene Nationen erblickend, die unter den unähnlichsten, oft entgegengesetzten, ja bisweilen unter unversöhnlich feindlichen Kulten blühten, mußten sie in der Idee bestärkt werden, daß alle ihren geheimnisvollen Vertheidiger und Gesetzgeber da oben hätten, der sich ihnen durch Wunder, wie sie jede Religion zur Unterstützung ihrer Dogmen erzählt, offenbart habe und sich noch fortgesetzt durch den Segen ihres blühenden Zustandes manifestire,

während sie, die Rommy, keinen anzurufen hatten; denn niemals war es geschehen, daß eine übermenschliche Macht ihnen im Kampfe geholfen oder sie nach der Niederlage wieder aufgerichtet hätte. Seit ihrer fürchterlichen Katastrophe lebten sie sogar ohne jede deutliche Erinnerung an einen ursprünglichen Kultus, ohne Tempel, ohne Altar, ohne Anrufung eines Gott-Schöpfers, ohne Sühnopfer, einem Erlöser dargebracht, ohne irgend einen dieser religiösen Grundzüge, die ihnen möglicherweise bis dahin überliefert worden waren: wie konnten sie vermuthen, unter allen beschützenden Göttern der andern Menschen einen eigenen Gott zu besitzen?

Bei solchen Schlußfolgerungen in Folge so beklagenswerthen Unglücks angekommen, (!) ohne ein göttliches Gebot, ohne Hoffnung auf ein Jenseits, ohne eine der Tugend gegebene Weihe, ohne Furcht vor einer dem Schuldigen drohenden, ewigen Strafe: konnten da die Parias-Zigeuner einer radikalen Sittenlosigkeit, einem vollständigen Auslöschen des Bewußtseins über das Gute und Böse entgehen? Nein, gewiß nicht — wenigstens nicht nach menschlichem Ermessen. Sie entschlüpften demselben auch nicht. — „Wir sind verflucht und bleiben verflucht!“ riefen sie aus. Die Liebe zu ihrer Rasse, ein Stolz, unerklärlich und mit unaussprechlichem Schmerz vermischt, ist ihr moralisches und heiliges Patrimonium, das sie gegen keine Macht, gegen keinen Schatz, gegen kein Wohlbefinden vertauschen möchten, da alle diese Dinge nicht in ihrem Geschlechte liegen, dem sie um keinen Preis abtrünnig werden würden. Das Dogma der Metempsychose — das einzige, welches sich, obgleich verworren, noch bis auf die jetzigen Zigeuner erhalten hat — ist für sie als Trost ausreichend. Auch ist es für die meisten von ihnen ein zu abstrakter Gedanke einem Leichnam gegenüber, daß ein Etwas ihn überdauere, wenn nicht — was möglich wäre — die Häuptlinge der Stämme, ihre Könige und Königinnen, eine esoterische Lehre bewahren, die sie nur gewissen Eingeweihten mittheilen, und es den weniger Begabten, dem gemeinen Volk, ihrer „Plebs“ überlassen, durch ihre Unwissenheit die Fremden irre zu führen, so daß denselben ihre Rasse noch mehr der Intelligenz und der Kenntnisse beraubt erscheine, als sie es wirklich ist.

Dadurch aber, daß sie es angenommen haben, als außerhalb der Menschheit stehend und als Auswurf der Menschheit betrachtet zu werden, sind sie in diesem Exil von ihr abgeschnitten. Man schleuderte die Schmach auf sie — sie machten ein Zerwürfnis daraus. Man verweigerte ihnen den rechtmäßigen Besitz — sie sprachen ihn sich faktisch zu. Man stieß sie aus aller Gesetzmäßigkeit heraus — sie nahmen sich das Gelingen als Gesetz, die List als Hilfe. Ihr Leben war den Anderen nicht heilig — sie achteten auch das Anderer nicht. Man drängte sie zurück zum Schoße der Natur — sie schlossen sich ihr mit Verehrung und Fanatismus an. Nachdem sie verstanden, wie viel sie denen geben konnte, die nichts hatten als sie allein, wandten diese ihre Verachtung den gefesteten und geregelten Gesellschaften zu, da sie sahen, wie unfähig diese waren Reize zu genießen, die entzückend und groß genug sind, um das Elend und die Schande zu verschönen.

Denkt man an die unaussprechlichen und tausendfachen Leiden, welche diese Gefühlsweise veranlaßten, dann ist man nicht mehr darüber erstaunt, wenn sie ohne Skrupel den Civilisationen, die so barbarisch gegen sie gehandelt haben, das rauben, was sie zu ihrer ausgehungerten Existenz bedürfen. Man kann sogar nicht umhin, die unvertilgbare Größe und unverkennbare Höhe der menschlichen Seele zu bewundern, die trotz solcher und so langer Erniedrigungen noch immer in ihren unergründlichen Tiefen den Instinkt der angeborenen Kraft, ihrer menschlichen und unverjährbaren Würde schafft; sie beweint ihre Unfähigkeit, sie protestirt gegen ihre Schwäche, indem sie in sich selbst das nöthige Genie findet, um ihre schönsten Bewegungen in eine bewunderungswürdige Kunst zu übersetzen.

Gesetzgebung für die Zigeuner.

I.

Die unglaubliche Existenz und die zähe Lebenskraft der Zigeuner konnten nicht umhin die Untersuchungen forschender Geister hervorzurufen. Diese versuchten das Dunkle ihres Ursprungs durch das Dunkel ihres Dialekts zu erhellen, ihre Sitten zu beschreiben, ihren Glauben, ihre Hilfsquellen, ihre Nahrung, ihre Lagerstätten, ihre Industrie 2c. kennen zu lernen. Die ungarische Literatur besitzt mehrere Werke über diesen Gegenstand, von denen die einen in magyarischer, die andern in lateinischer Sprache verfaßt sind: mehr oder weniger lange und ausführliche Abhandlungen, die wohl zu verschiedenen Zeitabschnitten geschrieben sind, sich aber unaufhörlich wiederholen und in wesentlichen Dingen sich in nichts voneinander unterscheiden — ein sicherer Beweis, wie wenig sich das Volk, dem jene Autoren sich widmeten, im Laufe der Zeiten verändert hat! Es sind werthvolle Quellen, obgleich den von Grellmann mit gewissenhaftester Sorgfalt zusammengetragenen Belehrungen wenig Züge hinzuzufügen sein dürften. Er und Tegnér haben fast alles, was das Mittelalter über sie gesammelt und mit mehr oder weniger Wahrheit uns überliefert hat, sowie auch alles, was in unseren Tagen sich über sie bemerken ließ, zusammengefaßt. — Borrow hat sie nach der Natur gemalt, nach dem, was er selbst von ihnen gesehen, nach eigener Anschauung, nicht nach dem, was man vom Hörensagen weiß. — Pott hat in einem sehr gelehrten Werk rein linguistischen Charakters ihre Sprache illustrirt.

II.

Grellmann, der wichtigste unter den Erzählern, aber von mittelmäßiger Intelligenz, beschreibt die Zigeuner mit dem kalten Blick des Naturforschers, der gesetzmäßig ein unreines Thier beobachtet und seinem Ekel aus Aufopferung für die Wissenschaft Gewalt anthut. Obgleich er seine Helden mit einer Art Großmüthigkeit gegen die Beschuldigung der Menschenfresserei vertheidigt, obgleich er sogar über die Verfolgungen und die Marter, welche dieser grundlose Verdacht ihnen zugezogen hatte, entrüstet ist, kann er dennoch einen gewissen Abscheu vor ihnen nicht überwinden. Und er hält es für unmöglich, ihnen die geringsten Spuren irgend einer guten Eigenschaft, das kleinste Zeugnis menschlicher Würde zuerkennen zu können. Man fühlt, daß ihr Anblick ausreichend war, ihm den unüberwindlichsten Widerwillen einzuflößen; schon ihr Äußeres schreckt ihn zurück.

Seine Beschreibungen ihrer Hütten, die sie, ähnlich den Maulwurfshügeln, unter dem Schnee graben, um der Kälte des Winters zu entgehen, ihrer zerfetzten Lumpen, die stinkend und schmierig ihren Hang für schreiende Farben, wie beispielsweise für den von den Phöniziern geliebten Purpur und die von den Orientalen geschätzte grüne Farbe, keineswegs verringern, — jene ausführlichen Schilderungen ihrer Nahrung, wobei er die von Verzweiflung und Hunger getriebene Arglist für die Vorliebe eines verderbten Geschmacks nimmt, — jene empörenden Voraussetzungen, welche er über die vorgebliche Zügellosigkeit ihrer Sitten ausspricht, — die Erzählungen, welche er von ihren Betrügereien, Diebstählen, Gaunereien, Spitzbübereien anhäuft: alles das beweist zur Genüge, bis zu welchem Grade ihm alles, was von nah oder fern zigeunerisch ist, abschreckend, verhaßt, niedrig, verächtlich, ja unter jeder Befleckung erscheint. Sein in dieser Beziehung richtig geschätztes Buch ist eine elementarische, aber getreue Sammlung: ein Kompendium von allem, was sich auf diesen Gegenstand bezieht. — Muß man aber darum hieraus schließen, daß seine Schlußfolgerungen, weil sie aus mühsamen, gewissenhaften, gelehr-

ten Forschungen hergeleitet sind, alles sagen, was sich über dieses von der ganzen Menschheit, das heißt von allen Nationen aller Kontinente so schrecklich mißhandelte Volk sagen ließe?

III.

Borrow war ein halber Zigeuner. Er hat nicht nur ihr Wörterbuch studirt: er hat auch ihre Sprache gesprochen. Er hat sich nicht nur nach ihrer Lebensart erkundigt, sondern hat auch selbst mit ihnen gelebt. Er saß mit ihnen an ihrem Tische; mit eigenen Augen sah er beim Feuer der Bivouaks, in der Tiefe der Wälder ihre Tänze. Er hat ihren Hochzeiten und ihren Beerdigungen beigewohnt; er war bei der Geburt und dem Sterben Mehrerer; er sah die Frauen lachen und weinen, verfolgt werden und betrügen; er sah sie ihre eigenen Kinder lieben und die der Giorgio stehlen, ihre Keuschheit bewahren und die Anderer verhandeln, über ihre eigenen Töchter wachen und andere, die ihnen nicht gehörten und zu diesem Zwecke gehalten und zurückgehalten wurden, ausliefern. Borrow hat ihre Mysterien und ihre Erkennungszeichen gekannt: er wurde von ihnen wie ein Bruder, wie ein Romma, ein Mann, aufgenommen; sie sagten ihm, daß, wenn auch nicht das Blut eines Fitano in seinen Adern fließe, seine Seele ehemals in einem von ihnen gewohnt haben müsse. Auch spricht er von ihnen ohne Exaltation für Tugenden, die sie nicht haben, ohne Enthusiasmus für Erhabenes, das ihnen ohne Grund verliehen wäre; aber er spricht auch von ihnen ohne jenen Abscheu, der so augenscheinlich bei den andern Schriftstellern herrscht, ohne Bitterkeit über ihre Demoralisation, deren naive Logik er fast sympathisch zu ahnen scheint.

Es ist sonderbar, daß gerade unter den Engländern, dem Volke, von dem man glauben sollte, daß ihm vor allen anderen die schmutzigen Laster des gipsy am meisten antipathisch und unverzeihlich erscheinen müßten, daß ihm seine absolutären Eigenschaften am wenigsten nachfühlbar und am wenigsten begreiflich seien, ein Individuum auftreten mußte, dessen geduldige und humane Neugier

ihn schärfer beobachtet hat, als die andern alle — ein Individuum, das sich seinem herumirrenden Leben angeschlossen hat, ohne je seinen Taumel zu theilen, ohne mit seinen Fehlern sich zu beflecken, das in Folge dessen ihn am besten gekannt, am besten das Geheimnis seiner Vorliebe für das von ihm geführte Leben, sowie auch die mysteriöse Möglichkeit seiner Regeneration und Rehabilitation errathen hat. Es ist sonderbar, daß gerade ein Engländer es sein mußte, der den Zigeunern die Hand ganz brüderlich reichte, dieselben als ihm ähnliche Wesen studirte, der sogar sich ihnen zum Dank verpflichtet hat, indem er ihr Brot mit ihnen aß und ihren Krug mit ihnen leerte, obwohl er es nicht bedurfte, weder um sich zu ernähren, noch um sich dem Gerichte zu entziehen, — nur um ihre Vertraulichkeit zu gewinnen. Wenn er davon spricht, hört man eine mitfühlende Saite in seinem Herzen vibriren; man fühlt, daß er sich enthält sie zu verurtheilen, weil er wenig strafbare Motive bei ihnen voraussetzt, selbst da, wo es ihm noch nicht gelingt, sie vollständig klar zu erkennen.

Wir schreiben diese sonderbare Annäherung zwei Gründen zu. Erstens der außerordentlichen Empfänglichkeit der Engländer für die Schönheiten der Natur, für das, was sie a fine scenery nennen. Sie lehrte sie den Chinesen eine Kunst entlehnen, welche die Natur selbst als ihren ersten Stoff nimmt; durch sie führten sie in Europa den landscape garden ein, den sie zu einem Grad der Vollendung entwickelten, der nirgends übertroffen ist. Dieses Empfindungsvermögen macht sie empfänglicher für, wir möchten sagen: die rohen Reize, welche der Kontakt mit der Natur auf die Einbildungskraft der Zigeuner ausübt. — Eine zweite Ursache konnte einen Engländer eher als einen andern vermögen, diese so abschreckende Rasse mit Unparteilichkeit studiren zu wollen: die seiner Nation angeborene Achtung für die persönliche Freiheit, welchen Gebrauch man auch von ihr mache. Ihnen beschränkt sie allerdings das Gesetz mit einer Grenze, die ebenso geachtet ist, wie die Freiheit selbst; aber eine leichte Dosis romantischen Sinnes ist ausreichend, um nachsichtsvoll bezüglich des phantastischen Gebrauches, der von ihr gemacht wird, zu stimmen und zu Gunsten eines

unsinnigen Gefühls, einer bis zur Wildheit getriebenen Unabhängigkeit, einer überspannten Liebe zu dem ersten besten Gegenstand, für den man eine blinde phantastische Vorliebe gefaßt hat, eines Zaubers, dessen Gewalt man über sich ergehen läßt, wie die Hexerei einer Zauberin, sympathisch inspirirt zu werden: namentlich wenn man eine zügellose Liebe zur Natur, zu dieser despotischen und anziehenden Verrätherin, selbst in sich trägt!

Wie könnte man Borrow's Blätter lesen, ohne, wie er, leidenschaftlich für diese Spitzbuben eingenommen zu sein, deren Gesellschaft er aufsucht, indem er sich geschickt des Zufalls bedient, der, wie man weiß, nur denen dient, die sich seiner zu bedienen wissen? Wer bewundert nicht die Ruhe und Kaltblütigkeit, mit denen sich dieser ehrliche Mann inmitten ihrer Diebereien benimmt, deren passiver Zeuge er ist, ohne an den Perfidien seiner Wirthe Theil zu nehmen und ohne sie zu verrathen, um nicht wegen eines so unbedeutenden Gewinnes, wie des einer gerichtlichen Untersuchung, die Hoffnung aufgeben zu müssen, ihren Geist zu ihrem Vortheil für moralische Begriffe empfänglich zu machen und hiezu ihr Interesse für seine Schriften zu erwecken? Es ist merkwürdig zu beobachten, mit welcher fast priesterlichen Klugheit, mit welcher fast weiblichen Vorsicht, mit welchen fast sinnigen, mütterlichen Umschweifen er unter den sonderbaren Gemeinde, die er sich gewählt hat, die Glaubenssätze und Ideen des Christenthums über das Gute und Böse verbreitet; mit welcher christlichen Zärtlichkeit er diese vernachlässigten, mit Unkraut überwucherten Seelen zu belehren versucht, indem er sich selbst über sie belehrt.

Borrow ist entrüstet über die eigenthümliche Vergessenheit, mit welcher der Proselytismus aller Religionen sie sich selbst überläßt. Und in der That! welche Sorgfalt widmet man entfernten Missionen, während sich nicht ein einziger Priester findet, der an sie dächte! Rom sendet Märtyrer nach China und Japan, England streut seine Missionäre unter die Wilden Australiens und Amerikas — und die Zigeuner, die in unserer Mitte leben, die in fortwährendem Verkehr mit uns sind, haben noch nicht die Beach-

tung irgend einer Kirche, irgend eines Predigers auf sich gezogen! Ein Laie, ein Mann der Poesie und Phantasie, ist es, der, von keiner Pflicht dazu berufen, aus rein menschlicher Hingebung ihnen entgegen ging, ihr Losungswort zu verstehen lernte, um sie das „Vater unser“ zu lehren; der sich bei ihren Stämmen einführen ließ, um sie mit der Erlösung durch das göttliche Blut bekannt zu machen; der ihre Brüderschaft des Fleisches annahm, um sie zu der des Geistes zu erheben; der ihren Charakter, ihre Sprache, ihre Gebräuche studirte, um sie ihrerseits einige evangelische Verse lallen, einige Bruchstücke der guten Botschaft verstehen und ausüben zu lassen!

Wenn es ihm trotzdem bei den spanischen Fitanos, unter welche er sich ebenfalls gewagt und an deren obdachloser Existenz, nächtlichen Wanderungen, schnellem Fliehen in die Berge, der flüchtigen Minute entrissenen Freuden, an deren Nahrung, die ihnen selbst für den nächsten Tag nicht sicher war, und an deren Lager von trockenen Blättern, das sie unaufhörlich verließen, er lange Theil genommen hatte, nicht besser gelungen ist: sollte es nicht daran liegen, daß, so sehr er auch versuchte die Art des Denkens und Fühlens dieses in seiner Art einzigen Volkes zu erfassen, er nicht genug auf die Genesis ihrer schroffen Abweichungen von den angeborenen Ideen und Gefühlen der Mehrzahl der Menschen zurückgegangen ist? . . . Da dieses fehlte, er also der Kenntnis der ersten Ursachen dieser unerwarteten Abweichungen ermangelte, konnte er sich keinen klaren Begriff davon machen, daß der Rommy weniger ein Gottesleugner, als ein Unwissender ist, wie er in keiner Nation sich wiederfindet, wie sich in keinem Lande ein zweites Exemplar darbietet. Er weiß, daß es viele Religionen giebt, von deren Dogma einige Fetzen und Bruchstücke zu ihm gelangt sind, aber alle sind ihm gleichgültig, weil alle ihm etwas zu sein scheinen, das ihn nichts angeht.

Das Auffällige dabei ist, daß er die Wahrheit keiner derselben leugnet; noch auffälliger aber ist der Umstand, daß er nacheinander an alle ihre Dogmen glaubt und sie alle für wahr hält so oft er sie von ihren Adepten aussprechen hört. Weit entfernt, gegenüber

dem Credo des Christenthums oder des Islams oder des Brahmanismus oder des Buddhaismus ungläubig zu sein, nimmt er mit der Einfalt eines Kohlenbrenners, besser noch gesagt: mit dem strahlenden Lächeln des verwunderten, naiven und leichtgläubigen Kindes, das glücklich ist so viele und schöne Dinge zu lernen, alles an, was sie sagen. Indem er aber glaubt, was Jeder auf seine Weise von dem Himmel, der Hölle und der übernatürlichen Welt erzählt, glaubt er nicht, daß der Himmel, in dem nach Aussage seiner Verehrer Christus herrscht und Mohammed wohnt, in dem Brahma lebt, in dem Buddha existirt, ein Himmel für ihn sei. So stark und so unauslöschlich war der ihrem eines überlegten Widerstandes unfähigen Wesen zurückgelassene Eindruck, den das schreckliche, von den Ariern über sie ausgesprochene vae victis! auf sie machte, als sie sich des von den Parias bewohnten Landes bemächtigten und ihnen einredeten, daß für sie keine Gottheit im Himmel sei, weil sie auf Erden zu keiner menschlichen Rasse zählten! ! !

Nachdem ihre wenig bewegliche Intelligenz einmal durch diese kurze, aber unwiderrufliche Logik von dieser Lehre überzeugt worden war, die sie als eine positive, materielle, auf Erfahrung begründete Wahrheit hinnahmen, die ihnen durch ihre untergeordnete Stellung, ihre Untüchtigkeit, ihre Ohnmacht sich bestätigt hatte, besaßen sie weder genug Abstraktionskraft, noch genug geistige Elasticität, um einem andern Beweisgrund Raum zu geben, sich von ihrer Mitbrüderschaft gegenüber den übrigen Menschen überzeugen zu lassen, um ernstlich zuzugeben, daß sie in irgend etwas ihnen ähnlich wären, daß sie wirklich einen und denselben Gott dort oben, dieselben Rechte hier unten haben könnten! . . . . Wird je die Möglichkeit eintreten, sie von ihrer Entsagung abzubringen, ihnen zu beweisen, daß diese auf einem Betruge, einem Irrthum beruhe? Wird es je möglich sein, ihnen die hohe Würde ihres Ursprunges, den unschätzbaren Werth ihrer mit göttlichem Blut erkauften Existenz, die unaussprechliche Glückseligkeit einer Hoffnung auf ein Jenseits und eine ewigselige Existenz glaubwürdig und begreiflich zu machen? — Wir glauben es!

In Folge dessen, daß die ehemaligen Parias-Zigeuner mit einer Art rührender Demuth auf das Recht verzichteten, ein Land, ein

ihnen zugehöriges Vaterland zu besitzen, entschlüpfen sie heute dem Gesetz der Zerstörung, das sich nach und nach bei allen wildgebliebenen Völkern erfüllt, die sich eine Gegend aneigneten und ein Land assimilirten. Da die Parias-Zigeuner kein Land vertheidigen, wird der Krieg sie nicht ausrotten. Sind sie nicht ausgerottet — dann werden sie bei dem Herannahen der Ära allgemeiner Gnade ihre Bekehrung und Civilisation finden. Überdies hat kein anderes wildes Volk seinen Gefühlen, so edel, so rührend, so stark diese auch in der ursprünglichen Tonleiter der zärtlichen, mütterlichen oder kindlichen, ehelichen oder brüderlichen Liebe sein und sich erwiesen haben mögen, einen allgemeinen, abstrakten, verflüchtigten und zusammengedrängten Ausdruck in der Kunst gegeben. Niemals, so viel wir wissen, hat man Wilde Formen finden sehen, welche ihre Erregungen manifestiren; nie haben sie ein Epos, einen Cyklus von Werken besessen, welche in der Sprache der Kunst das sagten, was sie fühlten, was sie litten, was sie liebten. Die Zigeuner hatten eine Kunst: sie schufen ein musikalisches Epos. Je mehr die Christen in dasselbe eindringen, desto besser werden sie es verstehen; und je mehr sie das wollen, um so mehr werden sie lernen, sie ihrem Schöpfer, ihrem Erlöser und Tröster näher zu bringen.

IV.

Wir besitzen kaum einige unbestimmte Angaben über das Erscheinen der Zigeuner auf unserem Kontinent und ihren ersten Aufenthalt unter den christlichen Nationen. Aber das wenige uns durch die Chroniken jener Zeit von ihnen Bekannte giebt auf identische Weise dasselbe Bild in allen Ländern wieder, und dieses Bild ist dem gleich, das wir vor Augen haben. Demnach ist man gleichsam zu der Ansicht gezwungen, daß diese Rasse, seit wir sie kennen, ja seit sie in ihrem aktuellen Zustand sich befindet, sich in nichts, in gar nichts, weder in ihrer Sprache noch in ihrem Typus noch in ihren Gewohnheiten verändert hat. So, wie wir jetzt die Zigeuner in Europa sehen, so waren sie zu allen Zeiten in Asien und in Afrika; ebenso sind sie in den beiden Amerika zu

finden. Mögen sie unter den Muselmännern oder unter den Heiden oder unter den Orientalen, mögen sie unter Protestanten oder unter Katholiken leben, so bleiben sie dieselben. Man könnte sagen, daß seit den verschiedenen Jahrhunderten, während derer dieses Volk in Berührung mit dem Christenthum, seiner Civilisation, seinen Gesetzen, seinen Sitten, seiner Bevölkerung steht, es nichts verloren, nichts gewonnen, hätte es nicht während seines Aufenthaltes in Ungarn eine Kunst, eine Musik geschaffen.

Im vierzehnten Jahrhundert bemerkt man die ersten Spuren des Zigeunerdaseins in Europa. Von Ungarn aus zogen sie daselbst ein, so daß man schon aus diesem Grunde Ungarn als ihr europäisches Vaterland ansehen dürfte. Es war wenigstens der Mittelpunkt, von dem aus sie sich nach allen Gegenden des Ostens und Westens, nach Rußland und Deutschland, England, Frankreich, Italien, Spanien ꝛc. verbreitet haben. Was Ägypten und die Türkei anbetrifft, so behaupten sie dort gewesen zu sein, ehe sie in Europa landeten; ebenso wird es sich mit den Ländern der Baresken und Marokko verhalten.

Die Nachrichten, welche man über die Zigeuner besitzt, sind fragmentarisch, unvollständig und aller Beweise bar; denn die europäischen Historiker würdigten dieses Volk, das stillschweigend seit fünf Jahrhunderten unter uns lebte, ohne den geringsten Antheil an unseren politischen Wechselfällen zu nehmen, keiner Erwähnung. An allen Katastrophen, an allen Glücksfällen im Kriege wie im Frieden ging es vorbei, ohne sich über irgend eine Existenz zu beunruhigen oder sich Eingriffe in die Rechte irgend einer Autorität zu Schulden kommen zu lassen. Ohne die glücklichen an dem Bankett der Civilisation Theilnehmenden stören zu wollen, schlich der Zigeuner zu seinen Festen, um dort, wenn der Hunger, der Durst, die Nacktheit und die Kälte ihn dazu trieben, einige den Haushunden, den Lieblingsaffen, den Schweinen des Maststalles streitig gemachte Brocken aufzulesen. Der Pflüger auf dem Lande, der Handwerker der Städte, der in Liebeshändel verwickelte Adelige, die vornehme in Intriguen verwickelte Dame — sie sind es, deren begierige und mehr oder weniger bekennbare Leidenschaften von dem Zigeuner

ausgebeutet wurden, wenn er, um von ihren unerlaubten Interessen zu profitiren, die seltene Gewandtheit seines Geistes in Bewegung setzte und an seine Erfindungsgabe appellirend ihre Schwächen als Nahrungszweig für sich benutzte, wenn sie sich den Pfeilen seiner spöttischen Bosheit und seines tückischen Schelmengeistes aussetzten.

Indem der Zigeuner der Obrigkeit, wie auch der Geistlichkeit aller Länder stets mit verstelltem Respekte begegnete, mit derselben Gleichgültigkeit dem Herrscher und dem Gotte aller Nationen gegenüber dieselbe Unterwürfigkeit zur Schau trug, sich gleich wenig um alle seine Opfer bekümmerte, weil sie von ihren eigenen Begierden betrogen wurden, beutete er jedoch die Laster der einen nur dann aus, wenn er durch die lüsteren Insinuationen der andern angereizt wurde: die Schmuggelwaaren des Starken kaufte er nur, um sie dem Schwachen zu verkaufen; den einen saugte er aus, um den anderen zu befriedigen; er war, um Geld und Protektionen zu erpressen, nie um fabelhafte Dinge, um Liebestränke, Zauberversprechungen, verführerische Wahrsagungen verlegen, so lange man solche von ihm haben wollte und so lange er ihrer zu dem Handwerk, das man ihn treiben ließ, bedurfte. Dagegen hat er selten diejenigen in Lügen verwickelt, denen die Lüge fremd war. Er hat sich darauf beschränkt, sich reichlich seines großen Wahlspruchs zu bedienen: „Auf einen Schelmen anderthalbe", wobei er es immer als eine besondere Genugthuung empfand, ihn auf die Juden anzuwenden, die bezüglich der Betrügereien und Gaunereien nur in ihnen ihre Herrn gefunden haben.

Die Literatur des kleinrussischen Dialekts der Ukraine hat den Stoff einer ihrer spaßhaftesten Erzählungen den durchtriebenen Mystifikationen entnommen, welche der Cygan mit dem ernsten Betrüger der Bauern treibt.[1]) So haben die Zigeuner, die, en masse

---

1) Wir führen hier eine Burleske in zwei Bänden an mit dem Titel: Jyd borodaty y Cygan worowaty („Vom bärtigen Itzig und vom Zigeuner Witzig"). Dieses Buch, das fast durchgängig, wie sein Titel, in gereimter Prosa geschrieben ist, bietet eine Reihe höchst komischer Scenen, in welchen die

genommen, vielleicht weniger strafbar sind, als sie es en gros scheinen, ohne zu uns zu gehören, unter uns, trotz der Verfolgungen und Härten, denen jedes andere Volk längst erlegen wäre, als ein Theil von uns gelebt.

Seit die Zigeuner unseren Kontinent betreten haben, suchte man zwischen ihnen und den Israeliten — eine Folge des bald diese, bald jene treffenden Abscheues, der Vorurtheile, die sich zu ihrem Nachtheil anhäuften, der erlogenen und schrecklichen Geschichten, die über sie im Umlauf waren, der abergläubischen Furcht, welche ihre Lebensart einflößte, — eine Art Ähnlichkeit aufzustellen. Von den einen sagte man, daß sie die Kinder männlichen Geschlechts raubten, um in einer ebenso wilden und gotteslästerlichen, als burlesken Parodie auf die Mysterien des christlichen Abendmahls ihr Fleisch und Blut zu verzehren. Von den andern sagte man, daß sie die kleinen Mädchen raubten, um sie eines Tages der Prostitution Preis zu geben und so ihre Frauen der Ausschweifung der Christen zu entziehen. Wenn diese Beschuldigungen jemals wahr gewesen, so müßte man doch wohl fragen: wer trug die Schuld? wer hat diese kriminellen Repressalien zuerst hervorgerufen?

Die christlichen Gesellschaften haben den Juden und den Zigeuner auf theoretischem Gebiet zu wenig und auf praktischem zu viel auseinandergehalten; denn während sie auf die einen immer die Rücksichten nahmen, welche der Reichthum einflößt, zeigten sie den andern die Verachtung, welche die Armuth hervorruft. Dennoch und obgleich die Laster der Zigeuner lästiger und weniger gefährlich als die der Juden waren, wurden sie, sobald sie sich jemand näherten, ebenso gefürchtet wie diese. Für keinen von beiden hatte man die Idee gehabt, ihnen ein neues Vaterland dadurch zu schaffen, daß man ihnen ein Land zur Urbarmachung und zur Bebauung gegeben und sie gezwungen hätte dort zu kantonniren, indem man sie in dessen Grenzen internirte: oder auch dadurch, daß man sie durch die Gleichheit der Rechte vor dem Gesetz ermuthigt hätte,

---

Habgier und die Schlauheit des Israeliten durch die verwegenere Gewandtheit und die mehr inspirirte Schlauheit des Cygan beständig verhöhnt und vereitelt werden.

sich andern Nationen einzuverleiben, ohne sogleich auf die traditionellen Gewohnheiten ihrer Rasse zu verzichten. Die religiöse Intoleranz trägt hieran viel Schuld, noch mehr aber eine abergläubische Furcht und unüberlegte Antipathie.

V.

Karl III. von Spanien, der Verehrer der architektonischen Symmetrie, wie die von ihm hinterlassenen schönen Monumente es beweisen, übertrug jedoch diesen Sinn für Winkelmaß und Richtscheit nicht auf das administrative Gebiet. Er begriff, daß man über die menschlichen Gefühle kein Recht wie über die Steine hat, die man behaut, rund und flach meißelt und nach Belieben oder nach einem allgemeinen Plan aufstellt und wieder fortnimmt; er fühlte, daß sich die Menschen nicht wie Pflanzen eines botanischen Gartens klassificiren lassen. Er hütete sich darum Gesetze zu erlassen, nach denen die Zigeuner gezwungen wären in seinem Staate dieses oder jenes zu sein, wie er es eben für gut fände. Er öffnete ihnen die Pforten seines Königreichs, indem er ihnen freistellte sich an den allgemeinen Vortheilen zu betheiligen und dekretirte, daß jeder Zigeuner, der feststehend ein Handwerk betreibe, darum allein schon als Spanier betrachtet werden solle und, wie dieser, derselben Rechte sich erfreuen und gleiche Ansprüche auf Privilegien erheben dürfe; daß es hinfür verboten sei, seiner Geburt nachzuforschen und ihm mit dem entehrenden Namen Jitano einen Vorwurf oder eine Schande aus seiner Herkunft zu machen, — mit einem Wort, daß sie an allen Wohlthaten der Gesellschaft Theil haben sollten, sobald sie die beiden unvermeidlichen Bedingungen derselben: Arbeit und Gehorsam gegen die Gesetze angenommen hätte.

Borrow spricht ziemlich ausführlich über den befriedigenden und wohlthuenden Einfluß, welchen spätere in dem Sinne Karl's III. fortschreitende Erlasse auf die Zigeuner hätten ausüben können. Allein dieser Monarch konnte nur die Initiative ergreifen, den ersten Schritt thun, den einzuschlagenden Weg zeigen, da die gesetzgebenden Einflüsse, um sich fühlbar machen zu können, mehrere Generationen

16*

überdauern müssen. Was Borrow sagt, berechtigt fast eine gewisse Würde darin zu sehen, daß die Zigeuner so entschlossen jeden Frieden mit der Gesellschaft auf anderm Boden als dem der Gleichheit versagen. In Spanien wurde er zu schnell bei Seite gelegt — anderswo nie vorgeschlagen.

So lange sich unter den Christen keine Fortsetzer und Nachahmer Borrow's finden, keine Männer, die sich dazu verstehen, den Dialekt der Rommy fließend sprechen zu lernen, um als Rommys gelten zu können, so lange man nicht das Zeichen der Schmach von ihrer bronzefarbenen Stirne hinwegwäscht, indem man durch Gesetze das Verschmelzungswerk, welches Carlo Terzero in Spanien begonnen hat, fortsetzt und die ganze Rasse zu christlicher Gleichheit zuläßt: wird sie nie aufhören das zu sein, was sie ist. So lange es Gesetze für die Zigeuner geben wird, so lange werden die Zigeuner außerhalb der Wirkung des Gesetzes bleiben. — In der Geschichte der Menschheit sind sowohl die Generationen wie die Individuen, die Nationen wie die Familien solidarisch: darum muß die civilisirte und geordnete Gesellschaft in einigen ihrer Glieder bis zu der Verworfenheit hinabsteigen, in welche sie die Parias-Zigeuner, sie zu der Kategorie mit menschlicher Sprache begabter Thiere herabwürdigend, gestürzt hat und hier verkommen läßt, ja sie muß in ihrem Schmutz mit ihnen leben, ihre übelriechenden Speisen kosten, die ihre Ungerechtigkeit sie zu verschlingen gelehrt, die ganze Größe ihrer undenklichen Entbehrungen kennen lernen, wenn ihr Herz lernen soll sie wieder zu lieben!

Da, wo Unrecht und Schmähungen in Fülle vorhanden gewesen sind, da muß die Liebe und die Aufopferung in übergroßem Maße eintreten. Mag dem Paria-Cygan zum Bewußtsein gekommen sein oder nicht, daß er vielleicht tausende von Jahren der unmenschlichen Entwürdigung, die ein ungerechtes, geisttödtendes Princip nach sich ziehen mußte, Widerstand geleistet hat — soviel ist ausgemacht: sein Gefühl scheint eine Genugthuung zu verlangen, scheint zu erwarten, daß die Civilisation ihre Lippen an dem Wermuthsbecher der Schande und des Schmerzes netze, den sie ihm so reichlich gefüllt hat, ehe er zu einer vollkommenen Versöhnung schreitet,

deren Verzeihen das schließliche Verwischen der erlittenen Injurie enthalten würde. Der Zigeuner ist Mensch geblieben: denn er ist noch Poet, und darum ist es ihm unmöglich, so lange die Gesellschaft sich dessen erinnert, zu vergessen, daß man ihm wie einem reißenden Thiere nachstellt, daß man sein Haupt jedem Mörder für vogelfrei erklärt, daß man das Blut und die zahllosen Thränen so vieler Herzen vergossen hat, die in ihrem Unglück zufrieden, ihrer Armuth ebenso treu geblieben sind wie ihren Gefährten, diesen Geschöpfen Gottes, denen man Gott geraubt!

VI.

Von religiösem Gefühl und lobenswerther Menschenliebe beseelt nahm sich Maria Theresia von Österreich der Zigeuner besonders an. Sie wollte ihren Leiden abhelfen und ihre Theilnahme an ihrem Los beweisen. Und so versuchte sie für dasselbe nach selbstentworfenen Bedingungen eine neue Grundlage festzustellen — von ihr möglicherweise als eine Art Charte betrachtet, die man ihnen oktroyirte. So besonders wohlwollend aber auch die Sorgfalt war, welche die große an der Spitze der europäischen Angelegenheiten stehende Fürstin der Regierung ihres treuen Ungarlandes widmete, das ihr durch diese Horden ohne Treue und Gesetz, ohne Haus und Herd beunruhigt zu sein schien, so konnte sie unmöglich weder die Muße haben sich zu erkundigen, noch die Gelegenheit zu erfahren, welcher Geist diese Elenden, die nicht nur auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft, sondern fast unter derselben standen, thatsächlich belebte.

Wie wäre es für sie auch möglich gewesen, die Zigeuner nicht als die verächtlichste und letzte aller Menschenklassen zu betrachten, da natürlicherweise ihre ganze Nation und ihre sämmtlichen Rathgeber in dieser Ansicht übereinstimmten? Wie hätte es ihr jemals einfallen können, sich die Frage vorzulegen: wer sie seien? und warum sie das seien, was sie seien? Die Jahrhunderte hatten die Geringschätzung, die ihnen ward, gleichsam sanktionirt. Die Niedrigkeit ihrer Abkunft und ihres Gemüths erschien als eine so

vollständige Thatsache, daß bezüglich dieses Punktes niemand einen Zweifel auch nur für möglich gehalten hätte. Die fromme Königin glaubte sehr gütig gegen sie und voll Mitgefühls zu sein, ja eine großmüthige Gerechtigkeit und zarte Fürsorge zu bethätigen, als sie es unternahm, dieselben in eine Art Specialkaste einzupferchen, sie mit Zwang zu Ackerbauern zu machen, sie gewaltsam dem Reiz ihres unregelmäßigen, heimatlosen Lebens zu entreißen, sie zu taufen und ihnen die Polizei als Pathen zu ihrer Taufe zu laden! Unter solchen Umständen ist es wirklich nicht auffallend, daß, nachdem sie für ihre Unterthanen so viel angeordnet und in Bezug auf sie so viele ermüdende Papiere gelesen und wieder gelesen hatte, aber dennoch bemerken mußte, daß diese angesichts ihrer Wohlthaten, die in Folge ihres königlichen Schutzes, kostbare Brosamen, in reichem Maße von dem kaiserlichen Tische gefallen waren, sich nicht glücklich und geehrt fühlten, sie dieselben für Ungeheuer von Undankbarkeit hielt.

Als Maria Theresia diese Maßregeln traf, war sie von der Absicht geleitet, die gute Ordnung ihrer Staaten, man möchte sagen: die tadellose Reinlichkeit ihres Innern, die den verschiedenen Elementen ihres Haushalts entsprechend charakterisirten Amtsgeschäfte bis in die kleinsten Einzelheiten zu sichern. So versteht sich von selbst, daß die gewissenhafte Familienmutter sich sehr beleidigt fühlen mußte, da Schwierigkeiten und Widerstand zu finden, wo sie Anerkennung, ja vielleicht einer enthusiastischen Dankbarkeit zu begegnen glaubte. War es auch anders möglich? Sie wußte nicht, wie es bei derartigen Fällen meistens ist, daß das edle Motiv, welches sie zuerst angespornt hatte sich mit diesem unbedeutenden Zweig der Administration ihrer Länder zu beschäftigen, unglücklicherweise bei der engherzigen und beschränkten Durchführung ihrer freisinnigen Absichten vollständig verloren ging. Man war nur bemüht sich bei der Ausführung an ihre Verordnungen zu halten und das von ihr beabsichtigte so wünschenswerthe Ziel zu erreichen, ohne weiter danach zu fragen, ob auch die zur Erreichung dieses Resultats gewählten Mittel die richtigen seien.

Die Zigeuner entzogen sich nun nicht mehr der Taufe, die sie als eine einfache Ceremonie, eine Art Handlung ansahen, die nicht schaden, vielleicht aber nützen kann, entschlüpften jedoch nichts desto weniger, wie ein schlüpfriger, ungreifbarer Körper, jedem Gebiet, auf dem man sie zu halten versuchte, jeder Einreihung in den staatlichen Gesammtplan, jeder Linie, durch die ihre Stellung und ihre socialen Verhältnisse begrenzt werden sollten. Als man versuchte sie mit Gewalt auf einem der Felder unseres großen lebendigen Schachbrettes festzuhalten und sie unter dem Namen einer der kleinsten Figuren, die Rang und Platz einnehmen, in das Verzeichnis und die Statistik der verschiedenen Bevölkerungen einzutragen, lachten sie nur über diese ungeschickten Versuche und dachten nicht im geringsten an die Vortheile, die man ihnen, wenn auch auf verkehrte Weise, darbot, um sie dahin zu bringen, ihre Mutter Natur, ihr immer bewegliches Leben, die ungezügelten Freiheiten ihrer momentanen Einfälle, ihr Recht auf einen träumerischen Müßiggang — alles Dinge, die in ihren Augen heilig waren — aufzugeben.

Sie sträubten sich gegen Verordnungen, welche bezweckten, ein Volk, das gewissermaßen wie eine flüssige Masse, die auseinanderläuft, verrinnt, überfließt, verdunstet und sich verdichtet — man weiß nicht wie? oder warum? — sozusagen fest zu machen, jenem geheimnisvollen uns umgebenden Dunst des Kosmos gleich, der bald flammende Meteore, bald schwere, plumpe Feuerkugeln hervorbringt. Als man sah, wie widerstrebend diese Menschen waren, wollte man ihrem verwegenen Leichtsinn Einhalt thun. Und als man nicht zum Ziele kam, wurde man erbittert: man verfolgte, hetzte, quälte, folterte sie. Je weniger die Verbesserungen, die man ihnen anzubieten geruhte, sie heranzulocken vermochten, desto größer wurde der Unwille, besonders bei den Subaltern-Beamten, die es als eine Demüthigung erachteten, sich mit dergleichen quidam befassen zu müssen. Da es in ihrem Vortheil lag, schilderten sie dieselben von nun an höheren Orts als eine schädliche Brut, was ihnen nicht schwer wurde.

Aus Schmeichelei für die hohe Gesetzgeberin, um nicht zu sagen, daß ihre Bestimmungen von ihren Rathgebern, von denen

sie überdies mißbilligt worden waren, auch mißverstanden worden seien, um nicht ihren schlechten Erfolg eingestehen zu müssen, gaben sie die Schuld lieber den von den Verordnungen Betroffenen, als denen, die sie unter falscher Annahme fabricirt hatten, übernahmen es die Verleumdung und die Angeberei, triftige Gründe für die Grausamkeiten, denen die Zigeuner ausgesetzt waren, zu erfinden, und gaben sich dabei der barbarischen Hoffnung hin, da man sie nicht den vom Throne ausgegangenen Vorschriften gemäß in den Staat einreihen konnte, sie endlich durch dieselben auszurotten.[1]) Sie duldeten, sträubten sich bisweilen, entflohen oft und ermüdeten schließlich die Verfolgung ohne sich vertilgen zu lassen, aber auch ohne ihre Liebe zu dieser ungarischen Erde aufzugeben, auf der sie bis dahin weniger als anderswo gequält worden waren. Sie maßen ihr nicht die Schuld für die Quälereien bei, die, wie sie voraussahen, nur eine kurze Dauer hatten und die nicht das Geringste weder bei noch in ihnen zu ändern vermochten. Die Zeit verging, ohne daß ihre Sense, die gegen alle von der Hand des Menschen mit so vieler Anstrengung geschaffenen und durch seine Weisheit mit so vieler Mühe erhaltenen Dinge so mächtig ist, den geringsten Theil ihrer tausendjährigen und unveränderlichen Gewohnheiten von unbezwingbarer, prahlerischer Freiheit, die sorglos ihres Verächters spottet, berührt oder auch verändert hätte.

Man könnte sich darüber wundern, daß die heftigste von den Zigeunern je unter den Christen erlittene Verfolgung gerade in dem Augenblicke ausgeübt wurde, als das Beste ihres Geistes sich in ihrer Kunst einen Ausdruck schuf! Noch dazu in dem Augenblicke, als diese Kunst bevorzugt, am meisten geschätzt und am höchsten gewürdigt, ja man kann wohl sagen: von den glänzendsten Spitzen der europäischen hohen Gesellschaft mit begeisterter Bewunderung aufgenommen wurde. Eine so unerwartete Erscheinung erklärt sich indessen bei näherer Untersuchung durch die Reaktion, die ein allzustarker Einfluß immer hervorruft.

---

1) Siehe Grellmann, welcher mit Entrüstung die Verfolgungen beschreibt, die sie wegen der vorgeblichen Menschenfresserei zu erdulden hatten.

Es war zur Zeit der Epoche Maria Theresia's, als die Musik der Zigeuner den Gipfel ihres Ruhmes in Ungarn erreichte, nachdem sie sich auf dieser gastfreundlichen Erde langsam entwickelt und glänzend entfaltet hatte — ein Umstand, den sie dem sympathischen Verständnis, das sie dort fand, verdankte. Jahrhunderte hindurch hatten die Könige und Fürsten dieser Länder sie als die schönste Zierde ihrer Feste, die feierlichste Begleitung ihrer Trauer angesehen. Als der ungarische Adel während einer Regierung, die seinem edlen Enthusiasmus ihr Glück und ihre Stärke verdankte, eingeladen wurde sich in Wien heimisch niederzulassen, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seine große Kunst bei Hofe vorzustellen und in seine vornehmen Häuser einzuführen. Aber was geschah? Je mehr der transleithanische Adel sich die Musik der Zigeuner, die er als eine nationale Kunst betrachtete, aneignete, desto mehr wurde es ihm eine Ehrensache, ihr die Bewunderung des wiener Adels zu gewinnen — ein Streben, das, beiläufig gesagt, ihm nur sehr mittelmäßig gelang: denn man muß asiatisches, magyarisches, ja vielleicht Wanderblut in den Adern haben, um einen innigen Genuß, eine Wollust, wie sie der Haschisch mit seinen wunderbaren Träumen erweckt, in ihr zu finden, um sich in die wildfeurige Lustigkeit der Frischka's, in die düstere Trostlosigkeit des Lassan versetzen zu können. Die Kaiserin wurde natürlich vor allen anderen eingeladen, das, was man die „königliche Musik" Ungarns nannte, zu bewundern und ihre vorzüglichsten Orchester, die aus den besten aller Orchester des Landes, sowie aus ihren berühmtesten Virtuosen zusammengesetzt waren, zu hören. Gerührt von so viel Talent, so viel Genie nahm Ihre allergnädigste Majestät sich vor, die Rasse, die im Stande war eine solche Kunst und solche Künstler hervorzubringen, ihrem wilden Zustande zu entreißen!

Dies war ein Unglück. Denn damals wußte man noch nicht, daß die Künste im allgemeinen — und die Musik insbesondere — jede nach ihrer Art den inneren Zustand, die psychologische Tonalität der nationalen Mitte, in der sie geboren ist, in der sie sich entwickelt und zu einem Grade entfaltet hat, der sie Allen zu einem

Gegenstand der Liebe und des Stolzes macht, reproducirt, ausdrückt und offenbart. Man sah das Vorherrschen gewisser Künste in gewissen Ländern als ein Werk des Zufalls oder auch als eine durch gewisse natürliche Ursachen hervorgebrachte Thatsache an, wie es sich z. B. mit einem schärferen Auge, einem besseren Gehör, mit schöneren Stimmen u. s. w. oder auch ganz und gar, wie es sich mit den gastronomischen Erzeugnissen, den westfälischen Schinken, Straßburger Gänseleberpasteten, Trüffeln von Perigord, Zuckerwerk von Verdun u. s. w. verhält, welche da am vortrefflichsten sind, wo der Boden die besten zu ihrer Verfertigung nöthigen Produkte darbietet. — So hielt man auch die Kunstfertigkeit der Cygany für eine Specialgeschicklichkeit, die irgend einer Subtilität ihrer Organe zu danken sei und die ebensowohl in der Fähigkeit bessere Schuhe, bessere Stickereien, bessere Juwelen, oder bessere Pasteten zu machen hätte bestehen können. Wie hätte am wiener Hofe bei einer so beschränkten Einsicht in die Bedeutung der Kunstsprache, in das, was die Kunst eingiebt, in das, wie sie es ausdrückt, — wie hätte man am wiener Hofe von der Schönheit der Zigeunerkunst auf die Bedeutung der Gefühlserregungen, denen sie Ausdruck verleiht, auf die Natur des Gefühls der Zigeuner selbst schließen können, — auf dieses Gefühl, das doch in ihr nur ein Mittel findet, sich an den Tag zu legen, sich zu verbreiten und den übrigen Menschen gegenüber sich zu bestätigen?

Der Beweggrund, welcher die Maßregeln Maria Theresia's leitete, war vortrefflich, rührend und von mütterlicher Fürsorge eingegeben. Sollten die Zigeuner einst begreifen lernen, was Geschichte ist, ein Urtheil über ihre eigene Geschichte — und bezöge sie sich auch nur auf Ungarn — gewinnen, dann werden sie ihr sicherlich noch Dank für dieselbe wissen. War es die Schuld dieser so bewunderswerthen Frau, welche die Ära männlich tugendhafter Fürsten inaugurirte, daß ihre christlichen Absichten, als diese die büreaukratische Probe durchmachten, einen schroffen Charakter annahmen, der ohne Rücksicht auf das Temperament der Zigeuner diese Leute, aus denen solche Künstler hervorgingen, wie menschliches Fleisch, wie eine Art durch Müßiggang verderbter Landstreicher behandelte, deren Toll-

heit, Laster und Verbrechen unterdrückt werden müßten, um sie mit Güte oder Gewalt in die Schranken einer administrativen Klassifikation einzuverleiben?

Durch eine solche Behandlung wurde der Zigeunerstoff, um einen Ausdruck der Chemie zu entlehnen, voll Widerstand. Man machte nichts aus ihnen und hatte keinen Einfluß auf sie; die Zeit verfloß und fand sie nach Maria Theresia durchaus auf demselben Standpunkte, wie vorher.

Die Zigeuner in Ungarn.

I.

Die Zigeuner, die das Wasser aller Ströme und das Brot aller Kornfelder der Erde kosten, kamen eines Tages vor langen, langen Zeiten auch in die Hochebenen, in welchen sich die Magyaren niedergelassen hatten, und schlugen daselbst ihre Zelte auf. Die Magyaren, Abkömmlinge einer Rasse, die, wie die Zigeuner, aus weiter Ferne gekommen und vielleicht mit denselben verwandt waren, hatten mehr als andere barbarische Eroberer zum Gebrauch des öffentlichen und officiellen Lebens das Latein, diese edle Sprache der alten römischen Welt angenommen, waren aber trotzdem weniger als andere occidentalische Nationen von den Sitten und Gewohnheiten berührt, deren schöner und majestätischer Ausdruck das Latein war; denn in dem Lande, dessen sie sich bemächtigt hatten, fanden sie nur wenige Spuren ihrer Gesetze, ihrer Kultur, ihres Geistes, wohl weil sie in keinen engen Verkehr und in keine häufige Berührung mit der Hauptstadt dieses Reiches, zu dessen Zerstückelung auch sie beigetragen, getreten waren. Vielleicht, daß sie gerade hiedurch irgend eine unbestimmte Erinnerung an ihre eigenen Wanderungen und an die Zeiten sich aufbewahrten, da auch sie unaufhörlich gegen Westen und Süden zogen und ihre Vorfahren noch unkultivirt waren, wie die Cygany.

Daher mag es kommen, daß, als diese vor vielen Jahrhunderten in ihr Land eintraten, sie keinen so heftigen Widerwillen gegen die sonderbare Individualität derselben empfanden und ihre nomadisiren-

den Gäste, deren unbändiger und zügelloser Freiheitssinn ihnen wohl nicht so ganz und gar unverständlich war, nicht so brutal unterdrückten, wie andere es thaten. Sie hielten diese sich ewig auf der Wanderschaft befindenden Stämme überhaupt für unschädlich und ließen sie darum friedlich und unangefochten leben. Und die Fremdlinge, die bald fühlten, daß sie hier unter einer weniger feindlichen Zone sich befanden, hier weniger als anderswo durch drückende Maßregeln gequält wurden, blieben — wenn auch nicht für immer — ansässig. Obwohl sie zu keiner Zeit zu legislativen Versuchen, seien sie theokratischer, gouvernementaler oder administrativer Art, um ihre Lebensweise zu ordnen und zu regeln, Gelegenheit gaben, obwohl sie immer jeder Gewöhnung an ein seßhaftes Leben, jeder Association der Interessen widerstrebten, zeigten sie sich ohne gehässige Empfindungen, ohne Böswilligkeit, ja fast als Freunde einer Nation, in welcher der religiöse Fanatismus, polizeiliche Vorsicht und sociale Eitelkeit nicht so weit gingen, um ihnen den ruhigen Genuß der Freuden streitig zu machen, welche ein Leben am Herzen der Natur, ein Dasein nach ihrem Sinn, gewährt. Da sich kein Übelwollen in die Geheimnisse ihres Vagabundirens drängte oder störend sich in ihr Thun und Lassen mischte, noch ehe es strafbar war, und da niemand an ihren Ausnahmsbeziehungen zu den andern Menschen so viel Anstößiges fand, trieb diese Neuangekommenen weder die Langeweile, noch eine Nothwendigkeit oder ein Wunsch dazu, diese Gegenden zu verlassen, wo man ihnen einen unbenutzten Platz nicht mißgönnte noch verweigerte.

II.

Aber auch außerdem fühlten sich die Rommys wohl in dem Schoße eines ebenso reichen wie milden Klimas, das nichts von jener ermüdenden Einförmigkeit gewisser temperirter Zonen besitzt, wo kaum ein Unterschied die Jahreszeiten von einander trennt, wo der Winter nicht kalt, der Sommer nicht heiß ist, folglich weder Frühling noch Herbst eine Bedeutung in sich tragen und nur im Kalender stehen, dessen Rubriken dem ganzen Globus dieselben atmospärischen

Zeiten zutheilen. Obwohl das Klima Ungarns in seiner weiten und reichen Klaviatur alle Baß- und alle Diskanttöne der so bezeichneten Temperatur besitzt, hat es doch nicht den gewaltsamen und drückenden Charakter der Polar- und der tropischen Länder, deren erschreckende Monotonie die Seele herunterstimmt und herunterdrückt und sich in der Endlosigkeit eines Winters oder eines Sommers für sie gleichsam zu einer ewigdauernden Geißel flicht. - Das Ungarland kennt keine Monotonie, keine sich aus ihr schaffende Geißel! Je nach den Jahreszeiten breitet sich über seine Oberfläche eine glänzende Schneedecke oder ein blendender Sonnenschein, wodurch es auf Momente Theil hat an den hinreißendsten Schönheiten der entgegengesetztesten Pole. Man kann daher nicht umhin, wenn auch nur im Vorbeistreifen, zu bemerken, welche Harmonie, welche Konkordanz, ja, sagen wir, welche Sympathie zwischen den verschiedenen Zügen der ungarisch-klimatischen Temperatur und den verschiedenen Zügen des zigeunerischen Temperamentes existirt. In diesem Klima, das die poetischen Übergänge eines strengen, schneeprangenden Winters zu einem brennendschwülen, glühenden Sommer in sich trägt, zwischen ihnen Frühlinge voll jugendheiterer Lieblichkeit, Herbste voll gewichtigen Reichthums, fanden die Rommy jene Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit, welche den gewaltsamen Gefühlserregungen entspricht, nach denen sie mit solcher Begierde verlangen.

Keiner der Eindrücke einer wechselvollen klimatischen Temperatur, die den entferntesten Sphären eigen sind, war ihnen hier entzogen — hier störte sie keine übermäßige Dauer, hier fehlte ihnen keiner der Übergänge, die den Reiz und den Rausch des Kontrastes erhöhen, indem sie denselben vorbereiten und mildern. Diese Rasse, bei welcher der Kontrast das unwägbare, fördernde und elektrisch belebende Fluidum mit seinen beiden Polen — dem aktiven und dem negativen — zu verkörpern scheint, konnte sich nach einander tränken mit Kälte und Wärme, mit Licht und Schatten, mit Sicherheit und Gefahr, ohne die sengenden Strahlen der Wüstensonne, ohne das tückische und unbesiegbare Gezücht, welches die heimtückische Vegetation des Äquators in ihrem Schoße birgt, fürchten zu müssen,

so wenig als die tödtende Unthätigkeit und stumpfe Betäubung des endlosen Dämmers der Nordnacht.

In Ungarn fanden die Zigeuner Freude daran, ihre Tollkühnheit zu üben, während der Schneezeit ihre Körper abzuhärten, um nach der Sonnenwende im Juni sich vollzusaugen an den Strahlen und der Gluth des Lichtes. Dazwischen hatten sie Zeiten voll Nebel und Regen. Da sie aber die Geschenke der Natur, das Schauspiel ihrer Metamorphosen, über alles und ganz besonders dann lieben, wenn sie, ein wahrer Proteus, in beständig veränderter Gestalt erscheint, befanden sie sich wohl auf diesen Breitengraden, wo sie ihre geliebte Natur in so verschiedenen Gestalten bewundern konnten. Sie besaß hier alles: große Ebenen, große Ströme, große Wälder, große Einöden, Gebirge und Hügel, Herden und Weinberge, tiefe Abgeschiedenheit und volkreiche Städte, ein heldenmüthiges Volk, poetische Seelen, fröhliche Charaktere, humoristische Geister, gute Herzen, mitfühlende Menschen! Hier lebten sie sorglos — bald lustig, bald ein Raub ihres düstern Wesens, aber immer schwelgend in dieser leichten Unabhängigkeit, mittels derer sie im Leben ebenso wie in der Musik ohne alle Übergänge von den leidenschaftlichsten Krisen, von konvulsivischem Wohlbehagen ganz grundlos zu Anfällen tiefsten Kummers übergehen, in welchen sie Nächte hindurch dem unheimlichen Ruf der Eule lauschen, Stunden lang den flimmernden Glimmer und Quarz an den Steinen des Weges anstarren, ganze Tage den über dem flachen Rasen der Wiesen hängenden Wolkenschatten betrachten und dabei wie eine in weite Gewänder gehüllte Figur Michel Angelo's zusammengekauert dahocken, bis sie von dieser ununterbrochenen Aufmerksamkeit ermüdet, auf dem Rücken liegend, die Hände hinter dem Kopf, einschlafen.

Wenn der Winter wie ein von der Tag- und Nachtgleiche des Frühjahrs aus dem Felde geschlagener Tyrann abzieht, aber seinem Sieger nur ein verheertes Land überläßt und die Erde, in Unordnung gerathen, ein Opfer der Überfluthungen wird, die in diesem Lande fürchterlich die Ufer verwüsten und Schrecken bringend diese überstürzen und sich zu großen und weiten Wasserflächen ausbreiten, in denen,

wie in grausamer Ironie, sich die Frühlingssonne fröhlich bespiegelt, wie in einem unermeßlichen venetianischen Spiegel, über den man von Zeit zu Zeit eine Handvoll Diamanten hinabrollt: dann kann man oftmals den Zigeuner springend und jauchzend vor Lust finden, als wäre er hier in seinem eigensten Element. Wenn alsdann die Ausdünstungen der dampfenden Erde, einem schnaubenden Renner gleich, die Luft mit einer herben und belebenden Feuchtigkeit füllen; wenn der Schrei der Angst, der Agonie und des Todes ohne Echo in dem allgemeinen Jubilate der erzeugenden Kräfte der hervorbringenden Natur verhallt; wenn diese Natur, gleich einer jungen, auf das Entfalten ihrer schöpferischen und belebenden Kräfte stolzen Mutter, das Joch abschüttelt, welches ihre Thätigkeit unterbrochen hat, und in ihrer seligen Umwälzung unberührt vorbeigeht an dem Entsetzen und der Verzweiflung des Menschen: dann athmet der Zigeuner in vollen Zügen diese von Schmerz und Stolz vibrirende Atmosphäre ein, wo alle Trübsale von dem erhabenen Toben der entfesselten Elemente verschlungen werden, wie seine eigenen Träume von dem Freudenjubel der Natur.

Aber — und dies darf nicht vergessen werden — er identificirt sich nur mit allen diesen aufregenden, unvorhergesehenen Ereignissen, bei denen so viel Trauer mit so viel Glanz umhüllt wird, um sich darauf in neue Perioden scheinbarer Gefühllosigkeit, in eine dem Idiotismus ähnliche Stumpfheit zu werfen. Dann kann er wieder nach allen Richtungen hin die Nadelwälder durchkreuzen und hier — doch ohne deren Zahl zu finden — die leuchtenden Streiflichter zählen, mit denen die flüchtige Sonne auf ihren röthlichen Stämmen spielt, jenen Fragmenten von Wahrheiten ähnlich, welche der Mensch durch die Zwischenräume der zwischen ihn und die Sonne der Gerechtigkeit gestellten Dinge erblickt; dann wieder neugierig die meergrünen Schichten betrachten, welche bei Sonnenuntergang wie ruhig gen Abend schwimmende, lange, schmale Schwertfische den Horizont begrenzen; oder mit großen Schritten auf den Brachfeldern umherirren, ohne sich zu fragen, wohin man kommt, während zu diesen Zeiten der allgemeinen Depression die Herbstnebel alles in ihre feuchte

Umarmung schließen, — alles das ist für den Zigeuner ein Vergnügen, dessen melancholische Tröstung er allein versteht.

Kommt der Sommer, dann finden diese sonderbaren Kinder, die nie aufhören wollen es zu sein, eine Freude daran, sich auf irgend einem kleinen Grashügel zu lagern und da den frühen Morgen mit seinem grauen lauen Schimmer zu belauschen, der zitternd, wie der Widerschein eines Riesensmaragdes, durch das frische, zarte Grün der jungen Sprossen hindurchblinkt, die flach und glänzend Porzellanblumen gleichen; oder auch sie amüsiren sich von der Höhe eines Abhanges aus die Wellenbewegungen eines vom Winde sanft geschaukelten Weizenfeldes zu zählen, das hin- und herwogt wie ein flüssiges Goldmeer. Dann wieder belauern sie die Schwalbe, wie sie Leckerbissen für ihre Jungen sucht und, ehe sie in ihr Nest zurückkehrt, mit ihren schnellen kreisenden Bewegungen dicht die Erde streift, ohne sie je mit den Spitzen ihrer Flügel zu berühren; oder auch sie starren selbstverloren ohne Bewußtsein von sich und ihren Blicken in das sanfte Blau des Himmels, dessen unbefleckte Reinheit sich in irgend einer kleinen Moorpfütze widerspiegelt, ganz wie kraft eines übermenschlichen, erhabenen Mitleids das Gefühl des Schönen auch in einer niedrigen Seele einen Widerschein finden kann — in der Seele eines Cygan parvulissime, welche ihn, den Cygan, weit mehr zur Natur als zur Menschheit gehörig empfindet.

III.

Dank dieser Art von G o t t e s f r i e d e n konnten die Zigeuner dort in Ungarn, weniger verfolgt und beschimpft als anderswo, ihre Eindrücke und ihr inneres Leben genugsam koncentriren und sammeln, um die geheimen Motive ihrer extravaganten Anhänglichkeit an ihre räthselhafte Rasse, an ihren zweifelhaften Ursprung, an das Leben in freier Luft, an die Gemeinschaft mit der Natur poetisch zu übersetzen. Dort fanden sie in Mußestunden ohne Gefahr, in einem von Hunger selten aufgestachelten und von Verfolgung viele Generationen hindurch ungestörten Müßiggang hinlänglich Zeit zu träumen; ihre Einbildungskraft konnte sich ganz nach Ge-

fallen poetisch ergehen, ihre instinktive Begeisterung in Inspirationen verwandeln und ihren gestaltlosen Träumereien Gestalt verleihen. Dort konnte ihre Phantasie ungehindert herumschweifen, dort konnten sie ihre Tage in süßem, sorglosem Schlendrian verbringen, sich in der Unthätigkeit ernüchtern, ohne bestimmten Gegenstand grübeln, über die Tragweite ihrer Erregungen nachdenken und — wenn sich so sagen läßt — das, was zu schwerfällig und zu konkret an ihnen war, verflüchtigen, so daß sie eines Tages einen ätherischen, empfindlichen und doch immaterialen Körper annahmen, indem sie eine Form bekleideten, deren langsame, aber beständige Vervollkommnung eine besondere Kunst hervorbrachte — eine Kunst, in welche sie alle Sehnsucht und alle Gährungen ihrer ebenso trägen, wie leidenschaftlichen Seele gossen.

So lernten sie sich selbst besingen, sich selbst die Geschichte ihres inneren Wesens erzählen, sich ein Epos schaffen und dennoch fortfahren, mit einer stolzen Trauer ihre Traditionen, wenn sie solche besaßen, ihre entfernten Erinnerungen an Niederlagen, an den Verlust ihres Herdes, ihres Vaterlandes, an ihre Auswanderung zu verbergen, über welche sie jedoch nicht erröthen, da sie verweigern sie durch Mischung mit glücklicheren Rassen aus dem Gedächtnis zu wischen, um stolz das zu bleiben, was sie sind: Parias.

Die Sicherheit, die sie ungestört schlafen, furchtlos im Schatten der Wälder, in denen Attila dereinst eingedrungen war und die Arpad sich angeeignet hatte, sich verirren ließ, die sie nicht mehr nöthigte ihre ganze Aufmerksamkeit auf Mittel, die ihnen die Nahrung sicherten, auf List und Betrug zu koncentriren und ihr Leben mit Geheimnissen zu umgeben, um es vor Schmach, vor Gefängnis, vor Märtyrerqual und Tod zu schützen, gab ihnen die Möglichkeit, mit den Menschen eine andere Sprache als die der Noth zu reden und sich nicht immer darauf zu beschränken, in ihrer Gegenwart nur zu fabuliren und zu spotten und Lüge auf Falschheit zu häufen.

Zufrieden, obgleich in Armuth und ohne irgend einen Überfluß, aber doch in Ruhe und Frieden leben zu können, fanden sie Spaß daran, einen unschuldigeren Pfennigerwerb als den der riskanten Wahrsagekunst und der Prellereien des Roßhandels auszusinnen.

Es machte ihnen Freude, denen Freude zu machen, deren barmherzige Freigebigkeit es ihnen ermöglichte etwas zu finden, um nicht vor Müdigkeit und Kälte zu sterben, ohne immer betteln, betrügen oder stehlen zu müssen. Ihre Erkenntlichkeit für diese Freiheit, die ihnen tausendmal lieber als Almosen war, schuf sich einen Ausdruck, indem sie ihren Wohlthätern mit poetischem Adel die unschätzbaren Schönheiten der Kunst für die unschätzbare Gabe der von ihnen gewährten verständnisvollen Güte darboten.

Ein Publikum vor sich bemerkend, welches für das, was sie ihm in der erhabenen Sprache der Kunst vom Schönen erzählen konnten, bewegt und empfänglich war, nahmen sie ihre Zuflucht gern zu diesem Mittel, sich selbst noch mehr als durch tanzende Bären zu entzücken, indem sie ihr Auditorium durch schwungvoll rhythmische Ergüsse fesselten und ihm ihre tollen und zerrissenen, hohen und tiefen Freuden malten, obgleich sie sich vollständig unbewußt darüber waren, woher sie kamen, wohin sie gingen. Sicher —: sie kamen aus den geheimsten Falten der zum Bilde ihres Gottes geschaffenen menschlichen Seele und flossen, ohne es zu wissen, zurück zu diesem Gotte, wie alles Endliche in das Unendliche, alle Zeit in die Ewigkeit hinüberfließt. Diese Melodien waren oft auch Klagegesänge, Elegien, wie das Menschenherz sie erzeugt, wenn es den erhabenen Sinn für unbefleckte Glückseligkeit in sich trägt, diese stets ahnt, mit einem glühenden Eifer sie sucht — mit einem Eifer, der sogar bis zur Erbitterung sich steigert, wenn er nur Minuten, Sekunden finden kann, die das Dasein dieser Glückseligkeit beweisen, ohne sie zu geben! Die Beifallsbezeugungen ihrer „hörenden" Zuhörer hallten ihnen, wie ein Echo, ihre eigenen Empfindungen zurück und spornten sie an, dieselben in noch köstlicheren Weisen auszudrücken und sie zu objektiviren, soweit es der Künstler thun muß, um beurtheilen zu können, ob seine Form seinem Gefühl entspricht, um sich selbst gegenüber präcisiren zu können, welches Gefühl sie in seiner ganzen Stärke wiedergiebt. Je mehr sie sangen, desto besser sangen sie; je besser sie sich verstanden, je mehr sie sich geliebt, gefeiert fühlten, desto besser und desto mehr wollten und konnten sie musiciren.

IV.

Die ihrer Natur nach reflexible Kunst entfaltet sich nur in reflektirender Mitte. In einer Atmosphäre ohne Resonanz sah man sie niemals sich schön entfalten und wird man sie niemals sich schön entfalten sehen. Ihr Keimungsproceß vollzieht sich nur unter dem Einfluß der beständigen Cirkulation eines sympathischen Fluidums zwischen dem Künstler und dem Publikum. Ihr Wachsthum findet nur unter der Bedingung statt, daß ihre erste Befruchtung sich durch die vielfältigen Strahlen einer liebenden Wärme ins Unendliche vervielfältigt.

In den Zeiten und Umgebungen, in welchen die Kunst schon eine großartige Entwickelung erreicht hat, finden sich oft Künstler, welche den augenblicklichen Erfolg, eine zu leicht errungene Achtung, eine wenig zu schätzende Gunst, banale Beifallsbezeugungen verachtend eher an die Bewunderung ihrer Nachfolger als an die ihrer Zeitgenossen appelliren, sei es daß sie Themen zu ihren Liedern wählen, mit denen ihre Umgebung wenig vertraut ist, oder daß sie mit ihren neuen, einem neuen Ideal entsprechenden Formen dem langsamen Fortschritt ihrer Kunst vorauseilen, um ihre unvermeidlichen Transformationen zu fördern. Ehe aber die Kunst die Periode erreicht, in welcher ihre Lebenskraft stark genug ist, um weder unter dem Frost der Voreingenommenheit und der Unkenntnis, noch unter den Stürmen der Vorurtheile und des Hasses, noch unter der entmuthigenden Opposition zäher Gleichgültigkeit zu leiden, kann sie die Schwäche ihrer ersten Kindheit nur dann überwinden, wenn sie in verständigen Herzen einem fruchtbaren Erdreich begegnet. Zu dieser Zeit gleicht sie dem heiligen Feigenbaum Indiens, welcher nur da eine reiche Vegetation erreicht, wo jeder seiner sich dem Boden zuneigenden Zweige sogleich Wurzel schlagen kann und so seinerseits zum Stamme wird. Der Boden ist die menschliche Seele; die Erzeugnisse der Kunst bilden diesen symbolischen Wald, dessen Bäume alle durch ihre oberen Zweige miteinander verbunden sind, um den Herzen, die unter ihre lebenden Bogen sich flüchten,

um hier der brennenden Gluth der zum Vertrocknen und zur Unfruchtbarkeit führenden Leidenschaften zu entfliehen, Schatten und eine köstliche Frische zu bieten.

Ein Volk oder ein Land kann von der strahlenden Pracht der Kunst nur dann erhellt werden, wenn bei dem Erscheinen ihres ersten Fanals auf einer Höhe sich sogleich auf anderen Gipfeln ihm entsprechende Leuchtfeuer entzünden. Die Kunst ist keine Parasiten-Vegetation, welche wie die Aphyteen Afrikas ihre Blüthen auf jeder Rinde zum Blühen bringen könnte, ohne Wurzeln in der Erde oder Stengel oder wirkliche Blätter zu besitzen. Die Kunst, dieses unnützlichste der unnützen Dinge in den Augen des Positivismus, bedarf, um sich zu akklimatisiren, der günstigen Konjunkturen, als wäre sie eine exotische Pflanze in der Menschheit — eine Pflanze, die ihr wirkliches Vaterland in überirdischen Regionen hat. In der That: nicht dem isolirten Menschen verlieh der Himmel die Gabe der Kunst, diese herrlichste aller Gaben, die das Schöne, der Glanz des Wahren und der Reiz des Guten ist. Er verlieh wohl dem Menschen die Gabe des Schaffens, diese erhabene, seiner Allmacht sich nähernde Ähnlichkeit. Das Individuum, zu diesem Zwecke mit Genie und Talent begabt, bringt wohl, indem es sein unmittelbares Gefühl oder auch sein mit einer Idee verbundenes Gefühl in einer Form verkörpert, die ihm eine vorher bestehende Materie bietet, sein Werk aus Nichts hervor, wie der Schöpfer aus dem Nichts seine Schöpfung hervorrief, als er ihr Materie und Form gab. Aber das Werk eines Einzelnen begründet noch keine Kunst.

Dieses Werk hängt von allen denen ab, die ihm vorausgegangen sind, ebenso wie es, je nach seinem Werthe, die beherrscht, welche ihm folgen werden; denn die Kunst fällt nicht dem Einzelwesen anheim: sie ist das Erbgut der Gesellschaft. Und so überreich sie denjenigen nährt, dessen Lippen das köstliche Diptam zu kosten verstehen, das aus ihren Früchten träufelt, und so belebend sie dem die Einsamkeit bevölkert, der liebend sich ihr hingiebt, kann trotzdem der zu schwache Odem eines Einzelwesens sie nicht ins Leben rufen. Ein solches kann virtuell die Fähigkeiten eines Künstlers in sich

tragen; doch verlieren sich dieselben ohne das Zusammentreffen mit anderen ähnlichen Kräften. Das Verständnis und der Enthusiasmus der Gesellschaft ist für die Kunst eine Nothwendigkeit, wie ein fruchtbarer Schoß, der den Samen der Inspiration des Genies empfängt und trägt: wenn eine ganze Nation, eine ganze Zeitepoche sie nicht mit ihren mütterlichen Kräften erfrischt, so ist das Mißlingen aller sporadischen Versuche unausbleiblich.

V.

Aber der Zigeuner in seiner trägen, ungeselligen Existenz — denn obwohl in Gemeinschaft lebend, bildet er doch keine Gesellschaft — ist immer zu sehr von sich selbst, von seinem Stolz, von seinem Schmerz ohne Namen und ohne näheren Grund, wie von seinen zufälligen Freuden, seinen gewagten Streichen erfüllt, um im Stande zu sein, sich mit dem Gefühl eines anderen zu identificiren: er kann das seine als Künstler ausdrücken, aber er kann nicht als Hörer das eines anderen Künstlers assimiliren. Da er sein ganzes Leben hindurch seinen Eingebungen prime-sautières, wie Montaigne sagt, blind gehorcht hat, ist er so exklusiv affirmativ geworden, daß er sich nicht mehr dem Diapason der Receptivität hinzugeben vermag. Es ist augenscheinlich, daß es ihm unmöglich wäre Empfindungen zu verstehen, die ihm unbekannt, Gefühle, die ihm fremd sind, wie zum Beispiel Gefühle, welche die Civilisation zu Tage fördert und die, je nach dem Charakter der Civilisation selbst, sehr verschieden sind, sich aber zugleich denen einreihen, die man übereingekommen ist »passions factices« — künstliche Leidenschaften — zu nennen; denn sie reizen auf Kosten der wahren Bedürfnisse des Seins nur zu oft die wilden Begierden des Scheines, mehr den Kitzel der Eitelkeit als den Aufschwung des Stolzes. Der Zigeuner würde auch nichts von den Gefühlen begreifen, die in einer andern Sprache als der seinen, in einer Sprache ausgedrückt sind, die er nicht spricht. Und seltsam genug — selbst in seiner eigenen Sprache, in der Sprache seiner eigenen Kunst wäre er nicht im Stande die Eindrücke anderer zu erfassen, selbst dann nicht, wenn dieselben seinen eigenen

absolut identisch wären. Dem Zigeuner genügten darum nicht die Zigeuner als Publikum. Er bedurfte eines Auditoriums, das überlegter, befähigter als er selbst sich Rechenschaft über das geben kann, was ihm gesagt und gesungen wird, damit, nachdem er sein Gefühl einer Kunstform inkarnirt hatte, er von ihnen den elektrischen Gegenschlag empfing, welcher zum Hervorbringen anreizt. Die Ungarn waren für ihn diese intelligenten Zuhörer, ohne welche der Zigeunerkunst das Erlöschen drohte.

Die Civilisation der Magyaren war in Beziehung auf sie nicht, wie so viele andere, sein ungeschickter Verdummer, ein unwissender Schmäher, ein stumpfsinniger Henker; sie brüstete sich ihnen gegenüber nicht mit jenen rigoristisch-peinlichen Ängstlichkeiten, wie sie bei einigen, z. B. bei den sogenannten aus sich selbst hervorgegangenen Generationen gewisser wurmförmiger Gattungen zu bemerken sind.[1]) — Indem sie diesen Virtuosen ohne Geburts-, ohne Heimatschein oder irgend einen Reisepaß erlaubten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Wohnung zu Wohnung zu wandern, empfingen die Magyaren sie überall mit liebenswürdiger Sympathie und feilschten nicht mit großmüthiger Belohnung, welche die erstaunte Bewunderung ihrer so kräftig betonten Poesie freigebig spendete. Die Zigeuner sangen also in Ungarn ihr musikalisches Epos, wie man uns erzählt, daß dereinst die Rhapsoden Griechenlands die Dichtungen ihres Homer gesungen. Weder bei den Griechen noch bei den Magyaren hätte jemand diesen herumziehenden Sängern seine Thüre zu verschließen gewagt. Die Bewohner der

---

1) „Ungarn ist die einzige Nation Europas, welche die Cygany nicht, so zu sagen, in den Bann der Humanität gelegt hat. In einem Lande, wo jede Klasse durch Privilegien sich von der andern unterschied, hatten die Cygany auch die ihrigen. Der König Sigismund bewilligte ihnen im Jahre 1423 aus ihrer Mitte genommene Magistrate, und später war es der Palatin von Ungarn selbst, dieser Großwürdenträger, welcher ihr erstes Oberhaupt wählen mußte 2c. 2c." („Ungarn und die Walachei" von Thouvenel.) Es ist leicht zu verstehen, daß die Wahl dieser Magistrate und die Ernennung dieses Häuptlings in der Praxis kaum irgend eine Bedeutung erlangte; sie sind nur als eine diesem Volke bewahrte Art von Rücksicht, eine gesetzliche und ausdrückliche Anerkennung des Rechtes seines Bestehens und seiner Vollmacht in Ungarn zu bleiben zu bemerken.

Hütten riefen sie herbei, die Bewohner der Paläste luden sie ein; wie sie bei den Hochzeiten in der Schenke willkommen waren, wollte man sie bei den Festen der Könige und Prinzen. Die Reichen entzogen ihren Blicken keineswegs den Anblick ihrer Pracht, als ob diese dadurch beschmutzt würde; denn sie wußten sie sicher vor diesen Künstlerhänden und ließen sie dieselbe in dem ganzen Glanz des nationalen Luxus trotz des Verführerischen dieser Pracht auch in der Nähe beschauen. Der Baron von Pronay, Präsident des Konservatoriums von Pest, behauptet, ihre Popularität unter den ungarischen Bauern sei so groß, daß der Ruhm ihrer Hochzeitsfeste nach der Anzahl der Zigeunermusikanten, die an ihnen Theil nehmen, geschätzt werde. Der Bauernluxus entfaltet sich in der größeren oder kleineren Personenzahl, aus der das Konzert zusammengesetzt ist. Gerade so war es — nur in sehr vergrößerten Verhältnissen — bei den Herren, welche zu ihren Bällen nicht nur einige Virtuosen kommen ließen, um aus ihnen ihr Orchester zu bilden, sondern sogar aus verschiedenen Städten ganze Orchester, um sie als Rivalen einander gegenüber zu stellen, zusammenberiefen.

Demnach verdanken die Zigeuner die Entfaltung ihrer Kunst zur Blüthe der sympathischen Intuition, mit welcher die Ungarn dem Gefühl und dem Werth derselben entgegenkamen.

Die Zigeuner-Musiker.

I.

Das Kostüme, das wir am häufigsten bei den sich zu Banden verbindenden Zigeuner-Virtuosen bemerkten, bestand aus einem langen Oberkleid von braunem oder mittelblauem Tuche, verziert mit einer Menge bunter Stickereien, die, je nachdem ihre Muster mehr oder weniger komplicirt waren, auf den größeren oder geringeren Grad von Reichthum und Eleganz ihres Besitzers zurückschließen ließen. Wie alle orientalischen Rassen und alle müßigen und sinnenden Geister, besitzen auch die Zigeuner eine untilgbare Vorliebe für grelle Farben, die, phantastisch zu Verschönerungen vermischt, nothwendigerweise die Blicke auf sich lenken. Die Indier, die Mauren, die Zigeuner unterscheiden sich hierin nur durch die Qualität der Hilfsquellen, die sich ihnen zur Befriedigung ihres vorherrschenden Geschmackes darbieten. Die Zigeuner haben unter anderem eine ausgeprägte Liebe für Ringe in den Ohren und für massenhafte, brillirende Ringe an ihren Fingern. Um ihren Hemdkragen schlingen sie gern ein rothes, blaues oder grünes Band, das sie unter dem Halse knoten, oder auch sie schließen den Kragen mit einem möglichst glänzenden Metallknopf, in dessen Mitte ein falscher, karfunkelähnlicher Granat oder ein aus falschen Türkisen gefaßtes Vergißmeinnicht sitzt.

Die Frauen tragen eine Menge Halsgehänge, die aus Bernstein, Korallen, Glasperlen, sogar aus getrockneten rothen Beeren bestehen und die sie noch mit frommen Amuletten, mit vor Zauber

schützenden Talismanen, mit Silber- oder Kupfermünzen, ja auch mit Säckchen, die verschiedene Heilkräfte enthalten, schmücken! —

Herr Maréchal — wohnhaft in Metz — malte bewunderungswürdige Studien von Zigeunern und Zigeunerinnen. Wir begegneten nie einem Künstler, welcher — in unserem Sinne — Zigeunergefühl und Zigeunerpoesie so verstanden und mit einer Wahrheit wiedergegeben hätte, die so ganz und gar die Physiognomie, die Formen, den Gesichtsausdruck, den Blick, die Lippen, den Kopfkontour eines Mannes zum Ausdruck bringt, der nicht weiß, daß ihm die Silhouette seiner Seele geraubt wird, oder den einer Frau, die, sollte sie dem Maler sitzen, nicht wissen würde, wie sie es zu machen habe, um anders zu scheinen, als sie ist. Man hat oft Zigeuner gemalt und Zigeunerinnen portraitirt; aber unter den vielen Malern giebt es wenige, die den Werth auf etwas anderes, als auf das Pittoreske des Zigeunertypus gelegt hätten. Sie dringen nicht vor bis zu der Poesie ihrer nagenden Betrübnis und ihrer lärmenden Lustigkeit. Unter den Pastellskizzen Maréchal's (von denen er einige der bemerkenswerthesten uns nicht vorenthielt) begegnet man Typen, bei denen die Natur wirklich auf der That ertappt ist. Man möchte glauben, daß diese Kreaturen, deren Bild er auf das Papier fixirt hat, erst gestern in Europa angekommen seien: so stark tragen sie das Gepräge der indischen Rasse. Da sind Frauenköpfe, deren Gesichtsschnitt von einem bei uns unbekannten Oval sind, — so lang, so fein, so anmuthig; deren Augenschnitt unwillkürlich an die schöne Damajanti erinnert, — solch' wollüstige Weichheit sickert durch die umgebogenen, fransenähnlichen, kohlschwarzen Wimpern! Da sind Männerprofile, aus denen der Sarkasmus höhnisch blitzt, bei denen die Energie den Zorn zu verdecken, der Zorn über das Nichts zu träumen, das Unendliche der Aspiration sich der Verzweiflung zu widmen scheint.

Ein Maler, der, wie Maréchal, für diese asiatischen Profile, für diese fliehenden und erdfahlen Tinten, diese weissagenden Antlitze entflammt wäre, würde in der ein Zigeuner-Orchester darstellenden Gruppe einen seines Pinsels würdigen Gegenstand finden. Man geräth in Erstaunen bei dem Anblick dieser, gewöhnlich sich einander

wie die Söhne einer Mutter gleichenden Männer mit sonnverbrannten Gesichtern, von Haarlocken umrahmt, die kein Eisen entwürdigt und die gleich schwarzblauschillernden Nattern sich von ihrem orangegelben Halse herabringeln! Ihre Augen leuchten wie die Funken einer Kohlengluth, deren Schein durch einen inneren Hauch sich entzündet oder erlischt. Ihre Stirn ist ohne Falten, ihr Mund ohne bestimmten Ausdruck; ihre Lippen, halb geöffnet, scheinen an Seufzen gewöhnt. Ihre gerade oder gebogene Nase, die Haltung ihres Kopfes, wie sie ihn zurückwerfen, zeugen beide von ihrem Stolze, dem aber ein gewisses Hängenlassen der Schultern den Ausdruck des Gebietens raubt. Ihre Stellungen bewahren stets den Charakter der Unabhängigkeit, ohne dabei die lächerliche Aufgeblasenheit zu haben, die selten den Herzögen, Grafen und Häuptlingen ihrer Stämme fehlt, aber auch ohne den Adel zu erreichen, welcher die Bauern der Ukraine — diese Abkömmlinge der Kosaken — auszeichnet, deren Neigungen, hätten sie nicht eine so kriegerische Tendenz verrathen, nicht ohne Analogie mit der Liebe der Zigeuner zur Freiheit, zum freien Himmel, zur Musik, zum Tanze und zum Trunke gewesen wären.

Auch kann man sagen, daß das Zigeuner-Orchester in Ungarn der Beobachtung des Auges nicht weniger wie der des Ohres, besonders aber dem Rassenstudium einen höchst interessanten Gegenstand darbietet: so häufig begegnet man dort unwillkürlichen Charakterenthüllungen einer Menschenrasse, deren Existenz für unsere Wissenschaft noch ein mehr errathenes als entziffertes Räthsel ist.

II.

Das Orchester der Zigeuner in Ungarn bestand zu unserer Zeit aus mehreren verschiedenen, ad libitum vereinigten Instrumenten. Die Basis war immer die Violine und das Zimbala, ein langes, viereckiges, in der Art der tafelförmigen Pianos mit Saiten bespanntes Brett, die mit Stäben geschlagen werden, um ihnen farbenwarme, leicht widerhallende Töne zu entlocken. Das Zimbala ist, den Streichinstrumenten nach zu urtheilen, die aus dem Lande der

Sonne nach Europa gelangt sind, augenfällig orientalischen Ursprungs. In Ungarn wird es nur von den Zigeunern gespielt. Schon die ältesten Erzählungen, welche von diesen neuen Ankömmlingen im Lande sprechen, bringen eine genaue Beschreibung desselben, die vollkommen mit dem heutigen Zimbala übereinstimmt. Man erwähnt seiner bereits im fünfzehnten Jahrhundert. Noch jetzt ist es sehr verbreitet unter den Bauern Klein-Rußlands, welche dieses Instrument meist an einen langen, um den Nacken gehenden Lederriemen hängen; sie können dasselbe so spielen, ohne es auf einen Tisch zu legen, was jedoch die Sonorität und die metallischen Vibrationen vermehrt. Gleich der Violine eignet sich das Zimbala zu Verzierungen kleiner Noten, zu Trillern und zu Läufen zu jedem Orgelpunkt.

Die ganze Instrumentengruppe, welche ein Zigeuner-Orchester umfaßt, dient fast nur dazu, die Harmonie zu verdoppeln, den Rhythmus zu markiren, die Begleitung zu bilden. Flöten, Klarinetten, einige Messinginstrumente, ein Violoncell, ein Kontrabaß und zahlreiche Geigen — das sind die gebräuchlichen Instrumente eines Orchesters. Der ersten Geige und dem Zimbala sind Hauptpartien übergeben: sie haben die großen Rollen des musikalischen Dramas, das sich abspielen soll, — wie der primo uomo und die prima donna der altitaliänischen Oper. Sie sind, um einen Ausdruck des musikalischen Kauderwälsch der civilisirten Bohème zu gebrauchen, die „Solisten" der Bande.

Die erste Geige entrollt alle Windungen der Einbildung und Laune des Virtuosen, dessen Technik oft keineswegs der unseren gleicht; der Zimbalspieler hat diesem Laufe zu folgen und ihn zu rhythmisiren, die Beschleunigung und das Zurückhalten, die Energie oder das Nachlassen des Taktes hervorzuheben. Mit einer besonderen Geschicklichkeit und mit der Gewandtheit eines Taschenspielers handhabt er die kleinen hölzernen Hämmer, mit denen er die Messing- und Stahlsaiten durchläuft und welche bei dieser primitiven Anlage des Klaviers die komplicirte Mechanik ersetzen, die wir mittels der Elfenbein-, Perlmutter- und Schildpatttasten in Bewegung setzen.

Dem Zimbalspieler steht, wie dem ersten Geiger, das Recht

zu, gewisse Passagen zu entwickeln und gewisse Variationen nach augenblicklichem Gefallen bis ins Unendliche auszudehnen. Er nimmt Theil an der musikalischen Dichtung, die sie nach Muße in demselben Augenblicke improvisirend schaffen; er nöthigt die Andern ihn zu umringen, zu unterstützen, ja sogar errathend ihm zu folgen, mag er in einer Trauerhymne oder in toller Lustigkeit sich ergehen. Dann und wann ereignet es sich auch, daß ein hinreichend gutes Violoncello oder eine Klarinette mit ihnen rivalisirt und ihrerseits die Vorrechte der ungehemmten Improvisation beansprucht. Einige solcher Virtuosen haben sich sogar Ruf in diesem Genre erworben, bleiben aber nichts desto weniger Ausnahmen.

III.

Der Zigeuner-Musiker suchte eine Kunstform, in der er seine trostlose Traurigkeit am klangvollsten singen und seine maßlose Lustigkeit mit aller aufbrausenden Gluth harmonisiren konnte. Diese beiden Gefühlsströmungen fanden ihr Bett in zwei Tanzarten, von denen die eine ernsten, die andere lebhaften Charakters ist. Ihnen gegenüber fragt es sich: ob diese Tänze in ihren beiden Formen von der Musik bereits vorgebildet waren — oder ob umgekehrt die Tänze zuerst vorhanden waren und die Musik sich ihnen angepaßt hat. Jedenfalls ist die Beantwortung dieser Frage ein schwer zu lösendes Problem.

Sei dem wie ihm wolle, die Zigeuner-Musiker haben die drei Hauptelemente der Musik — ihr Motiv, ihren Rhythmus, ihre Ornamentation — in eine Form verschmolzen, die jetzt allgemein „Ungarisch" — Hongraise — genannt wird.[1]) Diese Form zerfällt in zwei Theile, deren erster Theil dem langsamen, und deren zweiter Theil dem lebhaften Tanz entspricht, welcher immer dem ersteren folgte. Schon seit lange wird jedoch der erstere von den

1) Dieser Form gegenüber ist noch die Epoche zu erforschen, in welcher die Vereinigung dieser beiden Zigeuner-Musikstücke von so verschiedenem Charakter stattfand und ihr die so treffende Benennung gegeben wurde. Denn ebenso, wie der Tanz dieses Namens, schließt sie weder das Andante noch das Scherzo aus.

Tänzern nicht mehr getanzt, während sein Werth bei den Musikern, die eine Art intensiver Einleitung zum zweiten aus ihm machten, immer mehr stieg. Dieses Exordium verfehlt selten, wenn auch nicht zu überwiegen, so doch eine dem zweiten Theile gleichbedeutende Wichtigkeit zu erlangen, — eine Seltsamkeit, die ganz besonders mit dem Düster des poetischen Genius des Zigeuners zusammenhängt, von dem er sich nicht anders zu befreien weiß, um sich dem Ausbruch seines lachenden Humors hinzugeben, als dadurch, daß er vorher frei und ungehemmt alle seine unvergossenen Thränen weint, sein verhaltenes Schluchzen aushaucht, alle seine unausgesprochenen Träume träumt und Züge ganzer Welten in Trauer und Myriaden stolzer Leiden an uns vorübergleiten läßt. Dieses erste Stück, das ein sehr langsames Tempo (andante) hat, heißt Lassà, Lassu, Lassan, nach einem Worte, welches Langsamkeit — lenteur — bedeutet und sich durch maestoso, dolente, pomposo charakterisiren läßt.

Unter dem Namen Frischka — einem aus Friszù, Frisza (lebhaft, munter) korrumpirten Worte — versteht man die zweite Hälfte der »Hongraise«, deren schnelles Tempo und deren Rhythmen sich plötzlich oder allmählich bis zur Raserei steigern und von so hinreißender Gewalt sind, daß sie mit keinem der üblichen Tänze unserer vornehmen Welt verglichen werden könnten. Die Frischka haben etwas Schroffes, Stoßweises, Unregelmäßiges, Unterbrochenes und scheinen von Sprüngen plötzlich aufgehalten zu werden, um dann mit verdoppelter Wuth wieder anzufangen. Man findet sie nie im Dreiviertel-Takt. Diese festgehaltenen Zweiviertel- oder einfachen C-Rhythmen geben der Accentuation eine Bestimmtheit, die bis zum Fürchterlichen steigen kann. — Die zahllosen Lassan, welche von einem Ende Ungarns bis zum andern dringen, gestalten sich rhythmisch ebenfalls unveränderlich im Vierviertel- und besonders im Zweiviertel-Takt. Der Dreiviertel-Takt liegt nicht im Zigeuner-Genie und ist seinem Genius völlig fremd; sowie auch das Gefühl, welches die in ihm sich bewegenden Polonaisen, Walzer und Mazurka's diktirt hat. Die Frischka gehen, wenn sie den, gewöhnlich in Moll gesetzten Lassan folgen, sogleich in Dur

über. Häufig vollzieht sich dieser Übergang mittelst rhythmischer Kombinationen von drei zu drei Takten, was einen ebenso feierlichen wie berauschenden Eindruck hervorruft.

Die »Hongraises«, welche nur eine dieser beiden Gangweisen, die langsame oder die lebhafte, haben, sind meistens wegen ungleichen Werthes von einander abgelöste einzelne Hälften. Da, wo auf ein sehr schönes Adagio ein banales Allegro folgte, zog man vor das letztere nicht zu spielen; ebenso schickte man, wenn es besser gelungen war als das Andante, diesem das erstere nicht mehr voraus. Dieses ließ sich um so leichter durchführen, als man sich allmählich daran gewöhnt hatte, mehrere Lassan mit einander zu verbinden, um desto länger in düsterer Stimmung schwelgen zu können, worauf man dann wieder ausschließlich Frischka spielte, die Freude, Lust, Lachen und Leben von neuem erweckten, ja sie bis zu ihrer höchsten Möglichkeit steigerten. Zur Zeit Bihary's faßte diese Gewohnheit feste Wurzel; denn dieser große Künstler, dieses größte Genie der Zigeunerkunst hatte die Gewohnheit den Anfang des Balles hinauszuschieben und ihm eine Art düsteren und majestätischen Konzerts voranzustellen, das nur aus den schönsten Lassan bestand, die er mit einer Bewegung und einer ernsten Feierlichkeit vortrug, welche in den Augen eines Europäers wenig zu dem Lokal und dem gewählten Augenblick passend war. Dennoch ließ kein Gazekleid das Knittern der Seide vernehmen, man hörte kein Rascheln eines schweren Damastgewandes, keiner goldenen Kette entschlüpfte ein indiskretes Klirren, so lange es dem berühmten Künstler nicht gefiel, es ihr zu erlauben, so lange er sein Auditorium unter den Bann einer stillen Rührung zwang. Während der Dauer der Prosopopöie würde sich niemand eine Bewegung erlaubt haben — man hätte das Fliegen einer Fliege hören können!

IV.

Eine »Hongraise« ist gleichsam ein von der großen Zigeuner-Epopöe abgerissener Gesang in der Form der Ode. Ihre Strophen sind von hartem Klang; das Kolorit derselben hat in

seinem Glanz eine ursprüngliche Schroffheit bewahrt. Die kontrastirenden Eindrücke folgen hier einander so jäh, wie Abgrund und Bergesspitze. Es konnte nicht anders sein. Die poetischen Fragmente eines so bitteren und so unveränderlichen Gefühlen hingegebenen Volkes halten sich nur über den schwarzen und eisigen Wellen des Lebens, wenn sie von Feuerwerken erhellt sind, welche die Leidenschaft der Sensationen, der häufige Taumel tausender von Berauschungen und die Phantasmagorien einer Art von chronischem Somnambulismus angezündet haben. Sie konnten nicht Kunstwerke hervorbringen, welche denen ähnlich gewesen wären, die unter ruhigeren Eingebungen erblühen durften.

Diese sämmtlichen, in der Kraft ihres Schwunges einander ähnlichen Gesänge, haben demnach alle ein verschiedenes Thema und jeder von ihnen malt ein anderes Moment der Seele, das weder dem des vorangegangenen, noch dem des folgenden Gesanges gleicht. Es giebt welche, die voll des anmuthigen Muthwillens eines Rundgesanges sind, bei dem irgend eine Galathee zu entschlüpfen scheint, um in das Schilfrohr sich zu flüchten. Andere wieder, voll kriegerischen Charakters, erbebend unter dem Widerhall von Fanfaren, sind von einer etwas prahlerischen Bravour. Über andere dagegen breitet sich eine düstere Niedergeschlagenheit, die, wie eine finstere Nacht, alles betäubt, alles erstickt, was in ihrem Busen lebt, und dieses Werk ihrer Zerstörung unter dichtem, ja undurchdringlichem Schleier verbirgt. In noch anderen bricht ein Freudenrausch hervor, der, wie Schaumwein, alle Pokale, alle Grenzen überläuft; oder auch es ertönen die Echos eines ungeheuren Freudengeschreies, das Gelächter eines tollen Vergnügens, wie es die Bewohner einer schon verfluchten, aber noch jungen Erde empfinden mußten, als sie die frischen Wunder einer vorsündfluthlichen Natur in ihrem ersten Glanze erschauten.

In den Gesängen dieser Gattung verräth sich ein Überdruß, ein von Hoffnungslosigkeit und Verachtung durchdrungenes »ennui«, in den Gesängen jener eine so von Thränen, von innern Seufzern geschwellte und zugleich so stolze Trostlosigkeit, daß sie an die antiken Medaillen erinnern, auf denen Judäa, diese Königin der

gefallenen Städte und der besiegten Völker dargestellt ist, wie sie, auf Ruinen sitzend, majestätisch und trauervoll ihre Krone von geschleiften und gestürzten Thürmen trägt. — Bald glaubt man das feierliche und erschreckende Rauschen der Blätter des Baumes zu hören, der jedem Tollkühnen, der es wagt in seinen Kreis zu treten, ein Dies irae singt und ein in pace jedem müden Herzen vorbereitet, das gekommen ist, um in seiner Unerbittlichkeit eine Wohlthat zu finden und in seinem Schatten, bei den Trauerkadenzen seines Laubes, in einen ewigen Schlaf zu fallen! — Bald glaubt unsere Phantasie ein wüthend wildes Bachanal von blutdürstigen Löwen und Löwinnen, bald das Ergötzen eines Adlers und seines Weibchens zu hören, die in hohen Lüften ihr verliebtes Spiel treiben. — Hier tritt plötzlich man weiß nicht welche mit Schrecken erfüllte Sammlung der Gedanken ein und nimmt taktweise zu, wie die Fluth, welche zuletzt die Seele überschwemmt und sie in einem schlaftrunkenen Marasmus verschlingt; dort ist man von Blendung betäubt und ergriffen, wie vor der plötzlichen Enthüllung der immanenten und unbegreiflichen Mächte eines Gottes, der Beredtsamkeit seines Werkes, der Welt, deren Architekt, des Bildes, dessen Maler, der Symphonie, deren Schöpfer, der Dichtung, deren Poet er ist.

In diesen Gesängen berühren sich beständig das Delirium äußersten Jauchzens und das erschlaffte Schmachten einer unerschütterlichen Apathie, wie sie auch im Leben ihrer Autoren nahe beieinander liegen. Sie bilden fortgesetzt aus allen Modulationen Kontraste, welchen die Seele, oscillirend zwischen Orgie und Ekel, zwischen jenem vermessenen Dünkel, der die von Leben und Sonne Berauschten überfällt und der entsetzlichen Leere, welche die Unzulänglichkeit der Befriedigung, die Ohnmacht der Übersättigung zurückläßt, anheimfällt. Aus diesen beständigen Gegensätzen geht ein dem Maelstrom der nördlichen Meere ähnlicher Orkan hervor, wo zwei Strömungen sich gegeneinander aufrichten, ein unglückliches Fahrzeug in ihre Klauen fassen, es vom Abgrund empor zu den Wolken und wieder hinab in die Tiefen schleudern, seinen Kiel mit ihren verschlingenden Wellen, ihren stürmenden und rasenden Wogen

peitschen, deren scharfe Zähne und heftige Angriffe, begleitet von gellendem Zischen, ihm bald die Todeswunden beibringen, worauf es zertrümmert und an allen Seiten von offenen Rissen klaffend, schon lange ehe die feindlichen Wellen es vernichtet haben, nichts mehr ist als eine ungestalte Masse.

Während der lärmendsten Ausbrüche tollster Trunkenheit kann man jeden Augenblick von einem halb erstickten Stöhnen überrascht werden, das uns daran erinnert, daß hier ein endloser Schmerz sich nur hinter krampfhaften Freuden versteckt, daß er nur an seiner Oberfläche von diesem Flugsand bedeckt ist, auf dem sich Freuden- und Strohfeuer erheben, durch die aber von Augenblick zu Augenblick eine unstillbare Trauer hindurchdringen kann, so wie verzehrende, unterirdische Flammen durch unmerkliche Spalten schlüpfen. In der Zigeunerkunst bildet die Menge der sich zwischen allen Motiven bewegenden Fiorituren, welches Charakters sie auch seien, ein dichtes, lebendig schattirtes, immer rauschendes Laub, in dessen Tiefen, gleich mächtigen und erschreckten, in dornige und blühende Gesträuche sich schmiegenden Vögeln, die großen Erregungen vibriren.

Wie viele unter denen, welche der brennenden Beredtsamkeit und der eleganten Rhetorik dieser Kunst entzückt und bewundernd lauschten, werden im Geiste nach dem Brennpunkte gesucht haben, dem diese Gesänge und Akkorde entsteigen? Wie viele giebt es wohl, die den sengend schmerzenden Trübsalen nachsannen, die durch Millionen von Herzen hindurchziehen mußten, ehe die Zahl dieser herzzerreißenden Empfindungen zu einer großen intellektuellen Ader der geistigen Welt anschwellen konnte, die wir Kunst nennen — dieser geistigen Welt, die ein wahrer Strom ist, auf dem ein jedes aus Nichts hervorgegangene Werk zu dem Gipfel eines mehr oder weniger vorübergehenden Erfolges emporsteigt, um dann, wie eine seiner Wellen, wieder in die Vergessenheit hinabzutauchen?

Wie viele hören aus dem Reiz dieser bezaubernden Träume heraus, daß sie nur stolz sind, weil sie nicht aufhören wollen zu sein? Wie viele fühlen das Hochgehende gewisser Wünsche, selbst wenn diese, weil sie nicht in Hyacinthfarbe sich hüllen können, im Schmutze sich wälzen? Wem überhaupt ist es verliehen, die Größe zu

ermessen, die in den Leiden derer liegt, welche die kleine Münze gewöhnlicher Lamentationen sich verweigern, die der Klage entsagen und das Sonnenlicht nur unter Verkleidungen erblicken, die ihre Wundmale verbergen? Und doch enthält diese bei Geburtsfesten und Hochzeiten, bei Freuden- und Festmählern großgezogene Kunst tiefe und verborgene, entstellte und unnatürliche, endlose und namenlose Leiden, momentane Schwächen, denen eine ungeheure Energie und dann wieder eine Erschlaffung folgt, die unheilverkündender ist als der bis zur Ohnmacht getriebene Freudentaumel, als die Wuth der vor Lust sich zu Tode keuchenden ébannois. Wenn man diesen frenetischen Elegien lange zuhört und sich mit dem Gefühl identificirt, das sie diktirt hat, glaubt man eine unheimliche Maskerade von nicht eingestandenen Qualen vorbeiziehen zu hören, bei deren Ausbrüchen wirbelnder Lust, gigantischesten Gelächters und athemlosesten Tanzens die Melancholie — eine unsichtbare Königin — das Scepter führt.

V.

Die Zigeunerkunst gehört mehr als jede andere dem Gebiete der Improvisation an, ohne das sie nicht zu bestehen vermöchte. Nun aber kann weder Gewinnsucht noch die Sucht zu glänzen jemals den Genius der Improvisation hervorrufen oder ihn entwickeln. Habsucht und Eitelkeit können wohl den Fleiß und die Arbeit anstacheln, daß sie alle die Eigenschaften erreichen — die Imitation, die Kombination und verhehlte Reproduktion —, welche den Generalstab der Männer von Genie auszeichnen, aber dieselben sind am Firmament der Kunst nur glänzende Sterne zweiter und dritter Größe, mittelmäßige, aber besonnene Talente. Der Berufene jedoch, welcher seinem Publikum, seiner Zuhörerschaft ohne Vorbereitung, ja ohne irgend ein Nachsinnen sein Gefühl im ersten Wurf, in der ersten Form, die es sich schafft, darlegt, muß sich einer aus sich selbst erwachsenden, persönlichen Begeisterung hingeben, damit dieses Gefühl eine unbefangen gespannte Menge sympathisch um ihn versammele. Wenn der Improvisator nicht singt,

um zu singen, wenn er nicht etwas zu singen hat, wird er in den großen Mittelpunkten über den „Schwindel“, wie man im Handwerksjargon unterer Klasse sagt, verfügen können, das Volk aber mit seinem von Natur aus richtigen, gesunden und reinen Gefühl wird den kalten Improvisator, der dem Charlatan gleicht, sich selbst zuhören und ihn seine Erzeugnisse, ohne daß es dabei ist, allein ausarbeiten lassen.

Ungeachtet ihrer Autonomie verlangt die Zigeunerkunst, wie jede andere, eine resonanzreiche Atmosphäre und ein intelligentes Publikum, was zahlreichen Musikern erst die Möglichkeit giebt sich der Kunst einzig und allein zu weihen. Der Zigeunerkünstler aber, dessen Melodie eine in ihm lebende heilige Flamme offenbart, deren Schein seine nothwendigerweise wenig mittheilsame Intelligenz niemals in einer andern Sprache hätte durchschimmern lassen, wird nur von dem Reiz beherrscht, alles, was sich an erhabenen Gefühlen unter seinen halb stolzen, halb wilden Trieben birgt, in beredte Strophen zu übersetzen. Hält er einmal sein Instrument in Händen, dann ist er gleichgültig gegen alles, was in diesem Augenblick ihn umgiebt und sein vollständiges Aufgehen in der Kunst, die er sich für sich geschaffen, in der Poesie, die er, unbewußt der sich um ihn bildenden Gruppen, sich selbst ersinnt, stören oder hindern könnte.

Von dem Augenblick an, da er seine Violine an seine Brust legt, als wolle er alles Blut seines Herzens in sie ergießen, sie zum Echo seiner Schläge machen, bekümmert er sich so wenig um die ihn umringenden Menschen, daß er schließlich kaum mehr weiß, daß er ein Auditorium hat. Einige von ihnen spielen während langer Zeit mit einer Art koncentrirter Wuth. Ihre Physiognomie bleibt währenddessen unempfindlich, bis endlich große Thränen eine nach der andern ihren Augenlidern entschlüpfen; zuerst langsam an ihren Wangen hinabrollend, fallen sie allmählich reichlicher und schneller, bis sie strömen und schließlich die Saiten des Instruments — für sie die moderne Leier — überschwemmen und erweichen. Dabei aber zuckt kein Muskel, kein Zittern verräth die tiefe Erregung, die in ihrem tiefsten Innern wühlt. Nur schwer kehren sie, nachdem die Ermüdung ihrem vertraulichen Austausch mit ihrer

Violine ein Ende gemacht und sie ihren Bogen, dieses Scepter, mit dem sie sowohl düstere Phantome als auch die Freude heraufbeschwören, niedergelegt haben, zurück in die Wirklichkeit. Dann zuckt manchmal eine kindliche Eitelkeit aus den Blicken des Künstlers, der wieder zur Erde zurückgekehrt ist, wenn er den Sammelteller herumreicht und die Goldstücke und die Banknoten hineinfallen sieht, welche die magyarische Freigebigkeit ehemals so reichlich hineinwarf, daß er sie in vergoldeten Gefäßen empfangen konnte: eine Großmüthigkeit, welche unter diesen, hierin den alten Minnesängern gleichenden Dichtern ohne Heimat, dennoch weder einen Wohlstand begründet noch die Lust am Besitz eingeführt hat.

Nichts beweist mehr, daß dem Zigeunermusiker vor allem daran liegt, sich selbst zu befriedigen, als seine völlige Gleichgültigkeit gegenüber jeder Kritik — ob er gefällt oder nicht gefällt, wie man über seine Virtuosität und seine Kunst urtheilt, das berührt ihn nicht. Er ist nur fähig den sich mit seiner Gemüthsbewegung identificirenden Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem er sie ausübt, das Lob, das durch die von ihm hervorgerufene Erschütterung, Rührung und Aufregung zum Ausdruck kommt. Das Übrige ist ihm griechisch. Ihn kalt loben oder kalt tadeln, ihm die guten Eigenschaften und die Fehler seiner Ausführung, die Unterschiede zwischen seiner musikalischen Auffassung und der unsrigen erklären zu wollen, heißt so viel als ihn außerordentlich langweilen, was — lange zu ertragen, nicht seine Art ist. Der Zigeuner legt nur Werth auf die seinen Konzerten folgende Sammlung: nicht nur, weil sie gewöhnlich für ihn so viel bedeutet als sein Abendessen für heute, seine Mittagsmahlzeit für morgen, sondern weil sie die materielle Verkörperung der moralischen Sympathien, die er geerntet, bildet. Je schwerer und mit Gaben überfüllter sein Teller, desto besser weiß er, daß er verstanden worden ist, daß er die Gemüther tief bewegt, daß er etwas von seinem eigenen Glühfeuer anderen mitgetheilt hat, daß die inneren Raketen, die in seinem Kopfe schwirren und platzen, auch nach außen geleuchtet haben.

Die Dukaten, die er nur zählt, um sie wegzugeben, nur wägt,

um mit ihnen zu spielen, sind der klare, sprechendste Beweis seiner echten Gefühlserregung, die von seinem Spiel entzündet, eine unsichtbare Revolution in ihm erneut und frisch belebt, ihn von neuem elektrisirt, ähnlich wie ein Windstoß plötzlich stillglimmende Kohlen von neuem entflammen und alles, was sie umgiebt, in Brand versetzen kann.

Gewahrt er nicht die Symptome der Gefühlsrückwirkung, die er gewohnt ist in einem gewissen Lokal, in einer gewissen Umgebung hervorzurufen, so erbost er sich nicht etwa gleich ohne Ursache. Ihm ist schließlich die Hauptsache, sich selbst zu erfreuen, und so fährt er nichts desto weniger fort auf eigene Rechnung weiter zu improvisiren. Er weiß nichts von der Furcht, profane Ohren könnten einige Bruchstücke der heiligen Formel auffangen, um seine Offenbarungen zu mißbrauchen; denn ihm ist es unbewußt, wie innig und wie sehr er die Geheimnisse seiner leisesten Herzschläge ihr anvertraut. Er befürchtet auch nicht, daß man seine Accente verstehe; denn er ahnt kaum, wie viele Herzen in einer von der seinigen so verschiedenen Welt, im Einklang mit dem seinen schlagen. Vor allem aber streicht er des eigenen Bedürfnisses wegen den Bogen, mit dessen Hilfe er von der Wiederaufrichtung eines Pariasstammes träumt, dessen völlige Erniedrigung er in diesem Augenblicke sich selbst ableugnet. Was kümmern ihn die Zuhörenden? — weiß er doch zu gut, daß er sie rühren, sie erbeben machen kann, aber auch, daß er sie nicht zu überzeugen vermag.

VI.

Während der Jahrhunderte, in welchen sich ihre Epopöe durch die Anhäufung einer Menge Fragmente langsam gebildet hat, waren die Zigeuner in dem glücklichen Fall, nicht zu wissen, daß noch eine andere als ihre Musik existire, deren Töne man nach anderen als ihren Principien vermischen, rhythmisch gestalten, verbinden und trennen, einander nähern und von einander entfernen könne. Das war ein großes Glück. Denn es wäre schwerlich möglich für sie gewesen, ihr Feuer unversehrt, ihre Leidenschaft unverfälscht zu

erhalten, wenn sie einer andern Form des Schönen gegenüber gestanden wären, die ihre Einbildungskraft durch eine Rivalität beunruhigt hätte, die auf die Länge hin ihr naives Selbstvergnügen getrübt, ihre Anstrengungen entmuthigt oder die Sympathien, die allein ihre Inspiration erhalten konnten, entfremdet haben würde. Der traurige Anblick ihres gegenwärtigen Verfalls, welcher mit dem Moment angefangen, da sie mit andern Künstlern wetteifern wollten, reicht hin, um zu überzeugen, daß sie während ihres hundertjährigen Aufenthaltes in Ungarn die alleinigen Herren des musikalischen Gebietes waren.

Selbstverständlich besaßen sie von dem theoretischen Theil ihrer Kunst gar keine Kenntnis. Nach der Notation trugen sie nie ein Bedürfnis. Sie hatten nur Sinn für die Wiedergabe aus dem Gedächtnis, welche der Phantasie erlaubt, sich auf ihr Pferd zu schwingen und mit losem Zügel in den unendlichen Ebenen der Improvisation umherzuschweifen. Nichts desto weniger halten sie das Urbild des ersten ihnen als Entwurf dienenden Gedankens fest. Dieses Thema besteigen sie wie einen Renner, mit dem sie über Berg und Thal jagen; bald wiegen sie sich auf ihm, als wäre es ein vergoldetes Boot, das sie über die Wellen der Harmonie trägt, bald fliegen sie mit ihm fort, als wäre es ein Ballon, der sie in ungeahnte Regionen entführt.

Es wäre ganz irrthümlich zu glauben, daß ihre Neigung, sich den Eingebungen des Augenblicks zu überlassen sie die ursprünglichen Formeln ihrer ersten Melodien vergessen ließ. Im Gegentheil — diese sind wesentlich für sie; denn sie enthalten den typischen Eindruck des Gefühls, das sie zur Kunst fortreißt; außerdem sind sie so abgefaßt, daß sie der individuellen Freiheit der Interpretation, der Umschreibung und des Ausschmückens hinreichenden Spielraum lassen. Auch behalten alle mit Pietät die authentischen Versionen und die Art sie zu lesen oder vielmehr: sie zu recitiren; sie bewahren sorgfältig die Reinheit des Textes, trotz der üppigsten Ornamentationen, der längsten Abweichungen, der entferntesten Abschweifungen. Wir kannten mehrere, die vor dem Gedanken gebebt haben würden, die sakramentalen Motive einzuschränken, zu entstellen,

zu verderben. Von ebenso gewissenhaften Lehrern unterrichtet, warfen sie sich bei Diskussionen derartiger Veränderungen zu Richtern auf und verwarfen mit Energie jede Schriftverfälschung und jede apokryphe Einschaltung. Diese Thatsache dürfte nöthigenfalls als Beweis gelten, daß sie sich des Sinnes ihrer Musik stets bewußt waren —: es war ihnen eine Gewissens- und eine Ehrensache, ihre Integrität nie zu verlieren. Wäre nicht der ungeheure Antheil, der in der Zigeunerkunst der Improvisation des Zigeunerkünstlers vorbehalten ist, so könnte man ihre Pietät bezüglich ihrer ersten, antiken und ursprünglichen Motive der Pietät der Erzähler des alten Rußlands, einer Art bald Barden bald Possenreißer, vergleichen, die weder lesen noch schreiben konnten, sich aber mit abergläubischer Ehrfurcht jedes Wortes, jeder Silbe, jedes Accentes und jeder Pause, jedes Kommas und jedes Stimmwechsels der Erzählung erinnerten, deren Überlieferung sie erhalten hatten und die sie mit einer Virtuosität wiederholten, von der man behauptet, daß sie dereinst im Pathetischen wie im Komischen von gleich mächtiger Wirkung gewesen sei.

Die musikalischen Traditionen der Zigeuner pflanzten sich, mündlich und mit ängstlicher Treue gewahrt, durch ein Verfahren fort, welches dem obigen analog ist und ihr Idiom durch so viele Jahrhunderte hindurch trotz Auswanderungen und ohne Hilfe der Schrift oder einer festgestellten und belehrenden Grammatik oder irgend welcher Regeln erhalten hat, ohne daß sie je ihre Konstruktion studirt oder sich Rechenschaft von derselben abgelegt hätten. Dieses sonderbare Volk erhält das Dasein seiner Sprache und seiner Kunst und verlängert ihr Leben einzig und allein durch Empirie; es versetzt sie einfach in den Stand einer bestehenden Sache. Wie die Mutter ihre Kinder lehrt sich in ihrer Sprache auszudrücken, so ein Musiker den andern. Er „läßt den Mund übergehen, deß das Herz voll ist."

In den letzten Zeiten jedoch wurden die geschicktesten dieser Virtuosen mit den europäischen Dingen und Ideen hinreichend vertraut, um die Vortheile der Schrift einzusehen und Werth auf sie zu legen. Sie wollten die schönsten traditionell erhaltenen Themen sammeln,

sie versuchten sogar neue zu komponiren, d. h. ihre Improvisationen niederzuschreiben, denn anders als improvisirend wußten sie kaum den musikalischen Stoff zu behandeln. Doch waren die meisten — was nicht zu übersehen ist — zu ungeübt, um sie selbst niederzuschreiben, und diktirten in Folge dessen ihre Gedanken. Jedenfalls aber wurden beim Niederschreiben derselben viele zerstückelt und durch mißverstandene Korrekturen inkorrekt wiedergegeben, ohne daß sie, zu ungeschickt im Lesen, gegen die Veränderungen protestiren konnten, während sie andererseits fortfuhren, sie auf ihre Weise zu spielen.

Die Ungenauigkeiten der durch dieses Verfahren entstandenen Publikationen, die außerordentlich zahlreich sein müssen, sind aber zum Theil auch der unzulänglichen musikalischen Erziehung zuzuschreiben, welche die Redakteure dieser Stücke erhalten hatten. Wir selbst haben oftmals Gelegenheit gehabt uns zu überzeugen, daß sie Intervalle, Modulationen, Dissonanzen, die allerdings im Widerspruch mit unserem harmonischen System stehen würden, aber gerade den unterscheidenden Charakter der Harmonie der Zigeuner bilden, einfach als Fehler behandelten. Man glaubte die Melodien und die sie begleitenden endlosen Variationen zu reinigen, während man sie in Wirklichkeit verstümmelte. Das geschah, wenn man so will, in guter Absicht, aber in augenscheinlicher Unkenntnis des Geheimnisses der Zigeunerkunst, die man hiedurch ihrer wildesten Inspirationen beraubte. Überhaupt läßt sich nach dem todten Buchstaben dieser Improvisationen, die man in Ungarn überall, in jedem Musikalienladen, in zahllosen aus den Hongraisen der Zigeuner bearbeiteten Lassan und Frischka findet, die bereits ihre Benennung verloren haben, kein Urtheil über sie bilden; sie geben kaum eine Idee von dem brio, mit welchem der Zigeunervirtuos sie ausführt, von der unaufhörlichen Bewegung ihrer Rhythmen, der feurigen Beredtsamkeit ihrer musikalischen Phrase, dem ausdrucksvollen Accent ihrer Deklamation. Man kann nur über sie urtheilen, wenn man Orchester gehört hat, die aus echten Söhnen Asiens bestanden, sei es aus solchen, die schon Berühmtheit erlangt haben oder — was vielleicht noch vorzuziehen ist — aus solchen, die noch halb nackt und halb verhungert sind.

Die Musik der Zigeuner.

I.

Wollte man die Musik der Zigeuner analysiren, zerlegen, zergliedern, genau untersuchen, um darnach deren Kontextur zu beurtheilen und sie mit derjenigen unserer Musik zu vergleichen, so dürfte es nothwendig sein, vordem klar darzulegen, worin sie sich von der unserigen unterscheidet. In diesem Falle wäre zuerst ihr Modulationssystem zu nennen, das auf einer Art totaler Verneinung jegliches hieher bezüglichen Systems beruht.

Die Zigeuner kennen in der Musik so wenig als anderswo irgend welche Principien, Gesetze, Regeln, Disciplin. Alles ist ihnen gut, alles ist ihnen erlaubt, vorausgesetzt: es gefällt ihnen; vorausgesetzt: ihr Gefühl geht darüber hinaus! „Darüber hinaus" — das große Wort jedes wirklichen Künstlers! Sie schrecken in der Musik vor keiner Kühnheit zurück, sobald sie mit kühnen Trieben ihres Herzens übereinstimmt, sobald sie das treue Bild ihres Wesens in ihr erblicken. Da die Kunst für sie weder eine Wissenschaft ist, die man lernt, noch ein Handwerk, das man ausübt, noch eine Geschicklichkeit, die sich mittelst eines gewissen Verfahrens und mit gewissen Mitteln erringen läßt, noch ein Gewerbe, das man nach dem Unterricht der Erfahrung betreibt, noch eine Hexerei, deren Formeln man, wie ein Rezept, erhalten könnte, sondern ein mystischer Gesang oder mehr noch eine erhabene, aber doch dem Eingeweihten klar verständliche Sprache, bedienen sie sich derselben nach Maßgabe dessen, was sie sich zu sagen haben, ohne sich durch

irgend welche äußeren Gründe in ihrer Art sie zu sprechen beeinflussen zu lassen.

Obgleich es in Folge ihrer plötzlichen Übergänge von einer Tonart in eine andere sehr entfernte, in Folge ihrer Intervalle, ihrer Leichtigkeit der Behandlung des halben, ja sogar des Vierteltones — ein für unsere Ohren so beleidigendes Intervall, daß sie es als falsch empfinden — den Anschein hat, als könnte man in ihrer Musik etwas von dem tonischen System der Hindus wiederfinden, ähnlich wie man in ihrer Sprache Wurzeln, Flexionen und Endungen aus dem Sanskrit begegnet: so sind die Zigeuner trotz einiger traditionellen Voraussetzungen, von denen sie wissen, daß sie dieselben besitzen, doch fest überzeugt, die Schöpfer ihrer Kunst zu sein. Sie glauben fest, sie zu ihrem eigenen Gebrauche erfunden zu haben, um sich selbst, für sich selbst zu singen, um sich die innigsten, die rührendsten Monologe zu halten. Wie hätten sie Verbindlichkeiten und Rücksichten in sie einführen können — sie, die keiner Sache gegenüber solche zulassen? Sie besaßen eine uranfängliche Sprache und eine uranfängliche Skala, — diese beiden waren ihre Schätze, die beiden Façaden ihres Palladiums. Als solche betrachteten sie dieselben und bezeugten deren Erhaltung durch die Thatsache einer religiösen und aufrichtigen Ehrfurcht, indem sie weder ihre Sprache noch ihre Musik irgend einer unserer Lehren unterwarfen, namentlich nicht in Bezug auf die untereinander verschiedenen Tonverhältnisse.

Vermittelnde Modulationen sind in ihren Augen so wenig obligatorisch, daß man sie sogar außerordentlich selten nennen und, wenn sie vorkommen, als eine Entartung der modernen Zeiten, als ein Verlöschen, ein Verwischen des ursprünglichen Typus betrachten kann. Die Übergangsakkorde sind mit wenigen Ausnahmen bei dem kecken Angriff einer Tonart nach einer andern völlig ausgelassen, insbesondere wenn es echte (genuine) Zigeunermusik ist, die man hört. Vor diesem salto mortale bleiben unsere gewöhnlichen Musiker das erste Mal verdutzt und befremdet stehen. Oft überrumpelt, immer ergriffen und verlegen wissen sie nicht, was sie sagen sollen, bis sie den Versuch machen auszurufen: „Das wäre

ja ganz schön, wenn es richtig wäre!", wobei sie vergessen, daß in gewissen Fällen das Schöne nur unter der Bedingung schön ist, daß es sich von gewissen ersonnenen Fesseln befreit, die, da sie nicht immer und nicht überall bestanden haben, auch nicht ohne Vermessenheit beanspruchen können, immer und überall bis in alle Ewigkeit erhalten zu werden.

Der civilisirte Musiker ist anfangs von der Seltsamkeit der Intervalle der Zigeunermusik so sehr verblüfft, daß er im allgemeinen keine andere Lösung seines Erstaunens findet, als sie für zufällige Diskordanzen, für Ungenauigkeiten und — sagen wir das Wort — für Vortragsfehler zu halten. Desgleichen ist er sehr wenig über die abrupten Modulationen orientirt, die seinen musikalischen Glauben an sie erschüttern, und, würde er sie ernsthaft nehmen, so würden sie ihn so empören und entrüsten, daß sie in seinen Augen auf dem Gebiete der Kunst gleichbedeutend mit Entführung, Erdrosselung, vielleicht gar mit Vatermord auf dem Gebiete der Moral sind. Dagegen wird ein Hörer, der den Vortheil besitzt empfänglich zu sein und nichts von der Musik zu wissen, sofort von diesen neuen Elementen angezogen, die ihm imponiren und zugleich ihn entzücken. Er braucht nur nicht unempfindlich für das Ausdrucksvolle zu sein: dann kann er leichter als ein Professor den Sinn erfassen — darum, weil er ohne jene Vorutheile ist, die schon im Voraus sein Blut gerinnen machen.

Die Dilettanti Europas — die französischen, englischen, deutschen, auch die österreichischen, besonders aber die italiänischen —, die Kunstfreunde, die ein wenig geschult sind, vor allem aber die unterrichtenden Musiker, an ihrer Spitze die maëstri der Konservatorien, verstehen meistens nichts von dieser Art, sich so plötzlich in jenes materienlose Fluidum zu tauchen, das der Musik so heftig entströmen kann, daß wir uns unter seinem Eindruck ebensowohl plötzlich erstarrt, als auch entzündet fühlen können. Jene alle, so viele ihrer sind, können gar nicht begreifen, daß ein „verständiger Mensch", was sich auch mit „ehrlicher Bürger" übersetzen läßt, ohne alle Umschweife, so mir nichts dir nichts, sich von einer tönenden, in der Kunst durch eine musikalische Tonart dargestellten Gefühls-

sphäre in eine andere, ihr ganz entgegengesetzte stürzen, daß er urplötzlich von einer Art und Weise in eine andere, ihr durchaus nicht verwandte übergehen kann, wie der Rommy sich aus einem Seelenzustand in den andern ohne irgend einen Zusammenhang oder eine Vermittelung wirft, ohne je das allmähliche Vergehen und dann wieder das langsame Werden von Gefühlen abzuwarten, die anscheinend ohne Verwandtschaft zu einander stehen. Der Europäer, der Mann von Fach, besonders der Jude, der in der Musik nur eine auf den mathematischen Berechnungen der Wissenschaft beruhende Industrie sieht, sind vor allem und besonders bei dem ersten Blick — besser gesagt: bei der ersten Aufführung — von dieser musikalischen Unregelmäßigkeit betroffen, während der einfache, aber intelligente Profane die praktische Wirkung derselben sogleich empfindet, ohne daß er sich Rechenschaft hierüber ablegt, ja oft ohne sich irgend eine Rechenschaft von der kühnen Neuheit abzulegen, die sie hervorbringt.

Nachdem wir diesen vorherrschenden Charakterzug der zigeunerischen Musik genannt haben, nämlich den Mangel der Modulationen, mittels deren wir nach und nach eine Tonart verlassen, ehe wir mit vollen Segeln in eine andere eintreten — ein System, welches der beständige Gebrauch der enharmonischen Übergänge erleichtert — läßt sich das wichtigste, was über sie zu sagen ist, zusammenfassen, indem wir die Aufmerksamkeit auf drei ihren Charakter bestimmende Hauptpunkte lenken, aus denen alle ihre andern Eigenthümlichkeiten entspringen. Diese sind: ihre in der europäischen Harmonie ungebräuchlichen Intervalle, ihre der Zigeunerrasse in hohem Grade eigenen Rhythmen und endlich ihre im höchsten Grade orientalischen üppigen Fiorituren.

II.

Es ist sehr schwer die zigeunerischen Motive, deren bei uns ungewohnte Intervalle eine so mächtige Wirkung hervorbringen, von den beiden ihnen gleichsam angewachsenen Elementen, von ihren so

biegsamen Rhythmen und von der Ornamentik des Improvisators, zu trennen.

Selbst wenn sie nur gesungen so zu sagen ihres vielformigen und vielfarbigen Gefieders, ihrer buntscheckigen und in tausend Facetten geschliffenen Fioritüren beraubt sind, verdanken diese exotischen Themen es immer der erstaunlichen Vielfältigkeit ihrer Rhythmen, daß sie der Monotonie der Dumki (Lieder der Ukraine) entgehen, welche selbst die anfangs von der melancholischen Gewalt ihres Ausdrucks lebhaft ergriffenen Gemüther bald ermüden. Auch diese sind Lieder ohne jene Steigerung, welche die zigeunerischen Motive in Folge ihrer pikanten Intervalle besitzen, welche gleichsam einen feuerfarbenen Schimmer über sie werfen.

Niemals wird es sich ereignen, daß die Zigeunermelodie in ihrer ersten Einfachheit nur mit wenigen Strichen gezeichnet von einem Zigeunervirtuosen wiedergegeben wird, weil außer den Passagen, die er zwischen jeder Note und bei jedem Orgelpunkte einschaltet, die Endungen der Perioden unter seinem Bogen natürlich die appogiatura, den mordente und den gruppetto erfordern und unveränderlich von einem ∿∿, einem ∿ oder einem ∾ begleitet sind. Dennoch läßt sich erkennen, daß diese Melodie, wenn sie des Funkelns aller ihrer Diamanten, in welchen sie in dem Augenblick ihres Entstehens flimmert, beraubt ist, einem tiefen Gefühl entströmt, daß sie wie von Leidenschaft gesättigt ist, daß sie immer das Gepräge des Edlen trägt, daß sie im Schmerze Ehrfurcht gebietet und ihre Würde niemals in den ungestümen Ausbrüchen der Lust verliert.

Die Zigeunermusik zeigt mit wenigen Ausnahmen in der Molltonleiter eine Vorliebe für die übermäßige Quarte, die kleine Sexte und die große Septime*), von welchen drei

*) Der französische Text nennt la septième augmentée als das dritte der zigeunerischen Mollskala eigenthümliche Intervall. Auch die frühere deutsche Übersetzung (von Peter Cornelius) schließt sich wortgetreu dieser Bezeichnung an, welche jedoch sowohl gegen die Intervallenbenennung in unserer Sprache, als auch gegen die begriffliche Bestimmung der Septime als Dissonanz verstößt. Die Benennung „übermäßige Septime" würde diese sachlich als eine negative Dissonanz bezeichnen (z. B. Amoll: a — gisis), was der Autor keinenfalls

Intervallen namentlich die Erhöhung der Quart der Harmonie ein höchst seltsames Schillern, ja einen blendenden Glanz verleiht. Die Musiker von Fach werden sogleich aus der Benennung der Intervalle verstehen, inwiefern und wodurch diese dreifache, so zu sagen beständige Modifikation der Intervalle diese Harmonie von der unserigen so verschieden macht. Mehr als ein gelehrter Kontrapunktist wird auf den einfachen Ausspruch dieser verbrecherischen Übertretung der heiligen Satzungen des Generalbasses hin geneigt sein a priori zu dekretiren, daß eine solche Musik nur eine reine Kakophonie sei, namentlich wenn er das fait accompli ihrer hundertjährigen Popularität in dem Lande, dem sie angehört, nicht kennt und nicht weiß, welche Begeisterung sie nicht nur dort, sondern ringsum, selbst in Wien, diesem Vaterlande eines Haydn, Mozart, Gluck, Schubert, Beethoven, hervorgerufen hat! Der alte, liebenswürdige Haydn verbrachte viele Stunden damit, ihr zuzuhören, Schubert kannte sie sehr gut und übertrug einige ihrer Fragmente in unsere Musik, und Beethoven ignorirte sie ebenfalls nicht, was mehr als eine seiner Seiten und .... mehr als einer seiner Gedanken ...., ja mehr als eine der schwindelerregenden Kühnheiten seiner letzten Werke bezeugen!

Hat man diesen großen Namen mit Nachdruck ausgesprochen, dann läßt sich wohl auch behaupten, daß in den Künsten weder die Regeln, noch die Gesetze (die alle a posteriori gemacht sind, was hier nur in Parenthese gesagt sei), noch die Principien und Methoden, noch die Beweisgründe und die Argumente jemals beweisen, daß eine Sache an sich gut oder schlecht sei. Es giebt eine ungreifbare Flamme, ein geheimnisvolles Princip des Gleichgewichts zwischen Gefühl und Form eines Kunstwerkes, dessen Vorhandensein oder Nichtvorhandensein in letzter Instanz über Werth und Rang eines solchen entscheidet: denn die Durchsichtigkeit, welche ein Gefühl in einer Form findet oder nicht findet, bestimmt in wie weit diese

---

meinte. Die Septimenverschiedenheit der melodischen (A moll: a — g : 7) und der harmonischen Molltonleiter (A moll: a — gis : 7♯) hat jedenfalls diesen Irrthum veranlaßt. (Anm. d. Herausg.)

letztere hinreicht, jenes hindurchschimmern oder in einem herrlichen Glanze leuchten zu lassen! Das Sein oder Nichtsein dieser Ineinsbildung des *Gefühls*, der Seele eines Kunstwerks, und seiner *Form*, seines Gewandes, so zu sagen seines Körpers, konstituirt den Hauptgrund seines Daseins, seine *ultima ratio*, den Grund, der über alles, was ihm entgegensteht, den Sieg davon trägt. —

Aber diese ungreifbare Flamme, diese geheimnisvolle Ineinsbildung läßt sich nicht beschreiben — beide wollen in unmittelbarem Aufnehmen empfunden sein. Darum enthalten wir uns hier jedes umständlichen Beschreibens dieser *Quarten*, *Sexten* und *Septimen*, indem wir es ihnen selbst, nämlich ihrer Wirkung, überlassen, selbst ihre Modalität und Excentricität zu rechtfertigen. Wie ließe sich auch Personen, die nicht Musik studirt haben, eine annähernde Idee von ihrer Rolle und Bedeutung beibringen? Und was diejenigen betrifft, welche Musik schreiben, so werden sie selbst ihren eigenen Ohren nicht glauben, wenn sie zu jener imposanten Majorität von Musikern gehören, die nur Ohren haben, um *nicht* zu hören!

Das Übergewicht der Ornamentik weist ganz ersichtlich darauf hin, daß diese Kunst asiatischen Ursprungs oder mit einem solchen verknüpft ist; ebenso macht es nothgedrungen aus der ersten Geige die Hauptperson des Orchesters, welches letztere im Grunde nur da ist, um sie zu sekundiren, ihre Klänge zu verstärken, den Rhythmus feuriger zu durchdringen, die Blüthen der Improvisation zu schattiren und zu färben. Die erste Geige ist es auch, die über die Tempi entscheidet; sowie sie einen Lauf beginnt, schweigt das Orchester und wartet, bis sie in vollstem Glanze gestrahlt hat, ehe sie erlischt. Die Inspiration des Augenblicks entscheidet über ihre Bedeutung; sie diktirt die Zeichnung dieses Schwarms von Noten, dieser Büschel lustiger Töne, die man ein lichtes, durchsichtiges, duftiges Tongelock nennen könnte. Wie die verschlungenen Ranken einer Rebe ringeln sich die Figuren empor, während die Töne ihrer Melodie nacheinander niederträufeln, wie die Thränen, die sie im Herbste weint. Das Orchester ist derartig von dem Feuer und den Seufzern seines Leiters elektrisirt, daß es, eins mit ihm,

gleichsam durch seinen Mund athmet, und wenn derselbe im kühnen Fluge die Unendlichkeit des Raumes durchfurcht, wenn er, einem fliegenden Drachen ähnlich, getragen von dem Hauche seiner poetischen Inspiration, sich von den Lüften zur Erde sinken läßt, verfehlt die kleine Kohorte niemals ihn im rechten Moment in ihren Armen aufzufangen, daß er nie auf den Boden falle; sie unterstützt ihn, hilft ihm empor, indem sie sich in Einklang mit seinem Schwunge setzt, der so erfüllt ist von Leidenschaft und Raserei, daß in Ungarn kein Zuhörer kalt bleibt und die anwesende Menge zu einer gemeinsamen Exaltation mit fortgerissen wird.

Was die Orchestration betrifft, so ist keine da und es läßt sich, richtig gesprochen, nicht mehr von einer Instrumentation als von einem Generalbaß der Zigeuner reden. Die Geige ist in diesem Orchester Alles, bei welchem die andern Instrumente nichts weiter zu thun haben als Schatten über ihre Trauer zu breiten und ihre Lust mit Sonnenschein zu erhellen. Eine Violine allein würde schwerlich, so groß auch das Genie und alles das sein möge, was den Künstler macht, die Wirkung erzielen wie diese Instrumentengruppe, über welche alle Musiker auf einmal verfügen, so daß keines von ihnen eine eigene Rolle hat. Bei einem solchen Orchester wird man sicherlich niemals irgend etwas suchen, was der Polyphonie eines Meyerbeer, Berlioz, Wagner auch nur entfernt ähnlich sieht. Alle Musiker beschränken sich darauf das Motiv zu unterstützen, den Klang zu verstärken, die Rhythmen zu accentuiren und den Gedanken des von seinen siderischen Ausflügen zurückkehrenden Solistvirtuosen im Fluge zu ergreifen.

III.

Was vor allem und mehr als alles andere die reichen, beweglichen und zugleich musikalisch feinen und paradoxen Organisationen für diese Musik gewinnt, ist die Freiheit und der Reichthum der Rhythmen, ihre Vielfältigkeit und Geschmeidigkeit, die sich nirgends in gleichem Grade wiederfinden. Sie variiren bis ins Unendliche, verwickeln, verdoppeln und entdoppeln sich, verdoppeln sich

dann wieder, schichten sich übereinander, reißen und lösen sich von einander und schmiegen sich den verschiedensten und reichhaltigsten Nuancen des Ausdrucks an, von der wildesten Heftigkeit bis zur einschläferndsten morbidezza und zum lieblichsten smorzando, von der kriegerischesten Haltung bis zur Tanzbewegung, vom Triumphmarsch bis zum Trauerzug, von dem im Mondschein auf feuchten Wiesen geschlungenen Reigen der Willis bis zu den bacchischen Gesängen, die sich ausdehnen bis zum folgenden Morgen.

Ihre Reihenfolge, ihre Verbindung und Verschiebung macht diese Rhythmen ganz wunderbar dazu geeignet, poetische Bilder im Geiste zu erwecken. Sie sind alle charakteristisch, voll Feuer, Schmiegsamkeit, Schwung, voll wogender Verve und phantastisch wunderlicher Einfälle: bald reizend wie verliebte Herausforderung, bald seufzend wie klagendes Herzeleid; jetzt wild stürmend wie der Galopp eines Vollblutpferdes, dann zierlich und unruhig wie hüpfende Vögelein im strahlenden Sonnenglanz; manchmal dem hastig sich überstürzenden Lauf eines vor der Meute fliehenden verwundeten Hirsches oder dem Gebrüll eines in seinem Dickicht aufgescheuchten Ebers gleich, schreiend wie ein unglücklicher Verliebter oder prahlerisch und ruhmsüchtig wie ein neuen Kämpfen entgegeneilender Sieger, geschwätzig und rasch wie das Flüstern einer Gruppe junger Mädchen, oder gespornt und schnaubend wie eine Reitertruppe, die eine Schanze erstürmt.

Dennoch sind diese Rhythmen im allgemeinen von freimüthiger Haltung und frischer Farbe. Sie haben nicht das Bebende — jenes Balanciren zwischen Zurückhaltung und Unruhe —, wie es der Walzer- und der Mazurkabewegung so eigen ist. Dagegen ist ihre Verschiedenheit unendlich. Ihre Regel ist: keine Regel zu haben. Biegsam wie die Zweige einer Trauerweide, die unter dem Hauch der Abendlüfte sich beugen, gehen sie mit Anmuth und Kraft von zweitheiliger Bewegung zu dreitheiliger über, je nachdem sie wildbewegte oder mildere Eindrücke, je nachdem sie die Sturzfluth der Leidenschaften, ihr wirbelndes Erwachen oder die weiche Laßheit der Seele malen, die sie einlullen, sich selbst bekränzend mit Mohn und kalten Seerosen. Diese Verschiedenartigkeit der Rhythmen erinnert

oft an die Windungen und Biegungen der Asklepia, welche, ungleich sich fortschlingend, bald langsam, schlangenartig dahinkriecht, bald wieder sich emporrankt, um in schwungvollen Bogen eine ferne Stütze zu erreichen, doch nicht ohne ihren Pfad mit Blumen, wie mit Blutstropfen, zu bestreuen, welche den durchwanderten Weg eines zum Tode verwundeten armen Wesens gleichsam andeuten. In den zigeunerischen Rhythmen scheinen gewisse Töne ebenfalls Blutstropfen zu sein.

Die seltenen Schönheiten, welche diesem Reichthum des Rhythmus entspringen, sowie die Bedeutung, welche demselben bei der Schätzung der Zigeunermusik zuzuerkennen ist, lassen sich nicht genug hervorheben. Wir kennen, was die Fruchtbarkeit rhythmischer Erfindung und deren rechtzeitige Anwendung betrifft, keine andere Musik, von welcher die europäische Tonkunst so viel lernen könnte als von ihr. Ihre Überfülle ist unberechenbar. Es scheint, als ob jedes neu aufgefundene Bruchstück auch eine neue Form, irgend eine ingeniöse und unerwartete Wendung, irgend ein Durchbrechen der Rhythmen von malerischestem, vorher absolut unbekanntem Effekt enthalte. Dieser Zug ist um so bemerkenswerther, als die Originalität anderer nationaler Musik mehr in der Einförmigkeit des Rhythmus zu suchen ist — sie erklärt das in ihr herrschende Gefühl —; denn die seßhaften Völker, die eine monotone Lebensart führen, haben die Neigung, in der Kunst nur eine Leidenschaft, nur ein Gefühl, nur eine bei ihnen überwiegende Phase der Seele wiederzugeben.

Im Gegensatz zu dieser Eintönigkeit bewegt sich die Kunst der Zigeuner in einer erstaunlichen Vielheit, was diejenigen, die eine zahllose Menge dieser Stücke kennen gelernt haben, zu beurtheilen wissen. Nichts bezeugt mehr ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit als die Thatsache, daß ein und dieselbe Kombination kaum mehrere Male sich wiederholt. Übrigens ist dieser fabelhafte Reichthum sehr leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Zigeuner die Intensität der Leidenschaft reproducirt, mit welcher er sich in der kürzesten Spanne Zeit den sich oft sehr widersprechenden, oft ganz entgegengesetzten Eindrücken hingiebt, als Folge des Lebens, das er in beständigem Verkehr mit der Natur und ihren wechselnden Bildern führt, von

denen jedes einzelne eine andere Tonalität, eine andere psychologische Färbung — Stimmung — in sich trägt. Unsere verfeinerten Sinne, unsere mehr analysirten, verglichenen, überlegten Eindrücke geben uns nur einen schwachen Widerschein von dieser schrecklichen Mannigfaltigkeit; denn sie lassen uns fortwährend bei denselben täglichen Scenen, bei denselben Landschaften andere Farbenwirkungen, andere Zusammensetzungen atmosphärischer Vibrationen bemerken.

IV.

Die vielgestaltige Üppigkeit des Rhythmus findet ihr Seitenstück in der Überfülle der Verzierungen, mit denen der Künstlervirtuose, der improvisirende Poet sein Thema beständig schmückt und verziert. Er kann derselben in seiner Kunst so wenig entbehren, als der Juwelenhandel und die Goldschmiedekunst im letzten Jahrhundert die entzückenden Gravirungen entbehren konnte, welche in so vielen gelungenen Motiven und Kombinationen von Linien, Zirkeln, Vierecken, Spitzen, Punkten, Zacken, Streifen, gewundenen Fransen und verschiedenen Rauten zwischen Rokokofiguren und mythologischen Gruppen zirkulirten, welche gleichsam ihren melodischen Gedanken bildeten, — so wenig als die eingelegte Arbeit dasselbe System der Verzierung auf tausenden von Mustern aufgeben konnte, mit denen sie ihre Sujets und Landschaften umgab und durch die sie ihnen den größten Werth verlieh, — so wenig als die Renaissance in ihrer Architektur, als Rafael bei seinen Loggien auf die blühende Fülle figurativer Inventionen verzichten konnte, mit denen sie episodisch ihre eleganten Bauten und ihre ungeheuren Kompositionen verschönerten, — so wenig als die Wandmaler der pompejanischen Kunst die unerwartetsten Künstlichkeiten in der Flexion der dekorativen Formen, in der Vereinigung der phantastischen Wesen und der stilisirten, dem Auge angenehmen Umrahmungen hätten vernachlässigen können.

Die Meister der in so hohem Grade inspirirten, den Gesetzen der Reflexion und dem Zwange der Regel so wenig unterworfenen, so ganz aus sich selbst hervorgegangenen, bis jetzt von der Impro-

visation so untrennbaren Zigeunerkunst sind diejenigen, welche allen ihren Einfällen, allen Schlangenwindungen einer Phantasie sich hingeben, die in Periphrasen und Paraphrasen ohne Ende dahin galoppirt oder auch gemüthlich durch anmuthige Gewinde, durch verschlungenste Kreise oder auch durch unerwartetste, wechselreichste Zickzack spaziert.

Alles, was die Phantasie an Kurven, an Windungen, an Bogenwerk, an an- und abschwellenden Linien, an fliehenden, verfolgenden Geflechten aller Art, an kreisförmigen Bewegungen, an Rückwegen und Konturen erfinden kann, die zu diesen Verzierungen dienen und ihren Namen Arabesken bei derjenigen Nation fanden, die sie am glänzendsten entwickelte, findet sich hier wieder, wie die interlineare Übersetzung einer dem Raum angehörenden Kunst in eine Kunst, welche der Zeit angehört. Die Zigeuner sind, ohne mögliche Konkurrenz, in der Komposition der musikalischen, dem Ohre dasselbe Vergnügen wie die maurische Architektur dem Auge bereitenden Arabeske maîtres ès arts. Auch sie schmücken jede Note des melodischen Gebäudes mit einem lanzenförmigen Blümchen, wie die Architekten der Alhambra auf jeden Ziegel ein kleines Gedicht malten, dessen Linien räthselhaft in sich zusammengerollt sind und, sich mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit imaginativer Hilfsquellen entrollend, auf derselben kleinen zu ihrer Bestimmung und ihren Retorsionen vorbehaltenen Platte einen Namen Gottes nennen, einen frommen Vers hersagen, den der Eingeweihte sogleich erkennt, aber der Laie nicht bemerkt; denn er verfolgt nur die Anmuth der Zeichnung, ohne den Gedanken und das Gefühl zu verstehen, welches dieselbe schildert und ausspricht.

Hier wie dort genügt ein ganz kleiner Raum, um eine Menge von Linien zu entwickeln, die einander kreuzen, einander unterbrechen, verwirren und entwirren, einander suchen und finden, einander stoßen, reiben und sich umklammern, einander folgen, drängen, berühren, zerstören, unter reich nuancirten Klangfarben, die manchmal gepaart und weich sich steigernd, manchmal fremd und feindlich und dann wieder mit einer Art Gleichheit über ein ganzes Thema sich verbreiten, wie die auf einem Blumenbeet glän-

zenden Tropfen eines reinen Thaues, dessen Saphir- und Topas-, Rubin- und Smaragd-, Sardonyx- und Chalcedon-, Amethyst- und Chrysolith-, Aquamarin- und Nephelin-, Hyacinth-, Granat-, Chrysopras- und Jaspis-, dessen blauen und schwarzen, grünen und gelben Diamantfärbungen nicht verlöschen, wenn die Sonne neugierig ihren Kopf über den Horizont erhebt und jeder Strahl ihrer Scheibe, man möchte sagen, jedes Haar des göttlichen Gelockes des Phöbus — des Gott des Tages — sich in jeder dieser durchsichtig, rosig beleuchteten, aber milchweißen Perlen widerspiegelt. Aber, was für Bilder die Vereinigung von Tönen auch hervorrufen mag — es ist sicher, daß ihre Ganzheit, immer bezaubernd, Stunden voll Träume füllt, so bestrickend, daß man ein ganzes Dasein mit ihnen verträumen möchte.

Die Meister sind diejenigen, welche ihre Melodie auf synkopirten Rhythmen wie auf leichter Schaukel wiegen, die Bewegungen derselben kadenziren, als sollten sie den Tanz der Gestirne anführen und dann ihre Funken in Trillergarben ausstreuen, ihr bald ein ernstes und herbes, bald ein weiches und reizendes mordente, betonten Gesten gleich, verleihen, um sie plötzlich in einen schalkhaften Kobold zu verwandeln, dessen kleine spitzen und scharfen Noten uns in das Ohr beißen. Der wirkliche Zigeunerkünstler ist der, welcher ein Liedthema oder eine Tanzweise nur als Text, als Epigraph eines Gedichtes aufnimmt und diese Idee, die er keinen Moment verliert, während einer fortgesetzten Improvisation umschweift und umschreibt. Der am meisten Bewunderte ist der, welcher sein Sujet mit einer solchen Fülle von Läufen, Appoggiaturen, Tremolos, Tonleitern, Arpeggios, diatonischen und chromatischen Passagen, Tongruppen und gruppetti schmückt, daß unter diesem Luxus von Stickereien der ursprüngliche Gedanke kaum mehr zum Vorschein kommt, als das Tuch seines Mantelärmels durch die künstlich gearbeitete Posamentirarbeit hindurchscheint, die es bedeckt und unter ihrem dichten und bunten Netze versteckt. Und doch könnte er nicht mehr als dieses dunkle Tuch verschwinden; denn wie dieses, ist er das Material, der Rohstoff, der die Form trägt.

Diese Erfindungen des Augenblicks haben fast immer etwas

Staunenswerthes. Sie entfalten sich auf unvermutheten Orgelpunkten, auf irgend einem unerwarteten, alle Gewohnheiten unseres Gehörs irreleitenden Halt, der aber nichts desto weniger von der mächtigsten Wirkung ist. Durchaus unmotivirt, weder auf Grund von Regeln noch vorbereitet eintretend, erinnern sie manchmal an das Flattern der kleinen Kolibri, welche, ohne anderen Zweck als ihre jungen Kräfte zu erproben und des Lebens und der Bewegung froh zu werden, hin und herschwirren. Die plötzlich eintretenden Ruhepunkte ergreifen uns unvermuthet; sie gleichen den Pausen, welche die muthwilligen Sprünge der Rehe und Damhirsche unterbrechen, wenn durch das bewegte Gebüsch ein unseren Sinnen unmerkliches Geräusch sie in einen plötzlichen Schrecken versetzt und sie mit gestrecktem Halse, lauschendem Ohre, weit geöffneten, hellen Augen, mit einem elastischen Sprunge, der sie mit der Schnelligkeit eines Pfeils längs den Schluchten und Hügeln davonträgt, die Flucht ergreifen.

In dieser so üppigen Blüthenpracht von Tönen ist die Melodie oft auf die Rolle eines leitenden Bandes beschränkt, das unsichtbar hinter anmuthigen Blumenkronen, glänzendem Blätterschmuck, Büscheln von Staubfäden versteckt ist, die, je nachdem jenes sie führt, seinem Kontur folgen, um sich in das glänzende und bunte Gefolge einzureihen. Sehr oft läßt sich die Hauptphrase nur als ein feenhaftes Antlitz errathen, das hinter dem prismatischen Schleier einer feinregnenden Kaskade, durchsichtig wie der Staubbach, oder wie eine hinter ihrem mit flimmerndem, vielfarbigem und vielförmigem Goldflitter besäeten Schleier lächelnde Sultanin erscheint. Diese oft übertriebene Ausdehnung des Themas erinnert an jene Weise der Maler, wenn sie manchmal, nur so zu ihrem Spaße, aus einigen vorher gegebenen Punkten, ohne daß ihr Stift das Papier verläßt, eine Landschaft voll reizender Unebenheiten zeichnen, indem sie dieselben Linien zu Umrissen dichter Eichen, buschiger Haselsträuche, schlängelnder Bäche so gut ausdehnen, verlängern, krümmen und biegen, daß man die murmelnden Zephirwinde, das melodische Rauschen des Wassers, sein bald bescheidenes Flüstern, bald grollendes Sprudeln zu vernehmen glaubt.

Diese Fiorituren flattern und tummeln sich herum wie Schmetterlinge, deren ungleiches Zittern des Flügelschlages man hört und deren Bewegungen bald lebhaft, heiter, schnell und elastisch sind, wie die Sprünge einer Tänzerin, welche, indem sie den Raum durchmißt, eine Melodie beschreibt, bald gemessen und monoton, wie schmerzerregt. Sie sind wie klingende Blumensträußchen, die aus einem überwallenden Füllhorn niederfallen, — wie Myriaden gesternter Sonnenstäubchen, wie leichter Blüthenstaub, der sich in die Lüfte vertheilt, — wie ein Wohlgeruch spendender irisfarbiger Regen, der in ein Wolkengewand sich verwandelnd uns duftend umhüllt, — wie der schneeige, funkelnde Schaum einer Welle, die gleich einer verliebten Najade sich aufrichtet, um an unserem Herzen in süßem Kusse zu zerfließen, — wie der plötzliche Niederfall einer Perlenschnur in ein Gefäß von Opal, wo jede Perle hundertmal zurückprallt, tausend nachhallende Echos erweckt, tausendstrahlig das prismatische Licht bricht, welches ihr flüchtiger Widerschein um sich verbreitet, — wie das Gesumme einer Sylphen- und Elfenschar, die in einer langen Spirale schwirrt, welche sie von dem Lilienbeete hier unten hinaufträgt zu den zodiakalen Figuren da oben, — wie das allmähliche Abfallen eines weichen Schwanenflaumes, — wie eine junge Brut von Grasmücken, die ihr Nest verläßt.

Das alles sind diese Fiorituren! Aber sie gleichen auch dem dumpfen Flügelschlag einer über einem breiten Fjord von der Erstarrung der Kälte überwältigten Seemöve, dem Rascheln der dürren Blätter, die der Fuß der Waller am Allerseelentage berührt, dem Knistern der Feuersbrunst, die ein Strohdach verzehrt, dem Geschrei unglücklicher erblindeter Mütter, die, niedergekauert, vergebens nach ihren Jungen rufen, von einer grausamen Hand ihnen entrissen. Auch lassen sie sich mit trauernden Wellenkadenzen des Oceans vergleichen, die, dem Refrain der Strophen einer düsteren Dithyrambe gleichend, vom wüthenden Sturm an das Ufer gepeitscht werden. — Dann wieder klingen sie wie der erschreckliche Chor aller wilden, aller reißenden Thiere eines Urwaldes, die da sehen, daß der Mond im Sinken ist, die Sonne sich verdunkelt, die Berge erbeben, die Hügel wie Wachs zerschmelzen, der Boden sich öffnet, und wähnen durch

ihr bestürztes Geschrei die sich lösenden Kräfte der Natur am Tage des Zornes Gottes beschwichtigen zu können. — Dann wieder sind sie wie das Vorbeigleiten schwarzer Phantome, die mit weiten Schritten die kalcinirten Reste und die unebenen Flächen einer zerstörten Welt durchschweifen. — Dann wieder wie das erstickte und keusche Seufzen eines schmerzerfüllten, seiner hohen Bahn entrissenen Sternes, der von einem Sternbild zum andern schwankt, um einen Platz zu finden, und, immer zurückgestoßen, nirgends einen Platz mehr findet. Wieder andere Fiorituren machen uns glauben rastlose Seelen an uns vorbeigleiten zu sehen, ja sie neben uns zu fühlen, die von der Unterwelt wie von dem Himmel, deren Thüren sich vor ihnen nicht öffnen wollen, zurückgedrängt wurden. Dante hat es gesagt: Misericordia e Guistizia gli sdegna, und sie, gelähmt von der Stumpfheit und der Starrsucht der Sünde der Trägheit, lassen sich hin- und herschleudern zwischen der Verachtung Aller, wehklagend und seufzend, kraftlos und betrübt. — Dann wieder glaubt man große Scheiterhaufen für große Befehlshaber errichten zu sehen — das Blutbad wird erfüllt — entsetzliches Gebrüll — die Flamme schlägt empor, der knisternde Amianth windet sich unter ihren verzehrenden Küssen. Ein ganzes Volk in Trauer wohnt dem tragischen und blutigen Ritus der Helden bei, die mit eingelegter Lanze sterben. Frauen mit fliegenden Haaren, zerrissenen Gewändern, heiserer Stimme umringen sie und singen Klagelieder, die dem Heulen gleichen, und stoßen Seufzer aus, die durch Mark und Bein dringen. Neben ihnen tragen schöne Jünglinge den Helm und rhythmisiren, ihre stählernen Säbel auf ihren ehernen Schildern klingen lassend, ihre Schritte.

Alles, was die Einbildung sich denken kann an Schauerlichem oder Reizendem, an Grandiosem oder Entzückendem, ist dort zu finden, je nachdem sich der Künstler an die heiteren Fähigkeiten oder an das schmerzliche Vermögen seines Zuhörers wendet, je nachdem er seine Seele durch schwarze Leichentücher verfinstert, die als erschreckende und niederschmetternde Visionen hervortreten, oder es ihm gefällt diese zu bannen, mit Licht zu umfluthen, sie zu erheitern, freudig zu stimmen, sie in Gefühle, die an das Entzücken streifen, zu

versetzen, den Adern man weiß nicht welches Behagen einzuspritzen — ein Behagen, dessen sanfte Schwingungen den Körper leichter seine Schwere vergessen, seine Gebrechlichkeiten verschwinden zu machen scheinen, indem es allen seinen Gliedmaßen eine Elasticität verleiht, die sich als die Eigenschaft der Halbgötter betrachten läßt!!!

Rommys und Magyaren!

I.

Vielleicht daß einige, — und dabei Ungarn von Geburt —, welche in dieser Materie Sachverständige und Gelehrte sind, die Frage an uns richten, wie es komme, daß wir so ganz speciell den Zigeunern diese Musik zuschreiben, auf die sie selbst so stolz sind, wie auf ein Nationaleigenthum? warum wir, nach ihrer Ansicht die Dinge verwechselnd, die Ehre ihrer Invention ausschließlich denen zugestehen, die allgemein nur für die Ausführenden, nur für die Recitatoren einer Poesie gelten, deren eigentliche Schöpfer sie nicht sind?

Es ist uns nicht unbekannt, daß die erste Regung einer großen Anzahl von civilisirten Musikern, die sich dem Studium und der Praxis dieses Kunstzweiges hingegeben haben, sich dahin neigt, gegen die Vermuthung zu protestiren, daß die in Ungarn von den Zigeunern ausgeübte und durch sie berühmt gewordene Musik ihnen zu eigen gehöre. Eine tief eingehende und entscheidende Dissertation über diese Frage ist um so schwerer, als sie sich, da die Materialien über diesen Gegenstand und die gesammelten Thatsachen von einer außerordentlich unbestimmten und zweifelhaften Art sind, nur auf Induktionen gründen ließe.

II.

Ehe wir auf den Gegenstand selbst näher eingehen, dürfte es nicht ganz unnütz sein, zu erwägen, seit welch unendlich langer Zeit

Ungarn diejenigen in seinen Grenzen aufgenommen hat, die man nach den verschiedenen Ländern Asiens, Europas, Afrikas, je nach dem Ursprung, den sie sich zuschrieben, nach dem Handwerk, das sie ausübten, nach dem Eindruck, den ihre äußere Erscheinung machte, benannte und mit den Namen Romano (d. h. Rommy, Rommitschel 2c.), Sind-hi (sich auf Indien beziehend), Chai, Caloro, Kàràchee, Fàràwni (d. h. Pharaoni gentes, Unterthanen Pharao's) Chinganis, Issingi, Jitanos, Cincali (Sohn des Zend-Indus), Gipsies, Zigeuner, Cingeser, Cygany u. s. w., u. s. w. bezeichnete. (Siehe Pott.)

Es ist allgemein bekannt, daß es ein Irrthum wäre annehmen zu wollen, daß die jetzigen Zigeuner direkte Abkömmlinge derer seien, die zuerst unser Gebiet betraten. In Ungarn so wenig wie anderswo faßten die Rommys feste Wurzeln. Ihre Stämme lösen sich gegenseitig ab, ganz oder theilweise und in Zeiträumen, deren zufällige Dauer höchst wahrscheinlich sehr unregelmäßig ist: nach mehreren Jahren oder nach mehreren Generationen! Selbst da, wo sie während mehrerer Jahrhunderte nie verschwanden, kann man versichert sein, daß ihre Bevölkerung durch die Auswanderung älterer Stämme und durch das unvermuthete Hinzukommen neuerer mehr als einmal gewechselt hat. Nach einem uns noch unerklärten Gesetze verlassen die Zigeuner schließlich immer die ihrer Lebensweise günstigsten Länder. Ob, um jeden Schein von Seßhaftigkeit zu vermeiden? um ihren festen Entschluß oder irgend einen hundertjährigen Schwur zu erneuern, nie auf irgend einer fremden Erde Wurzel zu fassen? Ob einer Erinnerung, einer Hoffnung wegen? Oder enthält ihr ewiger Ortswechsel nur ein fruchtloses Bedauern? oder stützt er sich auf irgend eine ferne Prophezeiung, die ihnen eine Rückkehr verheißt, die glücklicher sein soll, als ihre Auswanderung war? Wer kann es sagen? wer es errathen?

Jedoch, welches auch das geschichtliche Motiv sein mag, wenn es ein solches giebt, das ihr unstätes Leben bestimmt: es verlassen die Zigeunerstämme die ihnen wohlthuend gewesenen Orte nur, um andern Brüdern, andern verbannten Parias Platz zu machen. Diese Unterschiebung, welche sie sogar in der Walachei

vornehmen, wo sie, der Volkszählung unterworfen, wie Leibeigene behandelt werden, findet auf eine für uns unbemerkbare Weise statt: denn sie ziehen nicht weg, ehe sie nicht zuvor ihren Nachfolgern ihre ganze Ortskenntnis übermittelt haben. Hieraus geht hervor, daß ein solcher Wechsel bezüglich dieser Orte, sowie bezüglich ihres Verkehrs mit deren Bewohnern absolut nichtig ist. Da die Bleibenden hinreichend unterrichtet und von den stillschweigend Abgezogenen in nichts verschieden sind, kann die Thatsache der zufälligen Ersetzung einer ihrer Horden durch eine andere — so bewiesen sie auch sein mag — die Beobachtung, welche ihre länger andauernde Gegenwart irgendwo hervorbringen kann, nicht fühlbar beeinflussen.

III.

Bemerken wir jedoch, ehe wir auf irgend eine Untersuchung eingehen, daß man einige Angaben über die Gegenwart der Zingali in Ungarn von dem dreizehnten Jahrhundert an besitzt: aus einer Zeit, die folglich zweihundert Jahre ihrer Einwanderung in das übrige Europa vorausliegt, das sie mit dem so bekannten und so oft erwähnten Geleitsbrief unseres Königs Sigismund betraten. Diese Angaben, nach welchen man behaupten kann, daß sie Ungarn seit mehr als sechs Jahrhunderten bewohnen, sind um so wahrscheinlicher, weil, als diese Rassen sich über westlicher liegende Länder verbreiteten, die Listigsten schon die kindliche Fabel erdacht hatten, nach welcher sie vorgaben der ägyptischen Nation anzugehören und verurtheilt zu sein, eine sehr lange Zeit zu wandern, um das Verbrechen ihrer Väter zu sühnen, die dem Kinde Jesus und der heiligen Familie bei ihrer Flucht in dieses Land die Gastfreundschaft verweigert hätten. Die Ähnlichkeit dieser Fabel mit der Legende des ewigen Juden, die Gegenwart der Israeliten, welche man durch die Wirkung einer himmlischen Strafe verbannt glaubte, verschafften in vielen Orten dieser hübschen Absurdität vollen Glauben.

Um eine mit den religiösen Dogmen, mit der Unwissenheit des Volkes, dem mannigfaltigen Aberglauben des Mittelalters so harmonirende Dichtung erfinden zu können, mußten diese so wirren

und in ihrem Gedankenleben so wenig gefesteten Menschen seit undenklichen Zeiten in der Mitte von Bevölkerungen gelebt haben, denen der christliche Glauben schon seit langer Zeit geläufig war. Im Verlauf nur einiger Jahre hätten sie unmöglich das unterscheidende Kolorit der erbauenden Geschichten, die während jener Epoche in Umlauf waren, bis zu dem Punkt mit so viel Schlauheit erfassen können, um sich mit ihnen in einer Weise zu verschmelzen, die für sie am vortheilhaftesten war und über die Unwahrscheinlichkeit ihrer Erzählungen einen Mantel breitete, der sie vorurtheilsvollen Ohren glaubwürdig machte, ja sogar für sie zu einem Ehrenmantel wurde, gewoben aus denselben Umständen, welche sie an einen Schandpfahl nageln zu sollen schienen.

Die Zigeuner, wie die Juden, ein fremdes und herumziehendes Volk, wußten sich in den Gegenden, welche sie in Folge ihres unverbesserlich unruhigen Charakters durchstreiften, durch ihre vorgebliche Buße und verstellte Demuth, die mit der Verstocktheit der gottesmörderischen Kreuziger kontrastirte, einen — so zu sagen — wohlwollenden Empfang zu sichern. Sie ließen sich taufen und gaben heute hier vor Christen, morgen dort Muselmänner zu werden. Diese so gut berechneten Heucheleien, welche vorspiegelten sich nur des Geistes der Buße wegen den Gebieten nicht zu inkorporiren, welche sie zeitweise bewohnten, bekundeten eine sehr vollkommene Kenntnis der Gesellschaften und damaligen Sitten. Dank diesem schlauen Betruge gelang es den wandernden Stämmen häufig die Grenzämter zu umschreiten, der Polizei zu trotzen, ja sich einen Appell an Souveräne zu verschaffen, indem sie sich in Besitz von Privilegien zu setzen wußten, welche nur den Pilgern und gottesfürchtigen Büßern bestimmt waren. Solche geschickte Vorwände sind nicht die Wirkung des Zufalls, noch weniger ein plötzlich gefundener Ausweg.

Wenn jedoch auf Grundlage einiger historischer Spuren die Annahme gestattet ist, daß die Zigeuner schon im dreizehnten Jahrhundert in Ungarn waren, so beweist das noch nicht, daß sie nicht auch schon vordem dort gewesen seien. Bei dem ersten und schnellen Vorrücken dieser fremdartigen Bevölkerung beschreiben die

Chronisten sie bis ins kleinste Detail mit jener naiven und reflexionslosen Leichtgläubigkeit, die aus Verzweiflung nichts erklärt und alles zugiebt, wobei sie ihre Einzeichnungen mit derselben Gleichgültigkeit gegenüber den Ursachen, wie gegenüber jeder ihrer phänomenalen Wirkungen ausführten und sie in gleiche Reihe mit der Erscheinung eines Kometen, einer Pest, eines Erdbebens, eines unerwarteten Unglücks, irgend eines unglücklichen Zufalls stellten. Das war zu der Zeit, als die Phantasie zum Ton des Wunderbaren hinaufgestiegen war, als man in jeder außergewöhnlichen Begebenheit ein Wunder erblickte, das man mit Sorgfalt zur Belehrung der zukünftigen Zeitalter registrirte. Dieser Hang zu einem forschenden und zugleich abergläubischen Erstaunen macht es uns ungefähr möglich, den ersten Etappen der Ankunft der Zigeuner in den verschiedenen Ländern Europas zu folgen.

Stellt man sich jedoch vor, daß zur Zeit ihres Eintritts in eine Gegend noch keine Mitbürger, gebildet genug, vorhanden waren, um die Muße eines ganzen Lebens damit zu verbringen, alles ihnen zu Ohren kommende Interessante und Bemerkenswerthe zu sammeln, wenn auch mehr interessante Materialien aufspeichernd, als deren Glaubwürdigkeit prüfend: so sieht man leicht ein, daß die wenig herausfordernde Gegenwart der Zigeuner, welche so passiv dem Kampf der Interessen zuschauen, welche die Nationen, unter die sie sich einschleichen, entzweien und beleben, die Aufmerksamkeit der Magyaren, die damals auf diesem Theil der Donauufer Krieg führten, allzuwenig angezogen hat, als daß unter ihnen die geringste Spur ihres ersten Auftretens zu finden sein dürfte. Sie gewöhnten sich ohne Zweifel schnell an diese neuen Ankömmlinge, so daß der vertrauliche Umgang mit ihnen vielleicht wenig Überraschung brachte. Die Ungarn scheinen sie aufgenommen zu haben, ungefähr wie man die Flora oder Fauna eines unbekannten Landes aufnimmt. Selbst wenn wir annehmen wollten, daß in verhältnismäßig so fernen Zeiten ein in seinen Aufzeichnungen so minutiöser Geschichtsschreiber gewesen wäre, um halbnackte Landstreicher, die auf den Märkten Bären tanzen ließen, den Frauen wahrsagten und das Zimbala spielten, zu bemerken, so würde er es unter seiner

Würde gehalten haben, sich mit einer für das Schicksal, die Ehre, die Eroberungen oder das Mißgeschick seines Vaterlandes so gleichgültigen Sache zu beschäftigen.

Da aber in diesen Jahrhunderten in ganz Europa, aber ganz besonders bei uns in Ungarn, die Schriftsteller selten waren, wird es mehr als schwierig sein mit Bestimmtheit nachzuweisen, daß die Zigeuner nicht schon lange vor der Epoche, in welcher einige erste und schwache historische Andeutungen ein wenig Licht über ihre Existenz werfen, auf unserem Boden gewesen sind. Sie waren indessen von dieser Zeit an in so beständigem und vertrautem Verkehr mit den Magyaren, daß diese unmerklich, fast ohne es zu wissen, ihre Melodien und ihre Monodien sich aneigneten, jene, um sie mit ihren Tänzen zu verbinden, diese, um ihnen ihre Worte unterzulegen. Es läßt sich annehmen, daß die Magyaren und die Zigeuner zusammen auf demselben Boden, unter demselben Himmel, vielleicht seit die Magyaren sich an den Ufern der Donau niederließen, gelebt haben und daß sich ihre Gefühle auf diese Weise gegenseitig durchdringen konnten, durch einen Proceß, der viele Generationen zu seiner Vollziehung brauchte. Ist nicht die Langsamkeit solcher Verschmelzung in so vielen Ländern, wo trotz Jahrhunderten das „rothe Blut" und das „blaue Blut" sich nicht vermischen konnten, wahrzunehmen?

IV.

Die Philologen haben den asiatischen Ursprung der Ungarn unter die Zahl der von der Wissenschaft erworbenen und von nun an unzweifelhaften Thatsachen gestellt; ihre Herkunft, obwohl sehr ungewiß, scheint offenbar vor-kaspisch (anté-caspienne) zu sein. Ohne das Wagnis begehen zu wollen, uns in eine wissenschaftliche Diskussion zu stürzen, für welche man vorbereitet sein muß, während Specialstudien dieser Art nicht innerhalb des Gebietes der schönen Künste liegen, so glauben wir bei dieser Voraussetzung, unbeschadet neuer Entdeckungen und neuer Aufschlüsse, stehen bleiben und aus ihr folgern zu können, daß zwischen dem System akustischer Wahr-

nehmungen, die der indischen und magyarischen Organisation eigen sind, ebensoviel Analogie und ebensoviel Abweichendes bestehen mußte, als nöthig war, um sie, als der Zufall zwei aus diesen Stämmen hervorgegangene Rassen zusammenführte, ein und dieselbe Musik adoptiren zu lassen.

Diese schon an und für sich sehr bemerkenswerthe Thatsache würde trotz der geringen Bedeutung, welche Ihre Hoheit die philologische Wissenschaft ihr beimißt, trotz der geringen Aufmerksamkeit, welche sie ihr zu schenken geruht, die Vermuthung erlauben, daß die Magyaren nicht aus der Familie der Turkomanen stammen, wie man gewöhnlich glaubt und behauptet. Die Turkomanen, die Mongolen und andere Völker des innern asiatischen Festlandes haben immer bewiesen, daß sie kein feines Gehör, keinen musikalischen Sinn besitzen: sie sind nur für die gröbsten, lärmendsten Wirkungen empfänglich, werden nur von den brutalsten Eindrücken des Rhythmus berührt, nämlich von solchen, die selbst auf das Nervensystem der Thiere eine gewisse Aufregung ausüben. Da sie nach allgemeiner These keine Art von Tradition, weder religiöse, noch historische, noch literarische, noch künstlerische, besitzen, so besitzen sie auch weder Legenden, noch Fabeln, noch irgend welche Erzählungen, die den Beweis führen könnten, daß ihre Vorfahren ehemals den Zauber und die Macht der Töne gekannt, daß sie ihre Bezauberung und ihr Entzücken gefühlt haben. Noch heute scheinen alle diese Völker, so viele ihrer sind, den musikalischen Eingebungen völlig unzugänglich; die Musik scheint ihnen stets ein todter Buchstabe, eine unverstandene Sprache, ihr sie belebender Geist ihnen fremd bleiben zu sollen. Die Ungarn dagegen haben sich immer sehr empfänglich für die Musik gezeigt und immer bewiesen, daß sie diese synthetische Sprache, diese Rede ohne Worte, die unendlich viel ausdrucksvoller und intensiver ist als alle Worte, in ihrer ganzen Bedeutung verstehen, was in der That zu dem Glauben berechtigt, daß die Magyaren, welche in dem und dem Jahrhundert — der Zeitpunkt thut nichts zur Sache — in Europa einwanderten, irgend einem verlorenen Zweig der indischen Rassen angehören.

Wie dem auch sei, so läßt sich mit aller Sicherheit bestätigen, daß wir der zufälligen Vereinigung der zwei Rassen, der Magyaren und Rommys, diesen Zweig der Kunst, den man Zigeunermusik nennt, verdanken. Denn wären diese Künstler und diese Zuhörer mit gleich produktiven Fähigkeiten begabt gewesen, so ist es wahrscheinlich, daß sie, nebeneinander lebend, beide eine eigene Kunst, je nach der Verschiedenheit ihrer Gefühlsrichtung, gebildet haben würden, die nothwendigerweise bei so diametral entgegengesetzten Lebensformen, wie die ihren waren — auf der einen Seite bestimmte, civilisirte, ackerbauende, dem Handel ergebene, politische, diplomatische, militärische und erobernde, auf der andern Seite nomadische Existenz, ohne Zweck, ohne nationale Interessen, ohne Civilisation und ohne Fortschritt — auch eine andere Tonalität angenommen hätte. Doch würde es absurd sein, wollte man bei Völkern, die in so entgegengesetzten Verhältnissen leben und deren Charakter sich so wesentlich verschieden äußert, eine identische Inspiration voraussetzen! Noch absurder aber wäre es, wollte man eine volksthümliche Kunst einer andern Ursache als dem Bedürfnis zuschreiben, tägliche Eindrücke zu poetisiren, Körper und Form namenlosen Träumen und verborgenen Trieben zu geben, die einer ganzen Bevölkerung eigen sind und deren Sinn und Bedeutung ein Jeder versteht, da er sie in sich fühlt, sie in seiner Seele trägt.

Wenn andererseits zwischen den Künstlern und den Zuhörern keine Analogie des Gefühls und der Organisation bestanden hätte, so würde die von den einen geschaffene Kunst keine Sympathie bei den andern gefunden haben, die Kunstanlagen der in so unglücklichem Dunkel vegetirenden Künstler wären todtgeboren gewesen. Wir haben schon gesagt, daß die Zigeuner den Zigeunern nie ein Publikum hätten sein können. Um die Kunst der Zigeuner zum Erblühen zu bringen, bedurfte es der Vereinigung derer, die sie zu schaffen, und derer, die sie zu verstehen befähigt waren. Es war nöthig, daß eines der beiden Völker eine Erfindungsgabe besaß, die das andere nicht hatte, daß es mit einer exquisiteren Einbildungskraft und einer größeren Gestaltungskraft ausgestattet war, während das andere die Gabe besaß die Anlage des andern zu schätzen, zu

verstehen und entzückt von ihr zu sein, es zum Schaffen anfeuerte, seine Werke beschützte und ihnen zum Blühen verhalf.

Das eben so alte als wahre Sprichwort »les extrèmes se touchent« findet eine pikante Illustration in der Wahrnehmung, daß die beiden Idiome, die bestimmt sind, den entgegengesetztesten Bedürfnissen des Menschen, nämlich dem Kalkül seines Verstandes und dem Aufschwung seines Gefühls, ganz besonders zu entsprechen — das Idiom der Zahlen und das Idiom der Musik —, ihre Herrschaft über einen geographischen Umkreis ausbreiten, der unendlich weniger beschränkt ist als der Umkreis der Sprachen, welcher sich zersplittert, sich zertheilt, sich zerstückelt und so schnell sich in verschiedene Dialekte verzweigt. Das Idiom, welches genau und ausschließlich die vergleichenden und wahrnehmbaren Beziehungen der Materie darstellt, die Zahlenschrift, sowie auch das Idiom, welches die unbestimmbaren und geheimnisvollen Bewegungen der Seele interpretirt, die Musikschrift (Notation), erfreuen sich beide der Eigenschaft, in einer größeren Anzahl von Nationen verständlich zu sein als jede andere Sprache: der Engländer und der Brasilianer, die nie einen Russen, der Däne und der Grieche, die nie einen Spanier verstehen würden, wenn dieser ihnen eine Rede hielte, werden ihn sogleich und viel vollständiger begreifen, sobald er ihnen eine Addition oder eine Division, eine Melodie oder eine Partitur überreicht.

Die Analogie dieser beiden Sprachen besteht darin, daß die eine die ganze Präcision der mathematischen Inflexibilität, die andere die ganze Präcision einer sinnlichen Wahrnehmung besitzt, während beide des Raisonnements entbehren; denn die Zahlziffer allein für sich sagt nicht ihre Bedeutung und der Ton allein für sich sagt nicht seine Bedeutung, obwohl beide — die Zahl durch die Handlung, die sie antreibt oder deren Resultat sie ist, der Ton durch die Gemüthsbewegung, der er Ausdruck giebt und die er anregt — vom Gefühl abhängen. Doch könnten die beiden Sprachen nicht in allem gleich sein. Die Ziffern, die nothwendigerweise aus dem Wesen der Dinge hervorgehen, alle mit dem Gewicht, der Zahl und dem Maß erschaffen, bleiben für jedes mit

Vernunft begabte Wesen stets dieselben; ein arithmetisches Axiom bleibt unverändert dasselbe, mag das Auge eines Menschen, eines Engels oder eines Dämons es betrachten. Ganz im Gegensatz hiezu sagt ein musikalischer Satz unverändert dasselbe nur denen, deren Ohr auf gleiche Weise gebildet ist, deren akustisches System dieselben Vibrationen in der Seele hervorruft, indem es dieselben melodischen, sich auf der Tonleiter auf- und abbewegenden Accentuationen, dieselben die Zeit eintheilenden Rhythmen, dieselben gleichzeitigen, die Harmonie schaffenden Klänge denselben psychologischen Eindrücken verständlich macht.

Zwei Rassen, deren musikalische Organisationen keine Verwandtschaft mit einander hätten, würden auch gegenseitig nichts von ihrer Musik verstehen. Aber es ist sehr gut möglich, daß zwei Rassen, die einst unter einer Zone gelebt und eine gemeinsame Organisation gehabt haben, sich in ihren musikalischen Gewohnheiten so näherten, daß ihre Nachkommen sich leicht verstehen konnten, indem sie eine gleiche Art annahmen, die Töne zu theilen und zu verbinden: welche Art ursprünglich der Rasse gehören mußte, deren Genie produktiver, deren musikalischer Sinn geübter und vollkommener war, während die, welche einen mehr receptiven, aber darum nicht weniger sensiblen Charakter hatte, immer die Intuition und das Verständnis, die Leidenschaft und Vorliebe für dieselbe in sich trug, trotz all ihrer Annäherungen an das occidentale Europa und aller der Modifikationen, welche diese Berührung in den letzten Jahrhunderten auf sie ausüben mußte!

So vergeblich auch alle Muthmaßungen sein würden, die man über den Zustand der Kunst bilden wollte, der in jenen fernen, fernen Ländern herrschte, woher die Rommys kamen, in jenen grauen, grauen Zeiten, als sie noch am eigenen Herd, am Fuße der hohen Spitzen des Himalaja sangen, an den wunderbaren Ufern der Flüsse, die dort inmitten einer tropischen Pflanzenwelt dahinfließen, welche die Luft mit ihren entnervenden Düften durchzieht und den Gedanken mit ihren üppigen Formen umschattet, so fühlt man sich doch unwiderstehlich fortgerissen ihre Musik als die letzte Formel einer auf der andern Halbkugel geborenen Kunst, als das Ideal von allem zu

betrachten, was die Reisenden von der Musik der Levante, Indiens oder Arabiens erzählen. Soweit uns bekannt, hat man noch nicht der Ähnlichkeit nachgeforscht, welche zwischen den Principien der Grammatik, den Inflexionen, Abstammungen, Modulationen, Beugungen, Deklinationen, Endungen, Metren und Rhythmen der Musik der Zigeuner und der Bewohner Hindostans existiren könnte, wie man bereits ihre Sprachen verglichen und zusammengestellt hat. Wenn sich Männer fänden, die zum Besten der Künste den zähen Willen, die unermüdliche Beharrlichkeit der avant-gardes der Wissenschaft verwenden wollten, würden sie höchst wahrscheinlich ebenso viele Ähnlichkeiten in der Konstruktion ihrer musikalischen, wie in der ihrer artikulirten Töne entdecken. — Es ist sicher, daß ihre Tonleiter Intervalle besitzt, die den unsrigen ganz heterogen sind, daß ihre so unerwarteten Modulationen nicht nur aus der Unwissenheit eines Besseren herrühren, daß ihr Geschmack für die Fioritur nicht ein zufälliger Einfall ist: alles das bildet im Gegentheil die wesentlichen Ingredienzien eines Stils, der durch sich selbst ist, der das ist, was er ist, weil es seine Natur ist so zu sein, wie er ist. Diese Dinge, die uns so überraschen und so sehr mißfallen, sind gewollt; sie sind dieser Kunst nothwendig, da ihre Intervalle und ihre bis zu unmerklichen Färbungen fortschreitende Verminderung von Tönen den Episoden, die ein ebenso integrirender Theil derselben sind, wie die körperlichen Bewegungen bei dem Tanze, ihren ganzen Reichthum des Kolorits und ihre Mannigfaltigkeit des Ausdrucks verleihen. Die Neigung, die Tonleiter in ungleiche Hälften, in Viertel- und Halbvierteltöne zu theilen, bringt außerordentlich zarte, unseren weniger geschärften Sinnen kaum wahrnehmbare Nuancen hervor, die, obgleich augenscheinlich durch die jetzige Beschaffenheit der Zigeunerinstrumente, durch den Einfluß des Klimas auf den Klang und selbst auf die menschlichen Organe, wie durch ihre „occidentalisirten" Zuhörer gemildert, nichts desto weniger noch fühlbar genug sind, um dieser ganzen Kunst ihren orientalischen Stempel aufzudrücken.

Was von ihrem angeborenen Hang zu der unwahrnehmbaren Feinheit der Entfernungen und den unfaßlichen enharmonischen

Übergängen übrig bleibt, reicht hin, um uns in den von einer Virtuosität ohne gleichen hervorgebrachten Momenten der Erregung die außerordentlichen Eindrücke begreiflich zu machen, die eine solche Musik in ihren ersten Ausdrucksformen erwecken mußte. Nur Gemüthsbewegungen von einer außerordentlichen Heftigkeit konnten diese bezaubernden indischen Sagen veranlassen, die gewissen Phrasen und Melodien sogar die magische Macht der Beschwörungen über die Luft- und Wassergeister, über die wohlthätigen Feen und die bösen Ungeheuer, über die Teufel und Teufelinnen der Hölle, ja über die Götter selbst zuschreiben, die dem Rufe gewisser, besonders betonter Beschwörungsformeln gehorchten. Man schrieb den Melodien die Eigenschaft zu, die Wolken zu zertheilen, den befruchtenden oder gewitterschweren Regen herbeizurufen, ja sogar die Kraft, diejenigen, die sie sangen, sterben zu machen oder sie zu erschöpfen oder zu verbrennen.

Wer erinnert sich nicht des Gedichtes, das erzählt, wie eine junge Prinzessin, die Tochter eines mächtigen Königs, gern einem schönen Dichter zuhörte, der in Liebe zu ihr entbrannt war. Er kannte eine jener Melodien, die den sie Singenden verzehrt. Sie wollte sie durchaus hören. Um sie zu befriedigen, lud er sie ein — wie es Brauch in diesen Ländern — im Mondschein in einem herrlichen Garten an den Ufern des Ganges mit ihm spazieren zu gehen. Dort tauchte er sich bis an die Hüfte in das heilige Gewässer und sang, seine Leier in der Hand. Allmählich wurde seine Stimme schwächer; es stieg das nasse Element bis an sein Herz, es erreichte seine Schultern, es berührte seinen Hals und am Ende seine Lippen! .... Aber siehe da! Selbst die göttlichen Fluthen konnten ein noch göttlicheres Feuer nicht löschen! Die Stimme schwieg. Die unbesonnene Prinzessin sah an der Stelle, wo der schöne Sänger langsam verschwunden war, eine Flamme aufsteigen .... Vergebens versuchte man ihn wiederzufinden .... Nichts war von ihm übrig geblieben als diese blaue Flamme, die lange auf den Wassern irrte, als wolle sie sich dem Ufer nähern .... Der Poet war nicht mehr! .... Er hatte mit dem letzten Schein des Irrlichtes, in das sein ganzes Wesen sich verwandelt hatte, sein irdi-

sches Leben unter dem brennenden und verzehrenden Einfluß des Gesanges beendet, den seine Brust sich unterfangen hatte auszuhauchen, trotzdem er wußte, daß derselbe das Erbtheil der Götter und daß die Sterblichen, denen es vergönnt ihn zu kennen, nicht auch, wie sie, die Stärke des himmlischen Lebens besitzen, die ihn sich anzueignen, zu benutzen und sich seiner zu erfreuen gestattet!

In Griechenland, wo die musikalische Tonleiter ebenfalls in viel kleinere Intervalle als die unsrige getheilt war und wo jede Art Musik aus Kleinasien abzustammen scheint — nicht unmöglich, daß sie von den Ufern des Euphrat, vielleicht sogar von den Ufern des Indus kam —, schrieb die Tradition gleichfalls gewissen Melodien wunderbare Wirkungen nicht nur auf die menschliche Empfindung, sondern auch auf die Naturkräfte zu. Wer erinnert sich nicht der dem Orpheus zugeschriebenen civilisirenden Macht, mit der er die wilden Thiere zähmte? wer denkt nicht an Amphion, dem die Steine gehorchten, indem sie sich bei den Tönen seiner Leier aneinander reihten?

Je mehr man den in diesen Fabeln liegenden Symbolismus erkennt, desto deutlicher sieht man, daß der Musik zu den Zeiten, da man an sie glaubte, die Gabe zugeschrieben wurde, ebenso unmittelbar als unwiderstehlich auf die Gefühle der Menschen zu wirken. Die phrygische Tonart trieb den Mann — den Griechen — zum Heroismus, sie feuerte ihn zum Kriege, ja zur Grausamkeit an. Andere Tonarten entmannten ihn, indem sie ihn zur Weichlichkeit und Sinnenlust reizten, so daß, wenn man seiner Leier eine Saite hinzugefügt hätte, um sie zu besingen, jedenfalls eine Staatsrevolution daraus entstanden wäre. Wieder andere transformirten plötzlich die Herzen, so daß die grausamen menschlich, die harten gerecht, die heftigen sanft, die strengen milde wurden: Dinge, welche die italiänische Sprache mit dem graziösen Wort »ingentilire« so zutreffend ausdrückt, während das Wort „civilisiren" dieselben prosaischer wiedergiebt.

Hieraus erklärt sich, warum alle Gesetzgeber Griechenlands, selbst die spekulativesten seiner Theoretiker, den göttlichen Plato nicht ausgenommen, darein willigten unter dem Namen „Musik" die für die Jugend obligatorischen Studien zusammenzufassen, deren

Ziel dahin ging, die Talente, die Fähigkeiten, das Verständnis, sowie die ganze Reihenfolge der Ideen und Gefühle auszubilden, die dazu beitragen, den Menschen zu veredeln, sein ganzes Wesen zu erheben, indem sie seine Neigungen, seine Aspirationen, seine Freuden, seine Motive, sein Denken zu jenen höheren Sphären emporziehen, wo er seine rohen Triebe, wo er sich selbst beherrscht im Namen der Vernunft, im Namen seines unüberwindlichen Bedürfnisses nach einem Ewig-Wahren, einem Unendlich-Guten, einem Erhaben-Schönen. Die Musik für sich entwickelt nicht die Vernunft, aber sie bewilligt seinem höchsten Diapason die Erregungen des Herzens, welche den Willen bestimmen. Denn wozu würde es dienen, das Wahre zu sehen, das Gute zu wissen, das Schöne zu beurtheilen, wenn der Willen fehlte, sie in Handlungen zu Fleisch und Blut zu machen oder nach ihren Vorschriften zu handeln? Die Musik ist das Verbindungsglied (das physisch-psychologische), welches das Gefühl in Harmonie mit der Intelligenz setzt, indem sie das, was die letztere sieht, erkennt, würdigt, zu genießen und zu lieben antreibt. Die Griechen, denen die schöne Gabe einer unvergleichlichen Divination der Bedingungen des Schönen unter allen seinen Formen vom Himmel zu Theil geworden war, haben das zarte Band gut erfaßt, welches in der Musik zwischen dem Wahrnehmbaren und dem Ungreifbaren, zwischen dem, was man hört, und dem, was man fühlt, besteht. . . . .

In den Annalen der Völker, von denen die Magyaren herstammen sollen, findet sich nichts vor, was sich mit der künstlerischen Pracht, den fabelhaften Traditionen Griechenlands, den feenhaften Erzählungen Indiens vergleichen ließe. Welche Meinung auch die Gelehrten über das, was die Entwickelung der Musik bei den Bewohnern der dem Ganges und dem Helikon benachbarten Gegenden war, haben mögen, jedenfalls scheint sie dort viel bedeutender gewesen zu sein als bei den Bewohnern der Hochebenen Mittelasiens. Wer aber möchte a priori leugnen, daß das mehr vibrirende, feinere, kräftigere Temperament, die mehr psychische Konstitution einer ihrer Völkerschaften ihr nicht in hinreichendem Maße Verwandtschaft mit den Verehrern des Apollon-Kitharödos oder mit denen

der Inkarnation Wischnu's gegeben haben mag, um sie in den Stand zu setzen, sich mit dem tiefsten musikalischen Gefühl als Folge einer der Gewohnheit zu verdankenden Erziehung zu identificiren? Diese möglich gewordene Ähnlichkeit würde ohne Mühe erklären, wie alle dem Charakter der Musik der Rommys eigenen Züge ganz von selbst von den Abkömmlingen einer Rasse angenommen wurden, deren Ohr gewiß nur erst an den physischen Erregungen des Rhythmus, an durchdringender Intonation, an den Schlaginstrumenten Vergnügen fand, aber auch fähig war, die leidenschaftlichen Accente, die plötzlichen Wechsel der Tonarten, die instrumentalen und anderen Zieraten einer Kunst hindostanischen Ursprungs in sich aufzunehmen.

V.

Alle heimische Musik in Ungarn theilt sich bei ihrem Ursprung ganz naturgemäß in eine Melodie bestimmt zum Gesang und in eine Melodie bestimmt zum Tanz. Unter den beiden ist eine so große Verwandtschaft zu bemerken, daß man sie im Charakter als identisch bezeichnen könnte. Auf den ersten Blick hin will es scheinen — wir geben es zu —, als hätten die Zigeuner durchaus keinen Anspruch auf die gesungenen Melodien zu erheben, welche magyarischen Texten angepaßt und nur bei den Magyaren in Umlauf sind, wo die einen den Hirten, die andern den Kriegern dieser Rasse und dieser Sprache zugeschrieben werden. Alles ist hierüber jedoch noch nicht gesagt.

Zunächst ist festzustellen, daß aus Mangel an Beweisen ad rem et ad hoc der Ursprung der Tanzmelodien sich von den Ungarn weniger leicht beanspruchen läßt. Worauf auch, in der That, ließe sich eine Schlußfolgerung gründen, die den Beweis bezweckte, daß die Ungarn ihre chöreographischen Übungen nicht der Musik, welche die Zigeuner mitbrachten, angepaßt haben? Oder: wer könnte unzweifelhaft beweisen, daß diese letzteren ehemals weder Tänze noch eine eigene Musik gehabt haben und den Ungarn beides, ihre Melodien und ihre Rhythmen, entlehnten? Unglücklicherweise giebt es

keine hinlänglichen Beweise, welche diesen zwei verschiedenen Meinungen über diesen Gegenstand die Stütze unwiderleglicher Thatsachen geben könnten. Es wird daher immer möglich bleiben zu Gunsten der einen oder der andern zu plaidiren, je nachdem man ein Bündel Konjekturen gesammelt hat, die den Verstand mehr für diese als für jene geneigt machen. Dennoch ist es sicher, daß die Musik und der Tanz einen integrirenden Theil der Vergnügungen der Zigeuner bilden. Einige tönende Instrumente finden sich stets unter ihrer Lagerbagage, in welchem Lande man ihnen auch begegnet. Außerdem hat man bemerkt, daß ihr wilder, wirbelnder Tanz, der oft an die frommen Übungen erinnert, die unter dieser Form von den Derwischen des Orients ausgeübt werden, sich stets einem bei ihnen traditionellen Typus nähert. Ihre Hauptbewegungen finden sich bei den entferntesten Stämmen wieder; ja man kann sogar in den Beschreibungen der Gebräuche, die sich selbst unter den elendesten Schößlingen dieser Rasse — den unglücklichen verkommenen Geschöpfen zwischen den Morästen der Walachei — erhalten haben, Tanzfiguren erkennen, die denen der elegantesten Zigeunerinnen Moskaus vollständig gleich sind. Wenn aber die Cygany einen traditionellen Tanz hatten, so müssen sie auch eine zu ihm gehörende Musik gehabt haben.

Wäre es denn gar so wunderbar oder so ganz unmöglich, daß die Magyaren von dem musikalischen Talent ihrer Gäste und von ihrer Überlegenheit bezüglich desselben profitirend unbewußt ihre frequentesten Tänze — die dadurch Nationaltänze wurden — in der Eintheilung und dem Takt den Zigeunerweisen angepaßt hätten? daß mit der Zeit ihre Aneignung eine so vollkommene wurde, daß die Ursprungsspuren dieser Verschmelzung sich verloren und diese jetzt unzertrennliche Zwillinge zu sein scheinen? Wer könnte wohl gegenüber dieser Möglichkeit die Behauptung auszusprechen wagen, daß die Zigeuner ihre Melodien von den Magyaren genommen haben, um sie ihnen vorzuspielen? Wer würde es beschwören, daß im Gegentheil das Volk der Magyaren es war, das seine Tänze nach den Zigeunermelodien geformt hat? — Am wahrscheinlichsten will es scheinen, daß diese Melodien jenen gehören,

für welche — um von ihren heutigen auf ihre ehemaligen Sitten zurückzuschließen, was wegen ihrer Unveränderlichkeit erlaubt ist — die Tanzmusik unentbehrlich war. Die Zigeuner hätten die Musik nicht entbehren können! Sie begleitete ihre Schauspiele, bei denen die jungen Mädchen das Tambourin schlugen, dazu sprangen, sich im Kreise wirbelten, hüpften und sich in der Runde die Hände reichten; ihre Ausstellungen von Bären, Affen und anderem sonderbaren Gethier, ihre komischen Triumphzüge in den kleinen Städten, wenn sie auf den Marktplätzen herumzogen, mit dem Orchester an der Spitze, ihre Kunst- und Kraftstücke erprobend, während die Frauen ihre Wahrsagekunst, die Chiromantie betrieben.

Wenn die Tänze, welche diese Musik bei den Zigeunern nothwendig machen, den Nationaltänzen Ungarns nicht absolut ähnlich sind, so scheint uns die Annahme nicht schwer, daß die Magyaren von allem Anfang an, als sie sich der Musik der Zigeuner bedienten, in den Tanz derselben die Veränderungen hineintrugen, die von ihrem eigenen Charakter, von gymnastischen Bewegungen, welche ihnen durch ihre militärischen Gebräuche zur zweiten Natur geworden waren, sowie auch von einigen Figuren oder typischen Schritten, die sie aus ihrem ursprünglichen Vaterland mitgebracht hatten, bedingt waren — eine Voraussetzung, welcher ihre Ähnlichkeit mit den Tänzen der Kosaken einige Wahrscheinlichkeit leiht.

Der von der Musik unzertrennliche Tanz verbindet sich ebenfalls auf das natürlichste mit dem Gesang, besonders bei primitiven Nationen. Die Civilisation hemmt und erstickt diese Tendenz, indem sie das Maß ihrer Forderungen angesichts jeder Kunst erhöht, so daß sie gezwungen ist sich zu isoliren, um sich zu vervollkommnen; aber jene Verbindung besteht gewöhnlich so lange, als die Verfeinerung ihre Scheidung noch nicht erzwungen hat. Es giebt mehr als eine Gegend, und zwar solche, welche nicht die wenigst civilisirten der Welt sind, wo der Gebrauch noch besteht, gewisse Momente des Tanzes mit Chören, vermischt mit Kouplets, welche von dem Reigenführer halb gesungen, halb recitirt werden, zu begleiten. In Polen, dem Ungarn benachbarten und befreundeten Lande, liefern die

Krakowiaki, die Troyaki ꝛc. Beispiele, von denen einige in den Annalen der nationalen Musik berühmt sind.

Wir verhehlen uns nicht, daß die Hypothese, welche den ungarischen Gesängen einen rein zigeunerischen Ursprung zuerkennen wollte, noch viel gewagter als diejenige erscheinen würde, welche den Cygany die Autorschaft ihrer Tanzweisen zuspräche. Sie würde von Anbeginn Schwierigkeiten und Mißtrauen begegnen, die sich weder offen, noch durch Drehungen und Wendungen besiegen lassen würden. Und außerdem — würde sie nicht in einem schlagenden Widerspruch zu den in dieser Hinsicht in unserem Vaterlande jetzt allgemein angenommenen Ideen stehen? Zweifelsohne stützt sie sich auf kein Dokument und gründet sich nur auf Deduktionen ziemlich vager Art, die aber nichts desto weniger für uns genügend sind, um der Ansicht jener beizustimmen, welche den Glauben hegen, daß selbst die ungarischen Nationalgesänge ältesten Ursprungs — diejenigen, von denen die moderne Kunst absolut nichts beanspruchen kann — ehemals den Zigeunern „abgelauscht“ worden sind, und zwar von solchen, welche sie magyarischen Worten anpaßten. Unter den uns bestimmenden Erwägungen ist mehr als eine, die in unseren Augen als gebietend erscheint.

Bemerken wir vor allem, daß die sogenannten Nationalmelodien nicht von der Totalität eines Volkes komponirt sind, sondern von Individuen, die einen Theil desselben bilden, daß die Ähnlichkeit dieser Inspirationen ihre Popularität bestimmt und erhält, was ihrer Vereinigung einen nationalen Charakter aufprägt. Lange Zeit hindurch werden diese so eng verwandten Gesänge von niemandem reklamirt; wer sich ein wenig begabt fühlt, fügt der bereits bekannten Gruppe den einen und anderen Gesang hinzu, ohne daß er aus der Anonymität heraustritt; denn das, was er geschaffen, ist zu wenig, um sich dessen rühmen zu können. Ebenso verhält es sich mit den diese Gesänge Ausführenden. Im Anfang singt sie alle Welt, ohne daß jemand es besser macht, bis der Moment kommt, wo irgend einer sie besser singt als alle Welt und dadurch einen Ruf als Persönlichkeit erlangt wie niemand. Wenn alsdann die Summe der bei einer Nation verbreiteten Gesänge den

Höhepunkt erreicht hat, daß sie ein Monument darbietet, dessen Eigenschaften des Gefühls und der Form sich in etwas bemerkbar machen, daß ihre Gesammtheit eine Ader bestätigt, die breit genug ist, um den Lauf einer autonomen, einer „selbständigen“ Kunst anzunehmen, würde es sehr überraschen, wenn sie bis dahin niemals eine so exceptionelle Individualität in sich geborgen hätte, deren auffallende und unbestreitbare Superiorität, sei es als Autor oder als Sänger, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert haben sich im Gedächtnis des Volkes berühmte Zigeunernamen erhalten, und es läßt sich annehmen, daß die vorhergehenden Jahrhunderte deren ebenfalls nicht entbehrt haben würden, wenn es Schreibende gegeben hätte, um sie aufzuzeichnen. Die ungarischen Namen dagegen treten erst in den modernen Zeiten ans Licht, als die blendende Blüthe dieser Kunst im achtzehnten Jahrhundert den Geschmack und die Leidenschaft in den Kreisen der reichen und mächtigen ungarischen Aristokratie sich errang, welche sie während der ruhmvollen Regierung der Maria Theresia der hohen und liebenswürdigen wiener Aristokratie gewissermaßen inokulirte, und hier zur Modesache machte. Was anders läßt sich hieraus schließen, als daß die Musik der Zigeuner doch wohl das Eigenthum desjenigen Volkes ist, welches sie kultivirt und berühmt gemacht hat?

Bereits in längstverflossenen Zeiten sehen wir die Zigeuner allgemein geschätzt und berühmt wegen ihrer musikalischen Fertigkeiten und Ausführungen, sehen wir sie im Besitz von Virtuosen, deren Berühmtheit einige von ihnen das erreichen ließ, was die modernen europäischen Erfolge als das Verlockendste darbieten. Aber aus keiner dieser fernen Epochen hört man von einem wirklichen Ungarn, der einen so großen Ruf erreicht hätte und in Folge seiner außergewöhnlichen Virtuosität, sei es als Sänger oder als Instrumentalist, gefeiert und bejubelt worden wäre.

In Spanien sind die Jitanos wegen ihres Gesanges berühmt; wenn uns die glückliche Gelegenheit, einem solchen von höherem Werth zu begegnen, nicht zu Theil wurde, so will das nicht sagen, daß große Sänger und bemerkenswerthe Sängerinnen nicht zu anderen Zeiten

dort existirt hätten. Haben die Zigeunerinnen Rußlands nicht für alle einen Ruf erworben, indem sie die vokalen Fähigkeiten dieser Rasse bewiesen, sobald sie sich unter hygienischen Bedingungen befinden, die ihnen erlauben sich zu entwickeln, und sie so lange für keinen Lebensunterhalt zu sorgen haben, bis der Virtuose durch das Studium vollkommen Meister seiner Form, mit andern Worten Meister seiner Ausdrucksmittel geworden ist?

Es ist wahr, daß die Zigeuner Ungarns trotz ihrer so äußerst stark entwickelten musikalischen Leidenschaft sich doch weder durch die Schönheit ihrer Stimme noch durch irgend eine Vorliebe für den Gesang bemerkbar gemacht haben. Bei uns begegnet man kaum großen Zigeunerberühmtheiten, ausgenommen unter den Violinisten. Jedermann kann sich leicht erklären, daß sie die vokale Seite der Kunst wenig ausbeuten konnten, ja daß diese im vollständig embryonischen Zustand verharren mußte, wenn er sieht, wie bei den Frauen, die eine schöne Stimme besaßen und Vortheil aus ihr zu ziehen versucht hatten, das von ihnen geführte harte Leben, der vollständige Mangel eines sie gegen die Stürme und Wechsel der Witterung beschützenden Daches — Dinge, denen eine zarte Kehle nicht ungestraft ausgesetzt bleibt —, ebensowie die durch die excentrischen Bedingungen ihres Daseins ihnen nothwendig gewordene aufregende Lebensweise schnell die Frische ihres Organs zerstören und seinen Ruin herbeiführen mußte. Analoge Ursachen verhindern jedenfalls die Männer in irgend einem Grad des Gesanges zu excelliren.

Es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß das Gefühl ihrer untergeordneten Leistungen in diesem Kunstzweig — namentlich wenn sie dieselben mit der Geschicklichkeit verglichen, die sie als Instrumentisten erlangt haben — die ungarischen Zigeuner bewog, ihre gesanglichen Mittel zu vernachlässigen, von denen sie in einem andern Zustand der Dinge gewiß nicht ganz entblößt wären.

Die Gesänge, welche in Ungarn eine notorische Verwandtschaft mit den Tanzweisen bewahren, welche den Kanevas zu der dem Zigeunerorchester eigenen instrumentalen Ausfüllung gebildet haben, mußten derselben Quelle entspringen, selbst dann, als sie hauptsächlich durch die Ungarn verbreitet wurden, indem sie, Dank ihrer

Verbindung mit der magyarischen Sprache, in beständigem Fluß mit ihnen blieben. Gestützt auf diese Meinung, darf man nicht vergessen, daß, als sie sich in jener Klasse der ungarischen Nation naturalisirten, wo die Berührungen mit den Zigeunern immer die unausgesetztesten waren — so insbesondere bei den Bewohnern des Landes und der Steppen, bei den Soldaten, den Schaf- und Pferdehütern, den Hirten und Hirtenknaben aller Art, die Schäferinnen und Hirtinnen mit eingerechnet — ihre vollkommenste Reinheit ihnen erhalten blieb.

Warum sollte man nicht annehmen können, daß der ungarische Bauer, dessen Organisation viel weniger musikalisch und der in Folge dessen für die Unvollkommenheiten seines Gesanges viel weniger empfindlich ist, sich der Motive, die er zuerst von den Zigeunern und Zigeunerinnen ausführen hörte, wie eines Gutes bemächtigt hat, das „leicht zu nehmen und leicht zu hüten", da er gewöhnlich mit einer ziemlich schönen Stimme begabt ist, die sich in ihrer primitiven, aber in dieser Hinsicht sehr genügenden Güte lange frisch erhält, indem sie einem ganz normalen und ländlich beschaulichen Dasein entspringt, das weder von physischen noch psychologischen Aufregungen gestört wird? Es ist so einfach, daß sich diese Melodien in der Folge bei dem Volke erhielten und verbreiteten, welches ihnen die Verse seiner Sprache assimilirte, während man das Vorhandensein der Melodien völlig ignorirte, die in dem Moment, als diese friedliche Beraubung sich vollzog, nicht entlehnt wurden und in Folge dessen unter dieser Form uns unbekannt geblieben sind. Ihr Zigeunertext wird sie bei den Cygany verbannt haben und wenn, was wahrscheinlich ist, sie dieselben eine nach der andern der Instrumentalmusik übertrugen, so entzogen sie ihnen in dieser neuen Umgebung den Charakter des Gesanges, indem sie diese Melodien für uns durch die Fülle ihrer Ausschmückungen unkennbar gemacht haben.

VI.

Unter anderem haben die Instrumente, welche man als den Ungarn eigen betrachtet und auf Grundlage derer man muthmaßt,

daß sie damit begannen auf ihnen die Melodien zu spielen, die ursprünglich nur gesungen wurden, Instrumente, wie der Farayala, der Kust, der Tarogaso-sip und die Duda, keinen Theil am Zigeunerorchester und sind sogar niemals aus ihren Pußtas herausgekommen, wo sie noch heute die Einsamkeit des ackerbauenden oder herdehütenden Bauers beleben und ihn erfreuen. Diese Instrumente haben niemals dazu beigetragen, sie mit einer außerhalb ihrer ländlichen Sphäre liegenden Musikgattung — die in ihr liegende führen sie nur sehr mittelmäßig aus — bekannt und mit ihr brilliren zu machen. Auch muß man sagen, daß ihre Weisen augenscheinlich mit denen der Zigeuner verwandt sind, so sehr, daß sie von dem Moment an nicht mehr von ihnen zu unterscheiden sein würden, sobald sie, ihren höchst mangelhaften Mitteln der Reproduktion entrissen, durch den Klang der Zigeunerinstrumente ihr eigenes Kolorit zurückerhielten und der Rommykünstler sie in jener Überfülle der Ornamentik verschönern würde und ergänzen ließe, wo alle Strahlen des Prisma in jedem Tone eines Motivs zu schillern scheinen, ungefähr so, wie sie jede Schuppe eines Goldfisches mit ihrem rothen oder gelben, blauen oder grünen, violetten oder silbernen Widerscheine färben.

Um aber als eine nationale und volksthümliche Kunst das Recht zu haben ihre Inkorporation in jene große mystische Stadt zu reklamiren, die bevölkert ist von den erblühten Künsten aller Nationen und in deren ehrfurchtsvoller Bewunderung sie sich sämmtlich vereinen, muß sie das Alter der Kindheit überschritten haben. So lange sie ihre Inspirationen noch stammelt, könnte sie nicht in derselben eintreten; denn hier hätte sie sich mit dem zu messen und zu vergleichen, was die wetteifernden Künste bis zur Vollendung darbieten. Die ungarischen Lieder, wie sie bei uns auf dem Lande existiren, sowie die Weisen, mit denen man vertraut ist und die dort auf den obengenannten Instrumenten ausgeführt werden, die viel zu armselig und viel zu unvollständig sind, um ein durchaus neues Resultat mit ihnen erzielen zu können, würden nicht die Ehre beanspruchen dürfen, allgemein geschätzt zu sein und noch weniger, mit denen in gleichen Rang gestellt zu werden, welchen

andere des Ruhmes wirklich werthe lyrische Werke einnehmen. Die Instrumentalmusik hingegen, wie sie von den Zigeunerorchestern ausgeübt und verbreitet wird, kann sowohl in der kühnen und edlen Eigenartigkeit ihrer Empfindung, als in der exquisiten Vollendung ihrer Form, ja wir möchten sagen, in ihren so feinen, so glücklichen, so zur guten Stunde gefundenen Gebilden, die Konkurrenz mit jeder anderen Kunst aushalten.

Historische Notizen.

I.

Schon seit 1219, dem Jahre, in welchem der König Andreas II. von Jerusalem zurückkehrte, sprechen damalige, Einzelheiten jener Zeit erzählende Schriftsteller von den im Lande sich befindenden Zigeunern. Unter der Regierung Ladislaus', 1272—1290, war eine beträchtliche Vermehrung ihrer Anzahl zu bemerken. Die ersten sich mit ihnen beschäftigenden Autoren schildern sie als einem unstäten Nomadenleben hingegeben, hie und da das Schmiedehandwerk betreibend, hauptsächlich aber bekannt als excellente Musiker. Dieses könnte zu der Vermuthung führen, daß sie schon damals Orchester bildeten, die zu den Feierlichkeiten und Festen des Hofes und der magyarischen Nation beigezogen wurden. Selbst das Schweigen der Chroniken hierüber — in deren Aufgabe es schließlich nicht lag alle Heldenthaten der Virtuosen zu verzeichnen — dürfte als ein Beleg gelten, daß diese Vermuthung eine allgemeine Thatsache war: denn sie verrathen nicht das geringste Erstaunen, als sie später von der Bewunderung erzählen, welche die Zigeuner mit ihrer Musik in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts hervorriefen, wie beispielsweise bei den Festen, welche Emmerich-Thurzo gab, die in Tokay drei Tage währten und in Biken sich auf einen vollen Monat ausdehnten. Die Berühmtheit dieser eminenten Virtuosen wuchs noch auf den Reichstagen zu Rokosz und Hatvan im Jahre 1525.

Tinödy erwähnt einen in Lippe geborenen Zigeuner, Namens

Demetrius Karman, als einen Virtuosen von außergewöhnlichem Talent, besonders begünstigt und beschützt von Beg Uluman (1550), der von seinem Genie so enthusiasmirt war, daß er ihn mit Reichthümern überschüttete. Tinödy fügt hinzu: „Obwohl excellente Zigeuner-Geiger in dieser Epoche häufig anzutreffen waren, konnte doch keiner sich mit Karman messen.“ Es wäre gewiß interessant zu erforschen, wann und wie die Violine bei den Zigeunern eingeführt und inthronisirt wurde.

Im Jahre 1599, als Michel, Woywode der Walachei, seinen Einzug in Karlstadt in Transsylvanien mit einem Pomp und asiatischen Luxus hielt, der, mit allen Einzelheiten von den zeitgenössischen Historiographen erzählt, noch lange danach in Aller Erinnerung blieb, schritten an der Spitze seines Gefolges zehn Zigeuner, die einen Triumph-Marsch spielten und deren Berühmtheit dem bei dieser Gelegenheit entfalteten übrigen Prachtaufwand vollständig entsprach. Bemerkenswerth ist hiebei die kleine Anzahl dieser Musiker, die augenscheinlich, mit ihren zehn Instrumenten marschirend, keinen großen Lärm machen konnten! Wenn man aber bei so feierlicher Gelegenheit mit einem so kleinen Orchester zufrieden war, so dürfte das beweisen, daß die musikalischen Gewohnheiten Ungarns bereits vollständig den Barbarismus hinter sich hatten, welcher den äußersten Osten charakterisirte, wo das symphonische Interesse darin bestand, den möglichst größten Lärm zu machen, wozu man die ungereimtesten Instrumente nahm und jeder auf eigene Rechnung auf dem seinigen herumspielte, unbekümmert darum, was und wie sein Nebenmann musicirte. Die Zigeuner aber hatten ihre verständnisfähigen Zuhörer bereits gelehrt, daß die Höhe des Werthes der vereinigten Töne mehr in der Qualität als in der Quantität liege. Möchte man da nicht einem gegenwärtigen europäischen Publikum, das mit Entzücken Militärmusiken und Volkskonzerte à la mode hört, einen eben so guten Geschmack wünschen? Wäre dasselbe im neunzehnten Jahrhundert so weit vorgeschritten, wie die Zigeuner im fünfzehnten vorgeschritten waren, so würde es gern auf die kolossale Masse von Instrumenten verzichten, um die Feinheit, die Individualität, den Ausdruck, die Bedeutung jedes einzelnen besser erfassen

zu können. Je größer die menschliche Menge — selbst wenn sie nur aus Instrumentisten besteht —, um so weniger Euphonie und um so mehr Getöse! In kleinerer Anzahl können Menschen wie Virtuosen erhabene Dinge besser sprechen und singen und finden sich nicht damit ab, sie zu schreien.

Es scheint, daß gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts und später die Zigeunermusiker die Häupter unserer Armeen zur Schlacht begleiteten, wie die ehemaligen Soldaten des Nordens. Das ist eine Erinnerung, die würdig ist heilig im Gedächtnis bewahrt zu bleiben! — Gleichwohl bezeichnet das achtzehnte Jahrhundert die große Ära der zigeunerischen Musik, ihr goldenes Zeitalter. Zu dieser Zeit wurden ihre Hauptrepräsentanten mit einer Schmeichelei überhäuft, welche in keiner Weise hinter den enthusiastischesten Beifallsbezeigungen zurückblieb, mit denen man einem Paganini, Sivori, Ernst, Bériot, Vieuxtemps, Joachim unserer Zeit huldigte. Einer der berühmtesten Koryphäen dieser Epoche, Michel Barnu, war als Künstler dem Haushalt des Kardinal Csáky beigesellt. Derselbe war von seiner unbestreitbaren Überlegenheit über alle seine zeitgenössischen Rivalen so überzeugt, daß er sich nicht fürchtete eine Art „Sängerkrieg“, wie auf der Wartburg, zwischen sich und den ersten Violinisten der Zeit hervorzurufen. Hiezu hatte man zwölf der besten ausgesucht, um den Versuch zu machen, Barnu die Palme zu entreißen oder wenigstens sie ihm streitig zu machen. Diese sämmtlichen Künstler standen ebenfalls in dem persönlichen Dienst großer Herren, die den Ehrgeiz besaßen, nicht schlechter als Seine Eminenz bedient zu sein. Aber Barnu ließ sich nicht besiegen; er überwand seine Gegner im Gegentheil dermaßen, daß sein Ruhm sich vermehrte. Hierauf ließ der Kardinal den besten Maler des Landes kommen, um seine Züge den zukünftigen Zeiten zu erhalten, und befahl, daß der Künstler stehend in Lebensgröße, in seiner Hofuniform, in den Farben seines Hauses dargestellt werde. Denn er schätzte es sich zur Ehre, ihn in seinem Dienst gehabt zu haben und der Mäcen eines so großen Mannes gewesen zu sein. Unten an der Leinwand ließ er eine lateinische Inschrift anbringen des Inhaltes: „Der

ungarische Orpheus." Dieses Bild wurde in einem seiner Residenzsäle auf der Burg Radkan (Komitat Zips) aufgehängt, wo es noch heute zu sehen ist.

Die Thatsache eines solchen Wettkampfes, gleich dem der Troubadoure, zwischen berühmten Zigeunern, wie sie ähnlich im Mittelalter unter den provençalischen und den deutschen Poeten stattfanden, spricht hinreichend von der Bedeutung, welche man der Kunst der Zigeuner in Ungarn beimaß; denn nur von dieser Rasse wurde sie daselbst gepflegt und nur aus ihr berief man die Virtuosen, um Theil an dem Turnier zu nehmen, das bei dem Kardinal Csáky abgehalten wurde. Es muß sich schon um Bedeutendes handeln, wenn Personen so hohen Ranges das Richteramt bei ähnlichen Wettspielen übernahmen. Auch mußte es eine beträchtliche Zahl sehr talentirter Musiker gegeben haben, um zwölf für würdig zu halten den Kampf mit einem so Bevorzugten, wie Barnu, zu wagen, der vom Geschick nicht allein durch sein Talent, sondern auch durch Gönner begünstigt war, so daß sein Vermögen — Dank der reichen Geschenke, die er von ihnen erhielt — zu einem fabelhaften anwuchs.

Im Jahre 1772 begegnete man auch einer Frau, die sich durch ihre Virtuosität auf der Violine einen großen Ruf erwarb: Csinka Panna. Sie war noch sehr jung, als sie dieses Instrument mit großer Geschicklichkeit zu spielen begann. Vierzehn Jahre alt heirathete sie einen Zigeuner, der, wie zwei seiner Brüder, ebenfalls Musiker war und auf diese Weise ein kleines Familienorchester schuf, das nicht verfehlte sich alsbald eines vortrefflichen Namens zu erfreuen. Csinka Panna war nicht ebenmäßig gewachsen, ihr Wuchs hatte sogar eine leichte Unebenheit, aber ihr Gesicht war um so anziehender. Sie zeichnete sich gegenüber ihren Stammesgenossen eben so sehr durch Rechtschaffenheit des Wandels als durch gute, ja edle Manieren, sowie durch Reinlichkeit ihrer Wohnung und durch eine größere Neigung zur Seßhaftigkeit aus, als man sonst bei ihrem Stamme findet. Sie war aus Gomar. Der Ortsherr, Langi, hatte ihr frühzeitiges Talent erkannt und ließ ihr zur rechten Zeit guten Unterricht geben. Ihre Fortschritte waren

rapid. Nach ihrer Verheirathung baute er ihr ein sehr komfortables, an den Ufern des Sahajo gelegenes Wohnhaus; sie bewohnte es jedoch nur während der Wintermonate, hielt es aber trotzdem in bester Ordnung. Die Sommerszeit zog sie vor mit den Ihrigen unter Zelten zu leben, die nicht weit vom Hause, ebenfalls am Flusse, aufgeschlagen waren. Ihr Tod verursachte allgemein große Betrübnis. Viele lateinische und ungarische Verse beklagten diesen Verlust und rühmten ihre Vorzüge als Künstlerin, ihre Tugenden als Frau. Man legte sogar Werth auf den poetischen Ausdruck dieses allgemein empfundenen Leides und hat eine gute Anzahl der Gedichte, welche das Land bei der ersten Trauerkunde förmlich überflutheten, für künftige Zeiten aufbewahrt. —

Mehrere glaubten, daß alle die Künstler dieser Epoche, weil die improvisirte Fioritur ein wesentlicher Theil ihres Vortragstiles war, auch nothgedrungenerweise Komponisten gewesen seien, daß sie sich — so zu sagen — nicht damit zufrieden gaben die Melodien zu verzieren, sondern sie auch erfanden. Nichts rechtfertigt jedoch eine derartige Annahme. Ihre Unwissenheit in der Notation erlaubte ihnen nicht eine authentische Version ihrer Werke zu erhalten, und man besitzt kein Dokument, das ihren, nach dem von ihnen hervorgerufenen Enthusiasmus zu schließen, kostbaren Produktionen entspräche. Hiripi, Sugar, Galantear, Baczar und viele andere setzten diese berühmte Reihe fort, welche ihre thätigen Repräsentanten in Namen wie Paticarius, Sarkoczy, Hecz-kematy ꝛc. fand, die in Pest mit allem Rechte anerkannte Koryphäen der Zigeunerbanden unserer Zeit sind.

II.

Das älteste Monument ungarischer Musik, das wir besitzen und das offenbar von einem Ungarn komponirt ist, sind die Melodien von Tinödy Stephens. Sie wurden in Klausenburg als Sammlung edirt und datiren von 1554. Doch wer kann heute noch unterscheiden, inwieweit diese Arien nur fleißig gearbeitete und figurirte Reproduktionen und inwieweit sie von der Musik inspirirt waren,

mit der er von Kindheit an genährt war? Nichts trägt dazu bei, zu glauben, daß er ein Autor gewesen, dessen Originalität seine Zeitgenossen überrascht habe.

Doch ohne bezüglich dieses Werkes die Konjekturen anzuhäufen, kann man sich mit dem Resultat begnügen, das sich aus der Prüfung desselben ergiebt und von allen Kompetenten anerkannt werden muß, daß es nämlich eine werthlose Produktion ist. Mögen seine Melodien abgeblaßte Kompositionen oder abgeblaßte Reminiscenzen sein, jedenfalls haben sie kein anderes Verdienst, als das einer historischen Kuriosität. Oder, müßte man nicht annehmen, daß, wenn die ungarische Nation als Mitgift den ganz specifisch musikalischen Sinn empfangen hätte, dessen ein Volk bedarf, um eine so originelle Kunst, wie diejenige zu schaffen, mit der wir uns hier beschäftigen — eine Kunst, welcher der Stempel des überwiegenden Gefühls und der besonderen Form so entschieden aufgedrückt ist, daß er sich mit keinem anderen europäischen Gepräge vergleichen läßt, trotzdem es damals so verschiedene gab (man erinnere sich des in voller Blüthe stehenden Kontrapunktes mit seinen strengen und schwierigen Kombinationen der niederländischen und italiänischen Schulen), — wir fragen: müßte man bei dieser Voraussetzung nicht annehmen, daß die ungarische Nation in diesen Heldenzeiten der musikalischen Kunst in Ungarn noch begabtere Künstler besessen haben würde, die sich einen größeren Ruf unter ihren Mitbrüdern erworben hätten, als es bei den Zigeunern der Fall war? Sicher würde es seit langer Zeit berühmte Komponisten und glänzende Virtuosen unter den geborenen Ungarn gegeben haben, wenn diese Kunst dem ungarischen Blute entstammte. Aber gerade das Gegentheil trat ein.

In Folge des Mangels einer Notation, Schrift, von Manuskripten, regelmäßiger Publikationen wissen wir von keinem eigentlichen Zigeunerautor, in dem Sinne nämlich, daß einer unter denen, die einem Zigeunerorchester angehörten, sich irgend ein Motiv mehr als andere angemaßt hätte. Wozu sollte es ihm auch dienen? Wußten sie nicht alle, daß der Werth der Melodie als solcher gering war im Vergleich mit dem, was sie unter dem Geiste des Virtuosen wurde, dessen Vortrag ihr den Ausdruck verlieh, sie deklamirte, sie mit

seinen Fiorituren schmückte? daß sie ohne ihn nur einem Barren rohen Goldes glich, der noch der Kunst des Ciseleurs harrt, um ein Kleinod von unschätzbarem Werthe zu werden, indem er es nach seiner Idee formt, ihm alle Farben eines reichen Emails giebt und es in Perlen und Diamanten faßt? So lange die zigeunerische Melodie noch nicht ihren ganzen Schmuck erlangt hat, läßt sich in ihr nur ein schönes nacktes Kind erblicken, das keinen Anspruch darauf erhebt, eine wirkliche Macht über die Herzen zu gewinnen. Sie herrscht als absolute Königin nur dann über dieselben, wenn der Vortrag sie mit königlichen Gewändern umhüllt und mit allen Edelsteinen schmückt, mit denen der magische Stab eines Zauberers, der Bogen des Violinisten, sie umgiebt! Auch wäre es überflüssig, den Mangel der Zigeuner-Komponisten angesichts ihrer vielen Virtuosen zu beklagen. Seit den frühesten Zeiten waren diese Virtuosen niemals Magyaren, sondern stets Zigeuner reinsten Blutes. Sie kamen aus dem Lager ihrer Stämme und hatten meistens unter ihren Zelten gelebt, ihren beweglichen Aufenthalt, ihre Streifzüge durch die Wälder, ihre Mahlzeiten und ihre unbeachteten Gelage, ihre Nächte unter freiem Himmel mit ihnen getheilt und sie nicht eher als in dem Moment verlassen, der sie zu den Magyaren führte, um diese bei ihren Festen und ihren Ceremonien durch ihre Musik zu entzücken und zu bezaubern.

In einem zu Wien mit obrigkeitlichem Privilegium publicirten politischen und statistischen Journal vom Jahre 1775 findet sich eine äußerst sorgfältig gearbeitete Notiz über die Cygany vor, welche folgendermaßen lautet: „Wir können viele Beispiele und sehr bemerkenswerthe Thatsachen anführen, welche darthun, wie sehr die Zigeuner ein Übergewicht in der Musik haben und wie sie ihre Geschicklichkeit bis auf unsere Tage bewahrten, müßten wir nicht befürchten, durch derartige Abschweifungen unsere Leser zu ermüden. Wir werden darum nur einige Beispiele von Personen nennen, die durch ihre Kunst berühmt und Meister geworden sind, um damit zu erhärten, welche glückliche Anlage dieses Volk für die Musik besitzt.“ Dieses Citat, 1775 geschrieben, führt zu der Ansicht, daß die Ungarn im vorigen Jahrhundert noch nicht daran dachten, die

Musik der Zigeuner als die ihrige zu betrachten. In jener Epoche, als die Kaiserin regierte, die sie so sorglich behandelte, um nicht zu sagen hätschelte, und nie vergaß, daß sie der Treue ihrer edlen magyarischen Unterthanen, welche ihr zuriefen: »Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!«, ihre Krone verdankte, hätte man sich gehütet, ihnen diese Ehre, falls sie nur den geringsten Anspruch auf sie erhoben hätten, streitig zu machen, um ein Volk damit zu beschenken, das man bald darauf sich bemühte zu verdächtigen. Ebenso können wir uns keines früheren Schriftstellers erinnern, der dieser den Zigeunern so eigenen Naturgabe für die Musik und dabei der magyarischen Nationalität und ihrer Lieder in der Weise gedacht hätte, als wären von jenen die ungarischen Melodien nur exekutirt worden.

Der gelehrte und berühmte Bibliothekar Herr Gabriel Mattray zu Pest, dessen Forschungen diesem Zweig der musikalischen Literatur wesentliche Dienste geleistet haben, nimmt offen Partei für die gegenwärtig herrschende Annahme. Er will dem Geschlecht der Magyaren ein Erzeugnis zuschreiben, das so augenscheinlich der Rasse der Rommys gehört. Nichts desto weniger schrieb uns Herr Mattray eines Tages über diesen Gegenstand folgende Zeilen: „Die bemittelten und gebildeten Ungarn, welche eine sociale Stellung einnehmen, geben sich überhaupt nicht mit der ungarischen Nationalmusik ab, wenigstens nicht mit der Komposition in diesem Stil; darum konnte die ungarische Musik sich nur durch die Zigeuner erhalten und volksthümlich werden." Und weiter: „Es dürfte schwer sein, in Ungarn eine gut bevölkerte Ortschaft zu finden, die in ihrer Umgebung nicht eine Bande Zigeunermusik gehabt hätte." Das Zeugnis unseres geehrten Landsmannes, den man gegenüber dieser Sache unmöglich der Parteilichkeit zeihen kann, bestätigt indessen unsere Meinung bezüglich des Antheiles an der Erfindung dieser Kunst seitens der Zigeuner.

Der Leser wird leicht erkennen, daß, wenn die Gabe des Schaffens oder die Gabe der Reproduktion einer Kunst einem Volke von der Natur bewilligt ist, es keine accessorischen Bedenklichkeiten, seien sie socialer oder anderer Art, giebt, welche die Künstler verhindern

könnten, ihre Werke zur Geltung zu bringen. Das wirkliche und wahrhaftige Leben des Künstlers liegt weniger in seinem schwachen Körper als in seinem Gefühl, das seine durch die Kunst reproducirte Idee inspirirt: er stirbt lieber, als daß er sich nicht mit der Manifestation seines „besseren Ichs“ identificirt, das er in seinen Werken, dieser Frucht seines Genies, seiner Seele, seines Herzens, niedergelegt hat! Wenn man nothwendigerweise bekannte, daß früher die Magyaren sich niemals die Zigeunermelodien vindicirten oder auch ihr Leben der Exekution, der Virtuosität, die diese erfordert, gewidmet haben, so muß man auch zugestehen, daß diese Musik den Zigeunern gehört, die sie als ihr einziges und heiliges Eigenthum betrachten, sie ausüben und der sie sich wie einer erhabenen Mission widmen, die sie veredelt und sie vor ihnen selbst rehabilitirt.

Um zum Schluß zu kommen, giebt es zwei wesentliche Thatsachen, welche nach unserer Ansicht von gleicher Beweiskraft zu Gunsten der Meinung sind, daß die von den Zigeunern ausgeübte Musik eine Kunst ist, deren Vaterschaft mit vollem Rechte denselben gebührt. Erstens: seit den ältesten von den ungarischen Chroniken aufbewahrten Zeiten findet man Berichte über die Zigeunermusiker, — niemals über andere, weder über Magyaren, noch über Slaven, noch über Juden. Zweitens: es ist bekannt, daß die Zigeunerrasse überall als musikalisch begabt anerkannt ist, daß sie überall von dieser Kunst eingenommen ist, daß sie immer ein Theil ihrer größten Vergnügungen war, daß sie bei keinem ihrer Feste, bei keiner der Schaustellungen fehlte, welche ihre Angehörigen mit ihren verschiedenen Talenten vor versammelten Mengen gaben. Läßt sich nicht gerechterweise aus diesen beiden übereinstimmenden Beweisen der Schluß ziehen, daß ihre musikalische Fähigkeit sich nicht nur auf die Gabe der musikalischen Reproduktion beschränkt?

III.

Hätten die Zigeuner das Verdienst der Virtuosität in einem viel geringeren Grade als dem zu ihrer Musik erforderlichen, bei welcher die Stickerei und der in dem Spiel des Improvisators über

sie gebreitete Schiller der Farben einen beträchtlichen Antheil an dem Werth des Gewebes hat, wären sie nur textuelle Exekutanten, wie unsere Virtuosen, aber befähigt, zum Enthusiasmus hinzureißen, der sich in der Art entfaltet, wie sie gefeiert, gerühmt, hocherhoben und gepriesen wurden, so könnte man ihnen die bessere Hälfte dieser Kunst, der sie ihr ganzes Relief gegeben haben, nicht bestreiten.

Wer ihnen das bestreiten möchte, den fragen wir: was ist denn der Virtuose? Ist er wirklich nur eine der Intelligenz bare Maschine, deren Hände, wie eine doppelte Kurbel, den Dienst eines Leierkastens verrichten? Braucht er nicht zu denken, nicht zu fühlen, um maschinenmäßig sich seiner mechanischen Aufgabe zu entledigen? Hat er dem Ohre nur eine Photographie der Noten zu geben, die er vor sich hat? — Wir wissen leider! leider! nur zu gut, wie viele sogenannte Virtuosen es giebt, die nicht einmal im Stande sind, eine Idee des Originals, das sie vor sich auf dem Pulte haben, vollständig, ohne es zu verzerren und seinen Sinn zu verstümmeln, wiederzugeben! Wie viele sind unter ihnen, die von der Kunst nur das Handwerk, ja nicht einmal ihr Handwerk kennen!! Ihre Zahl ist Legion! So siegreich aber die Usurpation als Thatsache sei, wird sie doch nimmermehr die Rechte der Rechtsbetheiligten zerstören können. Die Rechte des Virtuosen-Dichters, des berufenen Virtuosen, sind von einer Ausdehnung, wie sie ein durch illegitime und unwissende Herrscher verdorbenes Publikum kaum ahnt. Angesichts der vulgären Heldenthaten der Hanswursteleien auf der Violine, dem Klavier, der Guitarre, dem Cornet à piston (!) kann es, in Folge seines Verschlingens schlechter Stoffe, sie nicht mehr von den Wundern unterscheiden, welche die Meister im Namen eines wunderbaren, von der Natur verliehenen Privilegiums ausüben, — eines Privilegiums, welches dem gleicht, das, wie man erzählt, einst den Königen von Frankreich erlaubte, die Kröpfe durch ihre Berührung zu heilen. Niemand wüßte diese wunderbaren Vorzüge zu erringen, besäße er sie nicht durch „göttliches Recht“.

Die Worte „Virtuosität“ und »virtus« (Kraft) haben eine und dieselbe Wurzel in dem lateinischen »vir«; denn ihre Ausübung ist ein Akt der Virilität, der männlichen Kraft. Derjenige ist

weder virtuos noch virtuell, der nicht die Fähigkeit besitzt, einen idealen Typus zu erzeugen als Frucht seiner begeisterten Liebe zu der erhabenen Schönheit, nicht versteht Achtung und Bewunderung für sie zu erwecken, indem er sich den Vater schöner Werke, edler Handlungen nennt, mögen die letzteren der Moral oder der Kunst angehören, dieser beiden erhabenen Formen, die nur zwei Seiten einer und derselben Sache, zwei Gattungen einer und derselben Art sind. Ist nicht das Gute wie das Schöne die Inkarnation der menschlichen Seele, welche durch die Kraft ihrer Wünsche und ihres Wollens sich in eine Sache umsetzt oder umschafft? Spricht man nicht thatsächlich von vollbrachten Handlungen in der Ordnung des Guten als von schönen Werken, wie von solchen in der Ordnung des Schönen als von guten Werken? Es ist gewiß: das Gute und das Schöne können nie entschieden von einander getrennt werden, da jedes schöne Werk durch sich selbst ein gutes Werk wird, ebenso wie jedes gute Werk durch sich selbst der Kategorie der schönen Werke angehört.

Der Virtuose ist kein Maurer, der das Winkelmaß, die Setzwage, die Kelle in der Hand mit Steinblöcken pünktlich und gewissenhaft manövrirt und das Gedicht ausführt, welches der Architekt vordem auf das Papier gezeichnet hat. Er ist nicht das passive Werkzeug, welches Gefühl und Gedanken anderer reproducirt und nichts Eigenes hinzufügt. Er ist nicht der mehr oder weniger geschickte und erfahrene Leser von Werken, die ohne Rand für seine Glossen sind und keines Kommentares für das, was zwischen den Zeilen steht, bedürfen. Die von der Begeisterung diktirten musikalischen Werke sind im Grunde nur das tragische oder rührende »Scenario« des Gefühls, das nur allein durch die Ausführenden sprechen, singen, weinen, stöhnen, beten, sich seiner freuen, sich erheben und über sich selbst frohlocken kann! Der Virtuose ist demnach ebenso Schöpfer als der Autor selbst: denn er muß virtuell die Leidenschaften besitzen, die er in dem vollen Glanze ihres frischen Phosphorescirens leuchten zu lassen betraut ist.

Er erweckt den starren Körper des ihm übergebenen Textes zum Leben, haucht ihm lebendigen Odem ein, giebt seinem Blick den

Glanz, schafft aus ihm eine an Anmuth überfließende Gottheit. Er, ein neuer Prometheus, verwandelt eine unbewegliche und stumme Form in ein lebendes Wesen, in eine verführerische Galathea, voll Naivetät, umflossen von Gold, farbenschön wie ein zerstäubender Sonnenstrahl, erhellt von demselben göttlichen Funken, welchen der kühne Titan den Blitzen des Jupiter geraubt. Er hat die noch todte, obgleich schon geformte Materie mit einer Demantnatur zu begaben, ihr im Moment eine Seele einzuhauchen; er hat sie in einem durchsichtigen Fluidum zur Bewegung, zur Blüthe zu bringen, ihren bezaubernden Athem zu beleben, sie mit tausend befiederten Pfeilen zu bewaffnen! Unter allen Künstlern ist der Virtuos vielleicht der unmittelbarste Enthüller der unterjochenden Gewalten des pythischen Gottes — derjenige, welcher der erhabenen Muse in heißen Umarmungen die meisten Geheimnisse entrissen haben muß!

Auf der Höhe, auf welcher in unseren Tagen die Fortschritte der Ästhetik stehen, giebt es keinen Denker, keinen — sei es in Folge langer und eingehender Praxis, sei es in Folge theoretischer Spekulationen — mit den Künsten vertrauten, gebildeten Geist, der nicht einen erschreckenden Barbarismus zu begehen glaubte, wenn er die dramatische Kunst nicht zu den selbständigen Künsten zählen würde, wenn er der Tragödin und dem Schauspieler das Privilegium des Schaffens, welches durch das Recht der Geburt und durch das Recht des Erringens, Dank des Zusammenwirkens einer eingeborenen Gabe und einer unausgesetzten Arbeit, das Privilegium des sich selbst offenbarenden Künstlers ist, absprechen wollte. Der dramatische Künstler, welcher über die Werke, die er mit dem Hauch seiner beredten oder flammenden, seiner bleichen oder ohnmächtigen Lippen berührt, Herr des Lebens und des Todes ist, welcher die übermäßige Macht besitzt, die ihm unterbreiteten Gedanken verderben zu lassen oder ihnen ein inneres Leben, tausendfach innerlicher als das ihn selbst belebende, einzuflößen, welcher in diese todten Buchstaben „den Odem des Lebens“ gießt, so wie der Schöpfer in die Erde, aus der er den Körper Adams geformt hatte, die Seele einblies, die nach seinem Bilde, nach

seinem Ebenbilde gemacht war —: dieser Künstler hat wohl das Recht, das, was er schafft, eine „Kunst“ zu nennen!

Ist das Leben, welches er einem Werke giebt, nicht auch nach seinem Bilde, nach seinem Ebenbilde gemacht? Könnte er eine Rolle schaffen, wenn er sie nicht nach einer ihm eignen Art, die keines Andern Art ist und die ein Anderer wohl nachahmen, aber niemals sich ganz aneignen kann, in sich aufgenommen hätte? Warum zweifeln, daß, da er doch der Inspiration nicht entbehren kann, seine Kunst von einer Muse offenbart ist? Die Griechen, die sich auf alles, was die Künste betrifft, auf alles, was die Kunst offenbart, so gut verstanden, gaben Thalia und Melpomene ebensowohl den Interpreten, als dem Genie des Äschylos und Sophokles, des Aristophanes und Menander als Schirmgöttinnen bei.

Der Virtuos thut für die Tonkunst genau dasselbe, was der dramatische Künstler, der Schauspieler — derjenige, welcher darstellt, — für die Scene, für die tragische oder komische Dichtung eines Autors thut. Der Virtuose besitzt entschieden dasselbe Recht des Lebens und des Todes über die Werke, deren Gedanken, Gefühle und Erregungen der Komponist ihm momentan anvertraut. Er kann sie ein Leben voll Ruhm, wie das der Helden auf den elysäischen Feldern, leben, er kann sie eines unedlen, lächerlichen Todes sterben lassen! Wäre es denn möglich, daß der Virtuose nicht der Repräsentant einer so augenscheinlich ihm gehörenden Kunst, daß er verschieden von dem sei, welcher diktirte, was er sagt, schrieb, was er reproducirt? Denn indem er sich nur an das Gehör wendet, thut er für seinen Autor dasselbe, was der Schauspieler für den seinigen thut, der sich an das Gehör und das Auge zugleich wendet.

Die dramatische Kunst ist eine Kunst für sich — niemand leugnet es mehr; aber der Musik gehört sie durch die Stimme, der Skulptur durch die Stellung und Geste, der Malerei durch die Farbe, der Pantomime durch die Bewegung. Der sich nicht an das Auge wendende Virtuose knüpft an keine dieser Künste an. Dagegen ist das Theater der Malerei verhängnisvoll: denn

es gewöhnt sie an schreiende und verletzende Farben, sowie an unnatürliche Beleuchtungen; ebenso unheilvoll ist es der Skulptur: denn es gewöhnt sie an gewollte Stellungen, an heftige Bewegungen. Die dramatische Kunst sollte, wie jede plastische Kunst, die Natur zum Vorbild nehmen, sie aber je nach ihren Ausdrucksmitteln transfiguriren, um durch ihre Hilfsquellen das zu ersetzen, was sie den unnachahmlichen Mächten derselben nicht rauben kann; jede plastische Kunst, die sich an der Scene anstatt an der Natur inspirirt, kann nur entarten, sich entweihen und ihre legitimen Ansprüche auf Adel so sehr verlieren, daß es für eine während einer Verfallsepoche aufblühende Kunst keine herbere Kritik geben kann als das Wort: sie ist theatralisch!

Von diesem Gesichtspunkt aus hat der Virtuose, welcher den Maler, den Bildhauer, den Mimen umgehen oder vergessen muß, alle Vortheile über den Schauspieler. Der dramatische Dichter selbst kann seine erdichtete Welt verlassen, um sich in der Welt einer weniger erregten, weniger glänzenden, aber auch weniger ephemeren und den Zufälligkeiten des gegenwärtigen Augenblicks weniger unterworfenen Poesie unsterblich zu machen; er kann den dramatischen Künstler entbehren, wenn er seine Macht über die Herzen in Zeiten ausübt, in denen seine Sprache aufgehört hat volksthümlich zu sein, in Ländern, in denen sie nur von der Elite der Menschen verstanden wird und alsdann sein Genie, seine verve, seine Gefühle nicht mehr der Vermittler bedürfen. Aber der komponirende Musiker kann ohne den ausführenden Musiker weder leben, noch fortleben, da die Wohnstätte der Tonkunst nicht in Bibliotheken, in diesen Sphären des stillen und fruchtbaren Gedankens, ist: das ihr zugehörende Tabernakel ist die lebende Seele der Nationen. Dieser Welt gehört er an, so lange er ihr Gedächtnis beschäftigt; ist er ihm entflohen, so ist er ausgelöscht. Vergebens würde der Archäolog ihn galvanisiren; wenn die Organe, die akustischen Gewöhnungen tiefgreifende Veränderungen erfahren haben, wenn auch die Art und Weise des Fühlens nicht mehr dieselbe, wenn sie sanfter oder gebietender, erhabener oder raffinirter geworden ist: wie könnten die Herzen von heute sich mit denen von früher identificiren?

Ohne den Virtuosen wäre die Existenz des Komponisten eine ewige Hölle, da dieser weder das, was sein schöpferisches Genie ersinnt, selbst darstellen, noch das, was ihn erfüllt, objektiviren, noch sich „vergegenwärtigen" kann, was seine Pulse schlagen macht, was seine Einbildungskraft entzündet, seine Gedanken beschäftigt, sein ganzes Sein absorbirt. Wenn die menschliche Stimme, ein Instrument oder ein Orchester ihm das alles nicht vorführte, würde er in Wehen ohne Ende, ohne Hoffnung auf Befreiung sein. Er würde zu einer Liebe verurtheilt sein, die niemals kennen lernt, was sie inspirirt — die schrecklichste Marter des Verdammten. Nichtmusiker können sich gar nicht vorstellen, welche Qualen der Musiker durchmacht, wenn er keine Ausführenden hat, sich nicht hören kann! Man frage Berlioz, man frage Wagner und so viele vor ihnen, was es in jungen Jahren heißt, in Musik gefühlt, gedacht zu haben und das Werk, das von diesem Gefühl hervorgerufen, von diesem Gedanken geformt wurde, nicht betrachten, nicht beurtheilen zu können! Auch ist es entschieden wahr, daß die Tragödie, die Komödie, die Saynete unendlich weniger an den darstellenden Künstler gebunden ist als jede Musik an ihren Ausführenden, der sie beleben soll, von dem sie abhängig ist. Denn der Virtuose, da er ihr sein greifbares und wahrnehmbares Wesen giebt, schafft die Musik. Das allein ist genügend, um seine Kunst zu einer selbständigen Kunst zu erheben.

Die Zigeunervirtuosen sind es, welche die Zigeunermelodie mit diesem blühendsten Schmuck bekleidet haben, welcher jede einzelne wie in dem Prisma des Regenbogens erglänzen läßt, der, eine tausendfarbig schillernde Schärpe, sie umschlingt. Die Zigeunervirtuosen sind es, welche die scharf begrenzten oder weich kadenzirenden, die leicht sich lösenden oder weich sich schmiegenden Rhythmen erklingen ließen, welche ihrer Musik Profil und Haltung geben. Sie allein haben diese Kunst als Künstler interpretirt, welche ihre Sprache, ihre Geheimnisse, ihr innerlich Verborgenstes verstehen. Wenn die Schäfer auf ihren Schalmeien, die Hirtenknaben auf ihren Pfeifen, die Handwerker im Chore dieselben Motive wiedergaben, bliesen und sangen, so haben nur die Zigeuner es verstanden,

denselben ihren vollen Kunstwerth, ihren Glanz und ihren Ruf kraft ihrer Ausführung, ihrer Virtuosität und des Gefühles zu geben, welches sie ihnen einflößten. Wer auch die ursprünglichen Erfinder dieser Motive, die ersten Schöpfer dieser Tonleiter, die ersten Autoren dieser Intervalle, die ersten Darsteller dieser Rhythmen, dieser Fiorituren gewesen sein mögen, ob Hindus oder Magyaren, ob Menschen, die von den heiligen Gewässern des Ganges berauscht oder die in die grünen Gewässer der Donau verliebt waren: — die Zigeuner haben darum nicht weniger das Recht, diese Musik als die ihrige zurückzufordern; denn sie allein brachten sie zum Leben, sie allein führten sie zu der Macht, die Seelen zu bewegen und die Herzen zu elektrisiren!

In der Jetztzeit beschäftigen sich viele Ungarn als Dilettanten mit dieser Ader der Kunst, aber während der Epoche ihres Werdens begegnete man kaum solchen, die sich hier hervorgethan hätten. Erst seit diese Musik ihren Zenith erreicht, haben die Ungarn in diesem Genre komponirt und sie als Künstler mit Glück und Auszeichnung gepflegt. Im Ganzen genommen bilden sie jedoch nur eine wenig zahlreiche und wenig einflußreiche Gruppe einestheils im Vergleich zu der Masse Zigeunervirtuosen, welche sie seit Jahrhunderten ausüben, anderentheils gegenüber der Wichtigkeit der Thatsache, welche uns die allgemeine Virtuosität der Zigeuner von Ungarn bestätigt, die den Werken den Stempel einer bemerkenswerthen Einheit, einer seltenen Gleichartigkeit aufdrückte, welche sie durch ihre Art sie zu empfangen, in sich zu tragen und zu reproduciren unsterblich machte. Wenn der Stil — sei es auch nur der der Ausführung, — dieser Modus des Seins, welcher einer Kunst ihre Individualität, man könnte sagen, ihren Heimatsschein giebt, nicht der unmittelbare Ausdruck der Seele des Künstlers ist, trägt er niemals ein besonderes Gepräge. Die Musik der Cygany hat aber ihren Stil, einen Stil, der mit keinem andern verwandt ist und das Zigeunergefühl in einer zu adäquaten Weise manifestirt, dem Zigeunertypus sich in einer zu wahren Weise angepaßt hat, um nicht eine Zigeunerkunst sowohl durch seinen

Ursprung als auch durch den Glanz, welchen er einzig der Zigeunervirtuosität verdankt, zu sein.

IV.

Indem wir diese Ideen äußern, diese Annahmen zusammenstellen, glauben wir uns weit entfernt davon, einen Zweifel an den musikalischen Fähigkeiten der Magyaren auszusprechen; da aber ein langes und fortgesetztes Studium der Zigeunerkunst uns überzeugt hat, daß sie ihre Inspirationen dem Zigeunergefühle verdankt, das sich in dem Zigeunertypus verkörpert, sind wir überzeugt, daß, wenn diese in den Augen der politischen Geschichte so unbedeutenden, jetzt so vollständig in der Nacht der Zeiten eingehüllten Thatsachen jemals rekonstituirt werden könnten, man sehen würde, daß die Zigeuner nicht nur reproducirende, sondern auch producirende Dichter sind. Wenn die Wahrscheinlichkeit, die Hypothese, die Folgerung die Hauptargumente beider Theile in einer Debatte bilden, so ist man vollkommen berechtigt, sich denen anzuschließen, die durch das physiologische und psychologische Gebiet ihre Begründung finden und, obgleich scheinbar ungewisser, manchmal weniger täuschen als der trügerische Schein historischer Wahrheit.

Die Musik, welche man mit dem Namen Zigeunerkunst bezeichnet, schließt zu wilde Elemente ein und drückt zu fremdartige Gefühle aus, um das exklusive Produkt eines Volkes zu sein, wie die Magyaren es stets waren. Kann man dem vorherrschend wandelbaren und nomadenhaften Charakter der Zigeuner den eminent ausdauernden und seßhaften Charakter der Magyaren gegenüberstellen? Als diese vor mehr als zweitausend Jahren in Ungarn ankamen, haben sie sich sogleich entschieden, sich dort niederzulassen und dort zu bleiben mit einem ebenso festen und unerschütterlichen Entschluß, als die Arier vier- oder fünftausend Jahre früher bewiesen haben, da sie die Landstriche in Besitz nahmen, welche der Indus und der Ganges mit ihren beiden himalajischen

und gigantischen Armen umschließen! Die Magyaren hatten kaum die Pfähle ihrer Zelte in einen Boden geschlagen, dessen Anblick ihnen wohlgefällig war, nachdem sie ihre Regionen, ihr früheres Vaterland aus uns heute unbekannten Gründen — in Folge von Übervölkerung oder inneren Zerwürfnissen — verlassen hatten, als bei ihnen jedes Gelüsten nach einer herumirrenden und wandernden Existenz aufhörte. Sie machten es wie die Menschen, die, nachdem sie eine Überfahrt unternommen und ihr Ziel erreicht haben, sich für immer dort installiren, ohne das geringste Bedauern über die Lebensweise zu verrathen, welche die Nothwendigkeit der Ortsveränderung verursachte. Was haben sie hierin Gemeinsames mit den Zigeunern, welche niemals, wie es scheint, sich irgendwo niedergelassen noch gewünscht haben irgendwo zu bleiben!

Sobald die Magyaren ihre Zufluchtsstätten aus Holz und Thierfellen in Steinhäuser, ihre prekären Feldlager in Städte und solide befestigte Flecken verwandelt hatten, wurden sie nach und nach eine beständige, regelrecht sich niederlassende, gläubige und ausübende, regierende und regierte, kriegerische und gesetzgebende, besonnene und weise, civilisirte und gelehrte, pompöse und königliche und seit der glorreichen Regierung des heiligen Stephan, der ersten „Apostolischen Majestät“, dem der gegenwärtige Kaiser von Östreich diesen schönen Titel verdankt, eine herrlich konstituirte und organisirte Nation. Doch war es nicht die magyarische Rasse, welche eine Kunst erfinden, schaffen und formen konnte, deren wahre Bedeutung ihrem Gefühl, ihrem inneren Ideal diametral entgegengesetzt ist, dem Ideal, welches sie in ihrer großen und schönen Nationalität verkörperte, die einen geehrten und ehrenwerthen Staat bildet, der gut vertheidigt und gut verwaltet, von seinen Verbündeten geschätzt, von seinen Rivalen geachtet, von seinen Feinden gefürchtet wird! Was — ein Beweis mehr! — was hat das alles gemein mit der Zigeunermusik, mit dem, was sie sagt, was sie erzählt, was sie von extremen Gefühlen, ungeordneten Trieben, excessiven Neigungen singt? Beim Himmel! Was ist Vergleichbares zwischen dem festen und ruhigen Ideal einer christlichen Nation, wie die Magyaren es waren, und dem Ideal der Zigeunermusik, die immer launisch,

unzusammenhängend, immer fliehend, immer verfolgt, immer keuchend, immer in Thränen ohne Grund und voll Lustigkeit ohne Ursache ist?

Jedenfalls darf man nicht verkennen — wie wir es bereits ausgesprochen —, daß, wenn die Zigeunerkunst nicht in eine so kultivirte Nation gepflanzt, von ihr nicht so durch Wärme belebt und freudig begrüßt aufgenommen worden wäre, sie elend und kümmerlich hätte verkommen müssen. Ungarn handelte großmüthig, als es dieses von Geburt an jedenfalls schwächliche Kind annahm, wie man in Rom einen Sohn adoptirte. Es fühlte mit einer der Intuition des Herzens entsprungenen Scharfsichtigkeit voraus, daß dieses Kind mit den Jahren schön werden würde: es gab ihm seinen Namen mit Familien- und Erbrecht, es setzte es an seinen Herd, es trank mit ihm aus demselben Becher, es brachte denselben Laren Trankopfer dar, es verschmolz seine Existenz so sehr mit der seinigen, daß die Unterschiede ihres Blutes nicht mehr zu erkennen waren.

Die Folge hiervon war, daß die Ungarn an dem Wachsthum dieser Kunst so lebhaften Antheil nahmen, daß sie nicht mehr genau wissen, was dieselbe nicht von ihnen erhalten konnte. Sie haben sich durch die Freuden, die sie in ihr fanden, durch die zahlreichen aus ihren Werken gemachten Sammlungen, durch ihre häufigen Versuche, auch in diesem Stil zu komponiren, so innig mit ihr verbunden, daß man in unserer Zeit dann und wann Individuen ungarischen Blutes begegnet, welche den Helden der Zigeunervirtuosität sich gleich glauben.

Aber beweist dieses etwas anderes, als was der Thatsache selbst, dem Dasein dieser Musik auf unserem Boden, entspringt: nämlich, daß unsere Nation ebenso durch ihre stolze, lebhafte und träumerische Gefühlsart, als auch durch ihre musikalische Organisation empfänglicher als alle anderen war, diese Inspiration und diese Musik zu begreifen und von ihr in überwältigender Weise ergriffen zu werden?

Schließlich scheint uns die Lösung dieses aufgestellten Problems nicht von hervorragender Wichtigkeit; was wir über die zwischen

der Musik und der Seele der Zigeuner bestehende enge Verknüpfung aufrecht halten, würde, falls jene Lösung unsere Meinung historisch begünstigt, weder bekräftigt, noch im entgegengesetzten Falle entkräftiget werden, indem die Virtuosität ebenfalls ihre poetischen und schöpferischen Mächte besitzt. Wir fragen deßhalb: Warum sich darüber beunruhigen, wer die erste Linie zu diesem von den Zigeunern und den Magyaren gemeinsam errichteten Monumente gezogen? wer den ersten Liebeskuß dieser Verbindung gegeben hat? Die Kunst ist da, und diese Kunst hätte nicht wachsen, sich nicht ausdehnen, nicht leben können, weder ohne den einen noch ohne den andern! Würde es nicht ein wirklich müßiges Beginnen sein, wollte man das Halbdunkel, das eine Gerechtigkeit des Schicksals über ihre Abstammung zu breiten scheint, die Ungewißheit, welche über ihr schwebt, verscheuchen, weil man bei dem Mangel an unumstößlichen Beweisen historisch festgestellter Thatsachen, die sich anführen und hervorsuchen ließen, dem Gegenstand nicht beikommen kann? Überdies sind hiebei weder die Interessen der Kunst noch die der nationalen Eitelkeit betheiligt; denn es ist augenscheinlich klar, daß sich in Ungarn zwischen den Adoptanten und Adoptirten — wer sie auch seien — eine so vollständige Identifikation vollzogen hat, daß der eine von dem Genie des andern so durchdrungen, von der klaren Divination desselben so elektrisirt war, daß beide gleichen Antheil an der Ehre, dem Ruhm und dem Verdienst haben, diese Kunst — einer durch den andern, einer mit dem andern — zu der schönsten und höchsten Stufe ihres Ausdrucks und ihrer Vollendung geführt zu haben.

Selbst diejenigen, welche bei der Annahme beharren, daß die Magyaren den Zigeunern ihre eigenen Gesänge und Tanzweisen gelehrt haben, werden nicht leugnen können, daß sie es einzig den Cygany verdanken, wenn sie aus dem zerstückten und armseligen fragmentarischen Zustand, in welchem der größte Theil der Traditionen nationaler Musik in anderen Ländern geblieben ist, herausgerissen wurden. Andererseits hätten die Zigeuner, trotzdem sie die ursprünglichen Eigenthümer der ihre Musik von anderer unterscheidenden Intervalle der Tonleiter waren, trotzdem sie die ersten waren,

die den Stil und die Fiorituren derselben einführten, niemals ihr in dem Grade eine Pflege zu Theil werden lassen, wenn nicht ihre reichen und mächtigen Wirthe, bene nati et possessionati, wie man ehemals sagte, ihnen die Gelegenheit dazu gegeben, sie nicht dazu angeregt hätten, wenn sie nicht entzückt gewesen wären, sie zu hören.

Auch könnte die Zigeunerkunst niemals von dem Namen Ungarns getrennt werden; denn sie kann niemals aufhören, sein Wappen auf ihrem Siegel und ihrem Banner zu tragen: ihm verdankt sie das Leben. Sie hat nur in seinen Grenzen gelebt, nur in seiner Atmosphäre geathmet. Niemals würde sie ihre Manneskraft und Reife erlangt haben, wenn nicht dieses Adoptivvaterland das Edelste und Ergreifendste ihrer ersten Versuche und ihres ersten Tastens gefördert hätte; wenn es ihr nicht zu gleicher Zeit das gegeben hätte, was sie am nothwendigsten bedurfte: ein anhaltendes Verständnis, eine intelligente Sympathie, die in allen Dingen über sie wie über einen Theil seines eigenen Wesens wachte. Ungarn hat im Fluge den Stolz ihrer Rhythmen, ihre imposante und düstere Würde, ihr stolzes Wiehern, das dem des Renners gleicht, der die Schlachttrompete hört, begriffen. Es war durchdrungen von dem ihren unbegrenzten Abschweifungen entströmenden leidenschaftlichen Fluidum, von dem verbitterten Sinn ihrer episodischen Trauer, es hat die wilde Koncentration, die ihre Melodie nie, selbst nicht in ihrer unbegrenztesten Hingabe ganz verläßt, gesänftigt.

Die Zigeunerkunst, welche nur durch Ungarn bestand, kann nie aufhören, unter seiner Invokation zu stehen. Und zudem: was wäre aus den Zigeunerkünstlern ohne die Ungarn geworden? Sind es nicht die Ungarn allein, welche den Zigeunern den Frieden gegeben haben? Sie allein haben ihnen erlaubt, nach Neigung und Gefallen auf ihrem Boden zu leben; sie haben sie ohne Mißtrauen und ohne Feindseligkeit kommen und ziehen, in ihren Häusern ein- und ausgehen lassen, ohne sie wie wilde Thiere zu fürchten, ohne sie wie bezahlte Thiere zu unterjochen. Die Magyaren haben mit ihnen getrunken und mit ihnen in demselben Zelt geschlafen, ohne ihre Begierde nach den Freuden der Natur

zu beleidigen, ohne ihrer zügellosen Liebe für die Freiheit zu fluchen, ohne sie mit ihrem Hohne zu belasten! Die Intuition des Gefühls besitzend, respektirten sie den Typus, liebten sie die Zigeunerkunst. Sie haben in die Hände für sie geklatscht, sie haben sie bewundert, sie haben diejenigen, welche sie ihnen brachten, gehätschelt. Sie waren ohne Eifersucht, sie verboten ihnen nicht, ihre Lieblingslieder zu verschönern, ihre Tanzweisen zu veredeln, ihre Feste zu verherrlichen, ihre Herzen zu rühren; sie haben sie nicht wie abgerichtete Hunde behandelt, nicht wie verächtliche Diebe verjagt, nachdem sie sich an ihren Touren und ihren pertises ergötzt und erfreut hatten. Die Zigeunerkunst gehört nach allem Ungarn wie ein Kind seiner Mutter; denn ohne die Freigebigkeit dieser poetischen Söhne unseres Vaterlandes hätte sie nicht existirt. Sie sind es, welche ihnen die Luft, den Raum, den Tag, den goldnen Strahl, des Freundes Lächeln, die sympathische Thräne, den lichtverbreitenden Beifall, den nährenden Thau, den befruchtenden Hauch gegeben haben, dessen jede Kunst, um zum Blühen gelangen und Frucht tragen zu können, bedarf.

Wenn die Verve der Zigeuner sich nur auf ihrem Grund und Boden entwickelt hat, dürfen sich die Magyaren eine Ehre machen aus diesem Umstande, den sie ihrem Mitgefühl für diese Unglücklichen, ihrem verschwenderischen Wohlwollen, ihrer milden Nachsicht verdanken, welche es von sich wies, sie ebenso unglücklich wie anderswo oder noch unglücklicher zu machen, als sie es schon waren. Es bleibt noch die Frage, ob nicht aus diesem humanen Ruhm, aus dieser Identifikation mit den von dieser Kunst gesungenen Gefühlen leidenschaftlichen Stolzes und Schmerzes — einer Identifikation, die ebenso unzweifelhaft wie die Existenz dieser Kunst eine Thatsache ist, — mehr moralischer Glanz auf sie zurückfällt, als es ihrer Eigenliebe Befriedigung gewähren würde, einen Theil des Verdienstes dieser Künstler — um es kaufmännisch auszudrücken — als den Theil eines Kapitals zu beanspruchen, dessen Ruf nur zu sehr bewiesen hat, daß der Hauptantheil denen zukommt, die es durch ihre Fähigkeit und durch ihr Ausführungstalent zur Geltung gebracht haben? Würde

es nicht scheinen, als wollten die Ungarn ihre rührende Gastfreundschaft dementiren, wenn sie einen anderen Vortheil beanspruchten als das Bewußtsein ihrer eigenen Güte? Die Güte ist eine so seltene und so hohe Tugend, daß es die Interessen ihres wahren Ruhmes verkennen hieße, würde man ihr sanftes und fruchtbringendes Strahlen eintauschen selbst für den Glanz des Genies.

Der Zigeuner Bihary.

I.

Der Zigeuner-Künstler, welcher einstimmig als der letzte der Römer, als der bekannteste, der gefeiertste des zigeunerischen Virtuosenthums erachtet wird, war der im Komitat Raab geborene Bihary, welcher in seinem achtundfünfzigsten Lebensjahre 1827 verstarb. Wir erinnern uns noch diesen Mann, dessen Äußeres männliche Schönheit mit allen den seiner Rasse eigenthümlichen Zügen verband, gesehen und gehört zu haben. Wir vermögen noch den gebieterischen Zauber uns zurückzurufen, den er ausübte, wenn er in seiner zerstreuten und zugleich melancholischen Lässigkeit, mit der eine wirkliche Gutmüthigkeit und die anscheinende Lustigkeit seines Temperamentes, sowie sein lebhafter Blick, mit dem er die geheimsten Falten der Seele seiner Zuhörer zu sondiren schien, immer kontrastirten, seine Geige nahm und ihr stundenlang, ohne daran zu denken, daß die Zeit auch ihr Anrecht habe, Kaskaden von Tönen entlockte, die bald wie in zornverhaltenem Getöse niederrauschten, bald leise wie sanftes Bachesmurmeln über weiches Moos dahinrieselten.

Als wir im Jahre 1822 diesen unter den zigeunerischen Virtuosen großen Mann hörten, waren wir nicht mehr so ganz Kind, um nicht die Eindrücke unauslöschlich festhalten zu können, die seine Inspirationen auf uns machten und die uns in so hohem Grade ergriffen, daß unsere Seele sie einsog wie einen mächtig einwirkenden, beseligenden Lebenssaft. In der Erinnerung das Gehörte wiederholend dachten wir später manchmal, daß das, was wir

damals empfanden, der Wirkung ähnlich sein müsse, welche die mysteriösen, von den kühnen Alchimisten des Mittelalters, diesen dämonischen Magiern, in ihren geheimen Laboratorien gebrauten Elixire hervorriefen — Kraftgetränke, welche den Adern neue Grundsätze zuführten, voll Kraft und Leben, voll Tapferkeit und Stolz, Unbeflecklichkeit und Unverletzlichkeit.

Die Töne, welche der Zaubergeige entstiegen, fielen wie Tropfen einer geistigen Essenz in unser bezaubertes Ohr. Wäre unser Gedächtnis geschmeidiger Thon und jeder dieser Töne ein Nagel, hart wie Diamant, gewesen: sie hätten sich nicht fester eingeprägt. Wäre unsere Seele ein noch unbetretenes, erst aus den Fluthen eines heiligen Stromes wie des Nils emporgestiegenes Land und jeder dieser Töne ein befruchtendes Samenkorn gewesen: sie hätten sich nicht tiefer eingewurzelt. Und hätten durch einen magnetischen Umsturz sich alle unsere Sinne in Gehör verwandelt: wir würden die balsamischen Ausflüsse, welche dieser Musik entströmten, das Herzblut, das den Bogen zu durchrieseln schien, nicht besser erfaßt haben.

Bihary steigerte den Ruf der Zigeunermusik auf das höchste. Schon lange beschützte und rühmte sie der ungarische Adel; aber in diesem Augenblick wurde sie zu einem integrirenden Glied der nationalen Repräsentation. Man fügte sie gewissermaßen dem obligaten Ceremonial des preßburger Landtages bei; sie erschien in der Eigenschaft nationaler Kunst auf den Krönungsbällen, wo man sie als einen der köstlichsten Edelsteine des Kronschatzes, als den nationalen Stolz betrachtete. Während der Jahre 1805 bis 1825 verlieh Bihary der Zigeunermusik einen solchen Glanz, daß selbst Wien sich für ihn begeisterte. Zu wiederholten Malen wurde er mit der unter seiner Leitung stehenden Truppe an den Hof berufen, wo er bei verschiedenen Festlichkeiten mit ihr auftrat; deßgleichen spielten sie bei mehreren von ausländischen Gesandten, unter denen auch der englische war, veranstalteten Festen. Die Konzerte, welche Bihary mit seinem Orchester in verschiedenen Theatern gab, hatten großen Zulauf und waren stets besucht. Man erzählt, daß selbst der Kaiser, angeregt von der bewundernden Menge, sowie von

der Aufmerksamkeit, welche einige höchste Glieder der kaiserlichen Familie Bihary besonders schenkten, bereit war ihm ausnahmsweise Gnade zu gewähren. Aber als er ihn eines Abends fragte, was er von seiner Allerhöchsten Gunst zu erlangen wünsche, geneigt, ihn in den Adelsstand zu erheben, vereitelte Bihary die guten Absichten Seiner Majestät, indem er den Adelstitel für seine ganze Bande beanspruchte. Großmächtige Freigebigkeit für die Seinen, roher Stolz des Parias, welcher Bedingungen für die Entsagung seines Elendes stellt! Dieser Zug bleibt schön, selbst dann, wenn man in ihm nichts weiter als eine gesuchte Ausflucht erblickt, um einer dem stolzen Unabhängigkeitsgefühl lästigen Wohlthat zu entgehen.

II.

Der Fall, daß ein Künstler dieser Rasse so beliebt in der höheren Gesellschaft unseres Jahrhunderts war, in welcher die ursprünglich zwischen dem Magyar und dem Zigeuner bestehenden Sympathien unter den Gliedern des ungarischen Adels, welcher damals der übrigen Aristokratie Europas durch seine Art und Weise standes- und gefühlsgemäß verbunden war, verschwinden mußten, ist zu merkwürdig, als daß seine Lebensgeschichte nicht von besonderem Interesse sein sollte. Doch könnten wir die Hauptzüge dieser seiner Zeit berühmten Persönlichkeit nicht besser zeichnen, als wenn wir eine über ihn von Gabriel Mattray jüngst veröffentlichte und schon einmal von uns erwähnte Notiz hier folgen lassen:

„Johann Bihary, einer der berühmtesten Geiger Ungarns, war von Geburt Zigeuner, geboren 1769 in Nagy-Abony im Komitat Preßburg, wo sein Vater als ein guter Geiger bekannt war. Er verbrachte seine Kindheit und Jugendjahre bei Verwandten seines Vaters in Böngö im Komitat Raab, wo er achtzehnjährig die Eva Banyak, welche damals fünfzehn Jahre zählte und die Tochter eines sehr berühmten Cymbelspielers in Szerdalely war, heirathete.

„Bihary hatte schon genügend studirt, um sich als erster Gei-

ger an die Spitze des Orchesters, an welchem sein Schwiegervater beschäftigt war, zu stellen. Nach dem Tode des letzteren, 1802, begab er sich als Chef der Bande Franz Bakos nach Pest und erlangte hier in kurzer Zeit eine große Berühmtheit. Er warb bald mehrere sehr gewandte Instrumentisten an, unter anderen Bakos Laczi (Sohn Franzens), welcher, wiewohl nur die Stelle des zweiten Geigers bekleidend, mit ihm zu rivalisiren suchte. Fiscur (auch unter dem Namen Ujvari bekannt), ein guter Violinspieler, wurde von Bihary, welcher die Studien, die dieser noch zu machen hatte, leitete, nach Pest gebracht und seinem Orchester einverleibt, deßgleichen Josef Bakos und Emmerich Mungyi, beide gleichfalls von Ruf. Alle diese Künstler starben zu Pest zu Lebzeiten Bihary's, dessen Bande gewöhnlich nur aus vier Bogenvirtuosen und einem Cymbelspieler bestand. Nur Johann Sarkoczy, den er 1815 engagirt hatte, überlebte ihn und fristete später in Pest ein sehr armseliges Dasein.

„Bihary fand in der ungarischen Hauptstadt bald die nöthigen Konditionen, um sein seltenes Talent zu vervollkommnen und zu entwickeln. Er unterließ auch nicht Gebrauch von demselben zu machen und wurde durch die einstimmige und immer wachsende Bewunderung aller Künstler und Mäcene Ungarns für seine fleißigen Bemühungen belohnt. Man betrachtete ihn als den König unserer nationalen Musiker und bald konnte man weder eine Hochzeit noch irgend ein öffentliches oder anderes Fest begehen, ohne ihn einzuladen. In Ofen spielte er häufig beim Erzherzog-Palatin, dem Statthalter des Königreichs, und man kann sagen, daß die Begeisterung, welche seine Meisterschaft hervorrief, den Glanz der Krönungsfeierlichkeiten gesteigert habe. In diesen blühenden Zeiten ging er alljährlich wenigstens ein Mal nach Wien, wo man oft seine Truppe für die Hofceremonien verlangte. Er war dort im Oktober 1814, als die Austheilung des Verdienstkreuzes nach der Schlacht bei Leipzig stattfand. Während des wiener Kongresses verweilte er fast ein Jahr in dieser Stadt und hatte die Ehre, vor allen gekrönten Häuptern Europas zu spielen und von ihnen belobt zu werden.

„Als Maria Luisa ihn für ein Hofkonzert engagirt hatte, welches am 23. Dezember 1814 stattfand, bemerkte sie, daß seine Blicke mit Beharrlichkeit eine Prinzessin von Geblüt verfolgten, welche ihm außerordentlich zu gefallen schien. Einer seiner Freunde versicherte mir, daß die Königin von Neapel es war, deren Schönheit ihn so anzog; da aber die Königin Karoline zu selber Zeit nicht mehr lebte, so konnte nur eine Czarewna von Rußland es gewesen sein — es sei denn, daß es Maria Ludovica von Parma, die Kaiserin, selbst war, die ihn bezaubert hatte. Diese letztere näherte sich ihm bald und erkundigte sich, ob er verheirathet sei. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, beantwortete Bihary diese Frage bejahend und fügte bei, daß seine Frau ihn nach Wien begleitet habe. Ihre Majestät wollte, daß sie auf der Stelle vorgestellt werde; Bihary ging sie zu holen und erschien bald wieder, begleitet von Eva, die in der glänzenden Art ihrer malerischen Nationaltracht gekleidet war. Sie war noch jung, von hoher Gestalt, ziemlich kräftig, von brauner Farbe, mächtigem Ausdruck und von Achtung einflößender Haltung. Die Kaiserin empfing sie mit vieler Güte und belobte sie, daß sie ihren Mann nicht verlassen habe. Sich alsdann an Bihary wendend sagte sie ihm: da der Himmel ihm eine so schöne und treue Begleiterin gegeben, so müsse er nicht so empfänglich für die schönen Augen der Prinzessinnen sein, und empfahl ihm in dieser Hinsicht mehr Gleichgültigkeit, als er diesen Abend gezeigt habe. Nach dieser Unterredung ließ sie seiner Frau fünfzig Dukaten verabreichen und beide hierauf in einem Hofwagen zurückgeleiten.

„Aber die hohe und mächtige, von Bihary so bewunderte Dame wollte ihn bei sich empfangen und hören. Er versetzte alle Zuhörer in Erstaunen und übertraf sich selbst in dem Konzert, das sie ihm zu Ehren gab. Als er einen Stuhl erwartete, um beginnen zu können, überließ ihm die Fürstin den ihrigen. Bevor sie ihn verabschiedete, überreichte sie ihm eigenhändig huldreich eine goldene Medaille, ebenso dem Violinspieler Fiscur, seinem Schüler, welcher sich bei dieser glänzenden Gelegenheit ebenfalls auszeichnete.

„Bihary war die Seele des Festes, das Alexandra Pawlowna, die erste Gemahlin des Palatin Josef, der Katharina Pawlowna, ihrer Schwester, der verwittweten Herzogin von Oldenburg, auf der Sankt-Margaretheninsel zwischen Pest und Ofen gab. Dieses blendende Fest fand im Freien statt. Junge ungarische Edelleute führten da die nationalen Tänze aus; die Militärmusik vom Regimente Esterhazy wechselte mit dem Orchester Bihary's ab, das wohl sehr undisciplinirt war, aber mit um so hinreißenderem Feuer spielte. Ein Vierteljahrhundert lang feierte Bihary Erfolg auf Erfolg und besuchte die hauptsächlichsten Städte Ungarns, Siebenbürgens, Kroatiens, Slavoniens und Galiziens. Vom 29. November bis 4. December des Jahres 1824 war er in Erlau. Als er diese Stadt verließ, trug es sich zu, daß sein Fuhrwerk zwischen Gyöngyös und Hatvan umstürzte, wobei er sich den linken Arm verstauchte. Mit diesem Unfall begann eine Reihe von Unglücksfällen für ihn, eine neue und traurige Ära. Trotz der sorgfältigsten Behandlung des berühmtesten Arztes in Pest, Georg Stahly, blieben die Muskeln des beschädigten Armes immer geschwollen und Bihary sah sich plötzlich seiner Existenzmittel beraubt, welche bis jetzt ihn an Wohlstand, ja an Luxus gewöhnt hatten. Da er nur noch Nebenpartien im Orchester übernehmen konnte, übergab er Johann Sarkoczy die Leitung desselben. Nach der Ovation, welche ihm bei dem Landtag zu Preßburg, 1825, zu Theil geworden war, erschien er nicht mehr öffentlich, tief betrübt über das Unglück, das ihn zum Unvermögen herabdrückte, in ihm den Künstler tödtete. So lustig und froh er früher war, wurde er jetzt finster und mürrisch. Da er die besten Kräfte seiner Bande nach und nach verlor, kam es bald dahin, daß er mit Hilfe derer, die ihm geblieben, sein tägliches Brod nur noch mit Mühe verdienen konnte.

„In dieser Zeit der Noth begegnete er zufällig in einem Gasthaus einigen reichen Edlen, die über seine Veränderung und die Anstrengungen, die es ihm kostete, um langsam einige der Weisen auszuführen, die er einst wie mit Bajonettsturm angegriffen hatte, tief gerührt waren. Einer von ihnen, ergriffen von jener dichterisch-frei-

gebigen Gefühlserregung, die dem ungarischen Blute so eigen ist, wickelte mit jener Zartheit des Herzens, die den Beschenkten mit Stolz auf eine Wohlthat erfüllt, statt sie ihm in der Erinnerung unangenehm zu machen, seinen kranken Arm in werthvolle Banknoten ein. La Rochefoucauld hat Recht, wenn er sagt, daß die Undankbarkeit öfter die Schuld des Gebers als des Empfängers ist: denn wenn der erste verwundet, so ist der zweite beleidigt. Bihary ging zu seiner Frau zurück, die Augen in Thränen gebadet; in ihrer großen Armuth erschienen ihnen diese unerwarteten Hilfsmittel ein unerschöpflicher Schatz. Aber sein Stern ging zur Neige und, wiewohl fürderhin vor der Noth geschützt, konnte er keine Hindeutung auf seine glänzende Jugend anders als mit feuchten Augen mehr anhören.

„Wie jeder echte Künstler, war er zur Zeit seiner Triumphe zu unüberlegt und zu freigebig, um daran zu denken, Ersparungen zu machen. Als das Alter heranrückte mit seinen Gebrechen, mußte er von seinen goldenen Ringen und Diamanten einen nach dem andern verkaufen, ebenso seine werthvollen Schnupftabakdosen und seine Tabakpfeifen von großer Schönheit. Nur seine Geige wollte er niemals von sich lassen, selbst dann nicht, als er kaum noch Gebrauch von ihr machen konnte. Jedesmal, wenn er genöthigt war sich von einem dieser Gegenstände, auf die er große Stücke hielt, weil sie ihm die Andenken seines Ruhmes waren, zu trennen, war er auf das schmerzlichste ergriffen. Endlich machte der Tod seinen ihm mehr und mehr unerträglichen Leiden ein Ende. Während seiner letzten Tage furchtbar von Gicht und Wassersucht gequält, verschied er in Pest am 26. April 1827, im Hause eines gewissen Samogy. Man begrub ihn am folgenden Tag auf dem Friedhof der Vorstadt St. Franciscus auf Kosten einiger ungarischer Magnaten. Die Zeitungen gaben Kunde von seinem Tod.

„Sein einziger Sohn Johannes, geboren in Bönya 1791, war ein talentirter Geiger und betheiligte sich an der Bande seines Vaters. Er starb leider im dreißigsten Lebensjahre, den 12. Mai 1821, eines plötzlichen Todes in Folge übermäßiger Trunksucht. Er hinterließ eine Wittwe, Theresa Lakatos von Komorn, und

einen Sohn, Franz, geboren 1816 in Baja. Dieses Kind wurde von seinem Großvater erzogen, welcher es, vom fünften Jahre an, leichte Melodien spielen lehrte und öffentlich auftreten ließ, um das Mitleiden für sein zartes Alter anzurufen und es von dem Ertrage zu erhalten. Übrigens hoffte er aus ihm den Erben seines Rufes zu machen, was aber nur eine Illusion war.

„Die Wittwe Bihary's endete ihre Tage bei seiner Tochter Helene, Frau des Farkos Josy von Raab. Sie starb siebenundsiebzig Jahre alt, 1850, und wurde für eine Summe von zwanzig Gulden, welche sie sich zu diesem Zwecke mühsam zusammengespart hatte, beerdigt.

„Bihary war von großer und starker Statur; seine stets groß geöffneten Augen gaben seiner Physiognomie etwas Eigenthümliches; seine Züge waren scharf markirt. Sein Charakter war voll Freimuth, Sorglosigkeit und Lustigkeit. Das schöne Geschlecht hatte viel Anziehungskraft für ihn, besonders beschäftigte sich seine Phantasie mit der Schönheit vornehmer Damen. Sein schmiegsamer Geist verschaffte ihm leicht Zutritt in die Salons, ein feiner Takt begleitete stets sein Benehmen und, ohne Unschicklichkeiten zu begehen, wußte er den Schönsten und Angesehensten den Hof zu machen. Seine Galanterie spielte ihm wohl in der Jugend einige Streiche, doch ohne schlimme Folgen. Für den Ehrenpunkt war er empfänglich und empfindlich. Starke Getränke liebte er nicht und trank nur der Kameradschaft wegen. Die Musiker seiner Gesellschaft hielt er in dieser, wie in anderer Hinsicht sehr streng. Wie sie, trug er ein Kostüme, das ihnen ursprünglich von dem Obersten Karl Kubinyi gegeben wurde, dessen für Bihary immer offene Börse ihm vielfache Dienste leistete. Es bestand in einem Paar dunkelblauer Hosen nach ungarischem Schnitt, mit Tressen und schwarzen Fransen geziert, einem schwarz und dunkelblau verbrämten, rothen Dolman, dessen Ärmel mit Schafpelz gefüttert waren. Die Kopfbedeckung war ein Kolpak aus Fischotter mit weißer Feder. Die zigeunerischen Musikanten fuhren fort, diese Kleidung auf eigene Kosten zu erneuern, wodurch sie feststehend wurde. Bihary allein trug goldene Tressen. Heute tragen die Zigeunermusikanten dieses

Kostüme nur noch bei großartigen Gelegenheiten; gewöhnlich aber kleiden sie sich mit Eleganz nach der Mode des Tages.

„Bihary zeichnete sich besonders durch die Meisterschaft aus, mit welcher er die nationale Musik vortrug, die er frei interpretirte oder auch aus dem Stegreif zu spielen schien. Sein Spiel, obwohl von jener Gluth durchdrungen, ohne welche ein ungarisches Auditorium sich nicht mitfortreißen läßt, war keineswegs mit Passagen und Nebensächlichem überladen. Gewisse Melodien trug er ganz einfach vor, aber mit einem Ausdruck, der jedes Herz ergriff. Seine Frischka waren von hinreißendem, berauschendem Feuer; seine Lassan von herzzerreißender und elegischer Melancholie, die selbst Fachmusiker, die einzig nur darum gekommen waren, um ihn vom Standpunkte seiner Faktur zu beurtheilen, tief rührte. Damals wurden Frischka und Lassan oft wiederholt. Heutzutage scheint man die ganze nationale Musik in dem Csardas zusammenzufassen.

„Bihary besaß im hohen Grade die der Zigeunerrasse gleichsam angeborene Gabe, anscheinend fremde und unverträgliche Elemente schnell zu assimiliren und umzugestalten. Jedem Thema, das er spielte, gab er eine Betonung, welche die Natur desselben, je nach seiner persönlichen Gemüthsstimmung, veränderte, indem er es auf eine ganz neue, ganz eigenthümliche Weise prosodirte. Er hatte nie die Noten gelernt, aber ein einmaliges Hören eines Themas genügte ihm, um es sogleich und zwar in der angegebenen, eigenthümlichen Weise wiederzugeben; er schien ihm dann eine andere Seele, die ihm eine neue Physiognomie, einen durchaus neuen Ausdruck verlieh, einzuflößen: ganz so, wie ein großer Schauspieler den bekanntesten Rollen ein Etwas zu geben weiß, das zuvor niemand gekannt hat. Der auf diese Art vorgetragene unveränderte Text läßt dennoch das ganze Werk als ein anderes erscheinen.

„Wenn ein Orchester mit dem seinigen auf einem Balle abwechselnd Françaisen und Allemanden spielte, so nahm er sie sofort, waren sie beendet, mit neuer Kraft wieder auf. Alsdann konnte man seine ihm einzig gegebene Begabung, jeden von ihm gewählten musikalischen Stoff zu verwandeln, beobachten und bewundern. So kurz derselbe auch war, ob er den Stempel des Deutschen oder

Italiänischen an sich trug: er übersetzte ihn sofort — wenn man sagen darf — in das Zigeunerische, indem er seine Empfindung auf ein zu hohes, zu grelles, jedoch immer erhabenes Diapason stimmte. Wenn es eine lustige Tanzweise war, so gab er sie wie freudentoll und wonnetrunken wieder; war es aber eine empfindsame Opernmelodie, dann machte er sogleich eine Trauerscene aus ihr, die alle Zuhörer zu Thränen rührte; war es eine wehmüthige Weise, so hätte man sich bei einer Beerdigung geglaubt. Sobald er wahrnahm, die Herzen tief gerührt zu haben, bemächtigte er sich eines Marschthemas, im Augenblicke alle Anwesenden elektrisirend, worauf er auf die Tanzmusik zurückkam.

„Stets eingeladen zu den Bällen, welche regelmäßig jeden Winter im „Hôtel zu den sieben Kurfürsten", dem damaligen Sammelpunkt der schönen Welt Pest's (jetzt in ein Privathaus umgewandelt), stattfanden, fing er gewöhnlich erst um Mitternacht zu spielen an, selbst wenn er früher eintraf. Er eröffnete alsdann eine Art Konzert, das den Ball unterbrach und den Tänzern eine Ruhepause auferlegte. Für diese Art Zwischenakt wählte er Stücke von langsamem, traurigem, mitunter düsterem Charakter, während welcher niemand daran dachte, sich nur zu regen. In der zweiten, schon lebhafteren Abtheilung des Konzertes schwangen sich einige ungedulדige Paare auf dem Parkett; nachdem fing er die Kalamayka an, dann die Quadrillen, die Schottischen, die Menuetten, welche mit ganz besonderem Feuer getanzt wurden. Nach zwei oder drei Uhr Morgens begab er sich nach Hause.

„Bihary läßt sich in unserer Zeit nicht mehr als Komponist beurtheilen; denn seine Dichtungen aus dem Stegreif haben aufgehört den Werth der wahren Kompositionen zu beanspruchen. Er hatte weder Zeit noch Geduld, um über die Inspirationen seiner Phantasie nachzudenken und sie zu notiren. Um sie zu erhalten, hätte man sie ohne sein Wissen stenographiren müssen; denn viele Geister verlieren schon bei dem Gedanken, ihre Impulsionen wie im Protokolle aufgeschrieben zu sehen, jeden Reiz ihrer Spannkraft. Es ist sehr zweifelhaft, ob er der wirkliche Verfasser mehrerer unter seinem Namen veröffentlichter Stücke war. Aber trotz des unbestrittenen

Vorzugs seiner eigenen Kompositionen, die er unter dem Feuer einer plötzlichen Inspiration improvisirte und die das Gepräge einer unvergleichlichen Originalität an sich tragen, weigerte er sich nie, die Kompositionen anderer auch auszuführen, vor allem die solcher Musiker, welche sich in seiner Kunst einen dem seinen ähnlichen Ruf erworben hatten. Er reproducirte unter anderen auf bewunderungswürdige Weise die Schöpfungen von Lavatta und von Csermak; er that es noch besser, wenn er sie von ihnen selbst oder von anderen hatte spielen hören: denn wie gesagt, er kannte die Noten kaum und lernte nie etwas nach aufgezeichneter Musik. Vielleicht wollte es ihm scheinen, daß das, was sein Ohr nicht zu fassen und zu behalten vermöge, nicht werth sei, von seinem Genius und seiner Geige wiederholt, ergänzt, ausgeschmückt, verschönert und verwandelt zu werden!“

Der Ungar Csermak.

I.

Lavatta und Csermak waren die berühmtesten unter den Ungarn, die sich in dem Bestreben, die Fertigkeit der Zigeunervirtuosität sich anzueignen, einen Namen erworben haben [1]). Wie könnten wir hier nicht von Csermak sprechen, nicht dazu beitragen, sein unglückliches Andenken zu verbreiten? Von allen denen, die nicht unter der groben Leinwand einer »szatra« geboren sind, ist er nach unserer Meinung der einzige, welcher den rechten Weg zu jener reichen Mine gefunden hat, deren Produkt dem berühmten und geheimnisvollen Metall von Korinth vergleichbar ist, das einen angenehmen Duft verbreitete und durch keine Kunst, durch nichts wieder hergestellt werden konnte. Es war durch eine Katastrophe in dem Moment entstanden, während welcher die Tausende von Standbildern, Säulen und Denkmälern, mit welchen die unvergleichliche Stadt geschmückt war, in Folge des furchtbaren, sie noch vor der römischen Herrschaft zerstörenden Brandes, in glühende Lava

1) Die Biographie Lavatta's ist weniger ereignisreich, und wir begnügen uns, diesen großen Meister, den man aus seinen Werken kennen muß, zu erwähnen. Sein Ende war nicht so tragisch, wie das Csermak's, aber gleichwohl traurig. Das zigeunerische Gefühl trübte seinen Verstand; nicht daß es ihn zum Wahnsinn geführt hätte, aber es führte ihn zur Trunksucht und als Folge dieser zum Stumpfsinn, was eine Anomalie, ein seltener Fall unter den Cyganen ist, deren Greise gewöhnlich viel Jugendkraft zeigen und ihre sämmtlichen Fähigkeiten trotz der Excesse, von denen ihr Leben voll ist, bewahren.

zusammenschmolzen. Ist die Zigeunermusik nicht auch eine lieblich duftende Vereinigung zerstreuter und heterogener Elemente, die von düsterem Feuer und verzehrendem Schmerz zusammengeschmolzen sind?

Es ist schwer Nichtungarn begreiflich zu machen, bis zu welchem Umfange und welcher Höhe sich der Ton der Begeisterung derer steigerte, welche Csermak gekannt und gehört haben; welcher Hyperbeln sie sich bedienten, um den Eindruck zu beschreiben, den sein Talent hervorrief. Diesen Enthusiasmus begreift man angesichts seiner Werke, welche die hervorragendsten Eigenschaften der Zigeunerkunst so vortrefflich wiedergeben, daß wir uns manchmal fragten, ob nicht durch irgend eine dunkle und illegitime Verbindung sich etwas vom Blute der Rommys in seinen Adern befinde?! Für uns geht aus ihnen bis zur Evidenz klar hervor, daß seine Gluth der Begeisterung sich nur an den größten Komponisten dieser Art entzünden konnte. Wenn ein europäischer Künstler sich mit sympathischer Divination dem in dieser Kunst herrschenden Geist identificirt, so kann er wohl dahin gelangen, diese Gesänge zu deklamiren, zu koordiniren, sie zusammenzuziehen und mit der Gefühlsweise, welche sie diktirt hat, vorzutragen; aber um sie wie einen seiner Natur eigenen Duft auszuhauchen, dazu muß man wirklich von dieser Natur sein, welcher jener Duft eigen ist. Das tragische Ende Csermak's würde indessen nur beweisen, daß er wirklich nicht dieser Rasse angehörte, da er nicht hätte leiden können, was sie litt, ohne aufzuhören Dichter und Künstler zu sein.

Von dem Grafen Etienne Fay, einem unserer Freunde, welcher ein leidenschaftlicher Liebhaber der Zigeunermusik und als solcher in Ungarn sehr bekannt ist, der mehrmals ausgezeichnete, aus Zigeunern zusammengesetzte Kapellen in seinem Dienst hatte und sowohl für ihren Unterhalt als auch für die Sammlung ihrer besten Stücke viel Geld ausgab, erhielten wir kürzlich einige Zeilen über den unglücklichen, von ihm lange und gut gekannten Csermak, welche, die hauptsächlichsten Thatsachen seiner Biographie einschließend, uns eine Idee von der Verehrung, von dem seinem Andenken gewidmeten Kultus, sowie auch von dem erhabenen Stil geben, in welchem man in Ungarn, sobald die Rede von ihm ist, spricht.

Wir geben hier diese Zeilen in treuer Übersetzung wieder, nur daß das Original noch origineller ist, ohne daß wir die Verantwortung für diese mit Ausrufen und Anreden unterbrochene Lobrede auf uns nehmen.

II.

„Csermak! — Das ist ein Name, in dem sich Ungarland glorificirt, denn jener, der ihn trug, war mit wesentlich ungarischem Genie begabt, war sein größter, sein unsterblichster Komponist! Das hindert nicht, daß er nicht ebenso von anderen Nationen, von Gelehrten und Professoren, wie von Laien, bewundert wird. Alle sind verpflichtet, dem tiefen Sinn und der wunderbaren Originalität zu huldigen, mit welcher er die Schönheit und die Schwierigkeit der klassischen Kunst mit dem wahrhaft antiken Gefühl seiner Nationalität zu verschmelzen verstand. Welchen Abgrund von Empfindung, welchen blendenden Reichthum brachte sein Bogen bei jeder seiner Melodien hervor! Sein Spiel war bald langsam und melancholisch wie die Seufzer herbstlicher Winde, bald lebhaft und herausfordernd wie Sporengeklirr. Es schien feuerspeiend! Sein Andenken kann nie in dem Gedächtnis der Glücklichen erlöschen, welche diese eleganten Csardas, deren klarer und reiner Ton ein so hohes Geheimnis birgt, ihn ausführen hörten. Wie theuer ist er jedem ungarischen Herzen!

„Ein Dunkel schwebt über seiner Geburt. Er selbst glaubte sich in Böhmen geboren und schrieb sich Anton von Csermak, nobilis a Luidi et Rohans und beanspruchte alle Privilegien des Adels. Andere behaupten, er sei der Sohn des Grafen Etienne Illeshazy, Erbobergespans des Trencsiner und Liptauer Komitats. Herr von Roby, bei welchem Csermak während vier Jahren in Iszif im Templiner Komitat lebte, sagte mir eines Tages, seine Mutter sei eine Böhmin von hoher Geburt (?). So viel ist gewiß, daß Csermak immer eine wirklich kindliche Anhänglichkeit an dem Grafen Illeshazy zeigte und man ihn manchmal erröthen sah,

wenn sein Name unerwartet vor ihm ausgesprochen wurde. Wie es auch mit seinem Geburtsort und den Eltern, die ihm das Leben gaben, sein mag, ob er der Sohn eines Grafen und einer Zigeunerin oder eines Sklaven und einer Prinzessin ist: gewiß ist, daß seine Gefühle die eines wahren Ungarn sind! Mit Genauigkeit weiß man weder sein Geburtsjahr noch das Jahr seiner ersten Ankunft in Ungarn anzugeben. Er gab anfangs Violinstunden in Wien, dann in den benachbarten Komitaten. Bald kam er nach Pest, wo er während mehrerer Monate die Funktionen eines Kapellmeisters versah.

„Hier begegnete er zum ersten Mal Lavatta. Mit der ungarischen Musik war er schon bekannt und liebte sie mit Leidenschaft; doch spielte er nur erst sehr gelehrte Violinkonzerte und Quartette von großen Meistern, was ihm bewunderndes Lob seitens der Kenner eintrug. Welche Superiorität Lavatta auch besaß, sein Spiel enthüllte Csermak keineswegs den ganzen Prestige, die ganze unvergleichliche Schönheit unserer Kunst, die sich weder einer andern vergleichen noch sich den Rang streitig machen läßt. Eines Tages lud ihn der Prinz Grassalcowich zu sich auf sein Schloß Gödölö ein, wo er mit Biháry zusammentraf, der mit seiner Truppe dort spielte. Csermak hört ihn, bricht in Thränen aus, stürzt dem jungen Zigeuner an die Brust und widmet sich von diesem denkwürdigen Tage an ausschließlich der nationalen Musik. Von diesem Moment an hörte er auf, nach dem Ruf eines gewöhnlichen Violinspielers zu begehren und verließ die gelehrte und die von Anderen überkommene Musik. Von da an begann er in allen Palästen und Häusern der ungarischen Aristokratie gefeiert zu werden.

„Sein Ruf wuchs dermaßen, daß er kurz darauf in den Hofkonzerten in Wien spielte und hierauf eine kurze Reise nach Rußland machte. Das ganze begeisterte Ungarn hatte sein Auge auf ihn geheftet; als er in unser theures Land zurückkam, riß man sich mit Eifer und Wuth um seine Kompositionen. Er selbst ging von Dorf zu Dorf, von Wald zu Wald, begab sich manchmal in die Gesellschaft von Räubern, gesellte sich manchmal zu Zigeunerhorden, nur

um irgend eine noch unbekannte Melodie zu erhaschen, und häufte so in den Dorfschenken wirklich Schätze zusammen. Er verbrachte mehrere Jahre unsere Pußten, unsere Sulyasen und Kanaszen durchwandernd. Als er in der Welt wieder erschien, blendete allgemein der Glanz seines Talentes, welches während dieser Epoche seinen geistigen Gipfel erreicht hatte.

„Ungarn hatte bis dahin noch keinen Komponisten-Virtuosen besessen, der mit ihm hätte verglichen werden können, und es wäre verwegen erschienen auch nur zu hoffen, daß er in der Zukunft einen Nachfolger, würdig seine Lorbeeren zu tragen, finden werde. Sein Bogenstrich war voll Klang und Majestät wie der Bogenstrich Spohr's, durchdringend wie der Lipinski's, voll Gewandtheit wie der Rode's! Selbst wenn er die schlechteste Violine des ersten besten Zigeuners zur Hand nahm, verfehlte er nie seine Zuhörer zu entzücken.

„In keiner Stadt unseres Vaterlandes, so entfernt sie war, gab man auch nur einen Ball, ohne ihn einzuladen in den Pausen zwischen den Tänzen einige seiner so rührenden Lieder hören zu lassen. Es ist unglaublich, bis zu welchem Grade er den ungarischen Nationalcharakter zu packen verstand! Dieses Meteor, diese Sonne erstrahlte damals in ihrem ganzen Feuer — ganz Ungarn freute sich ihn zu besitzen!

„Ein unvorhergesehenes Ereignis aber gab seinem Schicksal eine schlimme Wendung und übte den traurigsten Einfluß auf sein Leben aus. Erlau passirend machte er die Bekanntschaft Herrn von Roby's. In Folge dieser zufälligen Begegnung wohnte er während vier Jahren bei ihm in Iszif; hier verliebte er sich in ein junges Mädchen, das von großer Schönheit gewesen sein soll. Einige wollen wissen, sie hätte dem hohen Adel angehört; andere behaupten, daß sie nur ein einfaches Dorfmädchen war. Unglücklicherweise vermochte der Reiz seines Genies und die Heftigkeit seiner Liebe dieses grausame Herz nicht zu rühren: er fand keine Erwiderung. Das war ein tödtlicher Schlag für eine so empfängliche Seele, wie die seine. Ein dumpfer Kummer bemächtigte sich seiner, eine dunkle Schwermuth ergriff seinen Geist von Tag zu Tag mehr und mehr.

Um sich zu zerstreuen, ergab er sich starken Getränken und, da er diesen Reizmitteln nicht widerstehen konnte, wurde er verrückt. Trotzdem fuhr er fort auf eine erhabene Weise zu spielen und zu komponiren, und man kann sagen, daß er sich selbst mit seinem Werk in Amoll, das er »Szezonolellen Szerelem« (Unglückliche Liebe) betitelte, einen Leichenstein von unglückseliger Trauer gesetzt hat. Herr von Roby gab ihm die zahlreichsten Beweise einer zärtlichen Freundschaft; aber in einem Anfall von Geistesstörung entfloh ihm Csermak. Seit dieser Zeit irrte er im Lande umher, wie ein Bettler in Lumpen gehüllt, barfuß, stieren Blickes und mit zerzaustem Haar. Obgleich von da an unempfänglich für menschliche Gefühle, fuhr er trotzdem fort Wunder mit seinem Bogen zu schaffen. Manchmal stieß er mit seinem Instrument wilde Schmerzensschreie hervor und war schrecklich anzuhören! Wenn die Violine dann seinen Händen entfiel, dachte man erst daran, daß derjenige, dessen Talent so eben noch so stark in unser Herz griff, ein sinnloser Unglücklicher war, der nur noch das traurigste Mitleid einflößen konnte.

„Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß ich in Edelin, Komitat Barsod, war und mit mehreren Musikern einer Messe beiwohnte, welche der Graf Franz Deszöfy, der selbst sehr gut die Orgel spielte, aufführen ließ. Inmitten der Feierlichkeit trat plötzlich ein in Lumpen gehüllter Mann mit flammendem Blick und aufgeregtesten Gebärden ein, stürzte auf das Orchester zu, entriß dem ersten Geiger sein Instrument und spielte, begünstigt von der allgemeinen Bestürzung, wie in höchster Inspiration dessen ganze Partie. Als dieser seltsame Unbekannte das Instrument, dessen er sich so gewaltsam bemächtigt hatte, wieder hinlegte, fragte man ihn, wer er sei? Er antwortete stolz: Csermak! Bei diesem Zaubernamen warfen wir alle uns ihm zu Füßen. Der Graf Deszöfy ließ ihn sofort in ein seines so großen Namens würdiges Gewand kleiden, und nach einer halben Stunde erschien er mit dem Anstand eines echten Kavaliers, doch ohne daß seine Physiognomie verändert gewesen wäre; nach wie vor sah er uns alle mit verächtlicher Gleichgültigkeit an. Er verweigerte nochmals zu spielen, behauptend, die

Mutter Gottes habe es ihm verboten. Seine Skrupel schwanden mit einem guten Tokayer, von dem er einige Gläser leerte, worauf er die Violine ergriff und spielte . . . Ich kann mit vollkommener Wahrheit und mit gutem Gewissen sagen, daß ich niemals Paganini und noch weniger Rode seine Zuhörer so außer Fassung bringen sah. Er führte das unter dem Namen »Csifrásay« bekannte Stück mit einer Vollkommenheit und Fertigkeit aus, deren ich sogar Lipinski in seinen besten Augenblicken nicht für fähig halte. Sein Feuer hatte eine Art echt zigeunerisch düsterer Verzweiflung.

„So irrte Csermak von Wohnung zu Wohnung, um nur seinen Lebensunterhalt zu erbetteln; ja man sah ihn sogar manchmal an der Pforte eines Schlosses um ein Paar Stiefel bitten, worauf er mit den göttlichsten Melodien das Almosen oder die Gastfreundschaft, die man ihm erwiesen, vergalt. Leider zerstreuten sich auf diese Weise seine Eingebungen, ohne daß irgend jemand daran gedacht hätte, diese köstlichen Fragmente zu sammeln, deren größter Theil für uns verloren ist. Wenn ihm die Aufnahme, die ihm wurde, zusagte, dann blieb er wohl auch länger an einem Ort; aber selten über zwei Tage. Nichts in der Welt hätte ihn bestimmen können, auf sein Vagabundenleben zu verzichten. Er starb in einer armen Hütte. Einige Stunden vor seinem Tode schrieb er die unter dem Namen »Csermak Hallala« (Csermak's Tod) so bekannte Melodie. Er konnte sie jedoch wegen zu großer Schwäche nicht fertig schreiben. Sein herannahendes Ende fühlend fügte er unten auf der Seite diese Worte hinzu: „Bihary soll es beenden“. Einige Stunden später war er nicht mehr. Seine sterbliche Hülle ruht, wie man sagt, auf dem Friedhofe zu Veszprim.“

III.

Welch eigenthümlicher Kontrast liegt nicht in dem Schicksal dieser beiden Musiker Bihary und Csermak! Ist nicht Bihary der vollkommenste Repräsentant seiner Rasse? Ohne Unterricht, wie

ohne Verlangen nach solchem, ohne Anlage für jenes überlegende Wissen und für die Arbeit des Künstlers, welche diese zu Kunstmonumenten erhebt, indem sie ihre sonst so vergängliche Dauer verlängert und den Ruhm ihrer Meister verewigt, — ohne jede andere Bildung als die, welche man durch eine beständige Berührung mit der civilisirten Gesellschaft erlangt, vorausgesetzt, daß man mit einem feinen Takt und einem schnellen Verständnis begabt ist, um die von dem Schicklichen bedingten Gefühlsnüancen — die allerdings von der Übertreibung einer erkünstelten Konvention parodirt werden — zu begreifen, war er voll kordialen Humors, verliebt in Veränderungen, in Reisen, schöne Frauen, in Enthusiasmus und Beifall, in Feste, in Aufregungen, in den Taumel der Einbildung und der Sinne. Ungeachtet dieses leichten, glücklichen Temperaments, zufrieden mit allem, ja stets überrascht von jedem Lächeln des Glücks, so häufig es sich auch zeigte, war er doch keineswegs frei von jener trostlosen, verlorenen, unheilbaren und verzweifelnden Traurigkeit, von der die Seinen erfüllt sind! Keiner hat sie vielleicht auf der Violine singen, weinen, schluchzen können, wie er!

Seiner Popularität freute er sich einfach und edel; er liebte die Atmosphäre voller Elektricität, die er um sich durch seine Melodien verbreitete; er schätzte die Augenblicke, in denen er ergriffen fühlte, daß seine Erregungen auf andere übergingen. Es freute ihn, sie angesichts der geheimen Liebe, des unsichtbaren Königs seiner Seele, des Schmerzes, welchen er vor ihren Blicken großartig und feierlich heraufbeschwor, betroffen und erzittern zu sehen. Dann hauchte er diese schreckliche Vision fort und ließ seine Welt tanzen, ließ sie sich freuen mit einer Leidenschaft und einer Raserei, welche diejenigen nimmermehr mitzutheilen vermögen, die nicht hinabgestiegen sind in die Tiefen des Tartarus, welchen diese große Erscheinung bewohnt: in die tiefsten Falten des menschlichen Herzens. Als die bösen Tage kamen, verbrachte er sie ebenso sorglos, obgleich auf das tiefste traurig. Er hatte die Noth in seiner Jugend nicht gekannt und nicht gelernt, sie durch sträfliche Mittel zu beschwichtigen; somit blieb er immer tadellos und ehrenwerth.

Als echter Zigeuner war er ohne Haß, ohne Groll gegen die Gesellschaft; aber zu gleicher Zeit war er stolz, freiheitstoll, ein treuer Typus seiner Rasse, welche — wenn unter eben so glücklichen Umständen, wie die seinigen — wahrscheinlich gleiche Beweise von denselben Eigenschaften eines angeborenen instinktiven und unbesonnenen Seelenadels, sowie gleiche Beweise derselben Fehler, der Sorglosigkeit, der Unvorsichtigkeit, des Leichtsinns, der leidenschaftlichen Lebendigkeit, und endlich Beweise derselben künstlerischen Fähigkeiten, derselben Abneigung gegen geistige, uns zur Überlegung, zur spekulativen Betrachtung, zur abstrakten Induktion, zur logischen Deduktion, zu philosophischen Konsequenzen, zur Subtilität der Metaphysik, zu den Aufgaben des Kalküls herausfordernde Tendenzen gegeben haben würde . . . mit derselben Verzichtleistung auf die durch sie zu erreichenden Vortheile. Bei beiden, bei ihr wie in ihm, findet man den gleichen Abscheu vor dem Wissen, vor der Analyse, vor der Reflexion, dieselbe Liebe zur Liebe, das Bedürfnis nach Leidenschaft, den Durst nach Schmerz, diesem mächtigsten der Reizmittel, sowie auch das vollständige sich Überlassen an die Freude, das beständige Verfolgen eines poetischen und schillernden Ideals, dessen immer erlöschendes, immer wieder erstehendes Bild der Fata Morgana gleicht, welche die Karawanen der Wüste in die Irre führt, ihnen Oasen und Quellen, Städte und Seen vorspiegelt, denen man zustrebt, ohne sie je zu erreichen, ohne sich trotzdem überzeugen zu können, daß die bald sich entfernenden, bald sich auflösenden und wieder bildenden und sich nähernden Bilder nur Täuschungen sind!

Die Neigung zur Aufregung beherrscht ausschließlich alle Fähigkeit der Intelligenz — das ist der Grundzug des Zigeunercharakters, der Zigeunerkunst: es war auch der deutlich hervortretende Charakterzug des Genies und der Bestimmung seines glänzendsten Typus, des großen B i h a r y.

IV.

Csermak ist das blutende Opfer der grausamen Antithese, welcher derjenige verfällt, der inmitten einer Civilisation, wie der unserigen, zu ihr sich erhebt und mit aller Anstrengung der Einbildungskraft sich wieder in einen Naturzustand zurückversetzen will, welcher aber jener außernatürliche Zustand ist, aus welchem die Zigeuner durchaus nicht heraustreten wollen. Wer sich immer in demselben erhält, unterliegt einer Überreizung, die in unseren Augen an Ungebundenheit grenzt, die aber nichts desto weniger die edelsten Fibern des Seins, die des Herzens, unbeschädigt läßt; wer, nachdem er immer anders gelebt und gefühlt hat, in diesen sogenannten primitiven Zustand zurückkehren will, läuft Gefahr, eine radikale Umwälzung der edlen Fähigkeiten, welche das ausschließliche Privilegium des Menschen in dieser Welt sind, herbeizuführen — ein Unglück ohne Gleichen, das wir nicht anders als mit Narrheit bezeichnen können.

Es kann sich wohl ereignen, daß in dem absoluten Schlummer gewisser virtueller Kräfte andere eine außergewöhnliche Entwicklung erreichen, ohne gänzlich das Gleichgewicht zu verlieren, welches nothwendig ist, um das Erlöschen des Lichtes der Vernunft zu verhindern. Die hundertjährige Existenz der Rommys belegt auf das entschiedenste das Gesagte. Will man aber, sobald alle geistigen Fähigkeiten erwacht sind, mit einigen dieselbe Stufe der Intensität erreichen, so heißt das so viel, als sich dem entschiedenen Unheil der psychologischen Kataklysmen aussetzen, welche ein fortwährendes und schreckliches Chaos in der menschlichen Seele zur Folge haben! Es giebt Abgründe, an denen man nur mit geschlossenen Augen vorbeischreiten darf; sobald man versucht, ihre unergründliche Tiefe zu ermessen, ihr ganzes Grausen und ihre ganzen Schrecken zu beobachten, bemächtigt sich Schwindel der Sinne und das Gleichgewicht des Geistes, der letzte Schimmer des Urtheils, die letzten Kräfte des Willens gehen verloren; der Mensch, außer Athem, erschöpft, fällt und stirbt wie ein rasender Renner, der mit leidenschaftlichem Sprunge die Kräfte der Natur überschritten hat.

Durch eine Art Wunder sind die Zigeuner geblieben, was sie waren, ohne daß die Narrheit ihr Gehirn getrübt und ohne daß man je den Wahnsinn unter ihnen angetroffen hat. Aber man wird nicht Zigeuner und noch weniger kann man es wieder werden in der ganzen Bedeutung dieses Wortes. Von dem Moment an, in welchem gewisse Gesichtspunkte sich dem Blicke des Künstlers aufthun, er sich für gewisse dem Nomaden unbekannte Reize und Schmerzen, für gewisse ihm fremde Wünsche und sehnsuchtsvolle Aspirationen empfänglich fühlt, von diesem Moment an würde er vergebens mit demselben Muth denselben Leiden gegenüber treten, mit derselben Gleichgültigkeit der Schmach und der Noth trotzen, mit derselben Leichtigkeit die Schande des Bannes und die Pein des Hungers, die Bürde der Ermüdung und die Erschöpfung des Elends ertragen. Wenn sich die Befriedigung und die Verletzung der Eigenliebe mit der Liebe vermischt, wenn zur Heirath sich die Idee des Haushaltes fügt, wenn der Liebende in der jungen Gattin schon die Mutter seiner zukünftigen Familie erblickt, wenn sich im Künstler die Idee des Ruhms mit dem Gedanken an ein erbliches Besitzthum verknüpft, wird das Zigeunerleben ein nicht zu überwindendes Gift. Um bei gewissen Entsagungen in einer unversiegbaren Heiterkeit zu verharren und gewisse Verschmähungen nicht zu beklagen, muß man, wie der Zigeuner, den Werth von dem unbeachtet lassen, was man nicht hat! Oder auch: auf ganz anderem Wege bei demselben Resultat angekommen, getragen von einem Glauben, einer Hoffnung und einer Liebe, deren Ausgangs- und Stützpunkt außerhalb dieser Welt liegt, hört man auf, große Stücke auf ihren vorübergehenden Pomp und alle ihre trügerischen Freuden und hohlen Versprechungen zu halten.

Csermak war unter uns anderen civilisirten Menschen aufgewachsen, er hatte eine gleiche Erziehung wie wir, hatte unsere Freuden genossen, unsere Speisen gekostet. Als er Zigeuner werden wollte, war das Unternehmen größer als seine Kraft: er büßte seine Kühnheit durch das entsetzlichste Unglück, als habe die Freiheit, deren überlegungsloser Diener und weissagender Sklave zu sein er nicht berufen war, sich für ihn in eine Furie verwandelt. Als er jeden

Zusammenhang vernünftigen Denkens verloren hatte, blieb ihm nichts als ein unsicherer, verwirrter Instinkt von diesem Nomadenleben, das er zu spät adoptirt hatte und das der Mensch nur dann in allen seinen Reizen zu kosten fähig ist, so lange er die eines höheren Daseins nicht kennt — eines Daseins, wo dieselbe Freiheit, dieselben Ekstasen, auch dieselben Strafen, dieselben erhabenen Synthesen sich auf einem anderen Ringe der Spirale wiederfinden, die der menschliche Geist von dem instinktiven und ungeregelten Emporstreben der dunkelsten Unwissenheit an bis zu den lächelnden Sphären durchläuft, wo alle verstreuten Strahlen aller Wahrheiten sich in ein blaues Firmament, für uns der Trost und das Licht, die Verheißung und der Glanz unserer irdischen Nacht, ergießen.

Der Zeitgenosse Remenyi.

I.

Früher besaß fast jeder Marktflecken Ungarns seine Truppe Zigeunermusiker, die sich innerhalb eines gewissen Rayons bewegten, in welchem sie, wenn sie ihre Wälder und Lagerstätten verließen, die genügenden Mittel zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse fanden. Nur von Zeit zu Zeit begegnete man außergewöhnlich und ganz ausnahmsweise Individuen oder Truppen, die von weit her gerufen worden waren. Es gab mehr oder weniger berühmte unter ihnen; ganze Komitate waren bekannt und genannt wegen der Vorzüglichkeit ihrer Virtuosen. Die meisten Magnaten besoldeten Orchester, deren Künstler sich ablösten; sie setzten einen Stolz darein, miteinander zu wetteifern und sich die Ausgezeichnetsten streitig zu machen. Die Zigeunerkunst war über den ganzen ungarischen Boden wie eine Vegetation verschlungener und blühender Lianen verbreitet.

Die ganze Bevölkerung war so zu sagen von ihr bedeckt — ein Nationalvergnügen und Nationalliebhaberei. Alle, Reich und Arm, Groß und Klein, nahmen Theil an ihr und genossen sie in gleichem Grad, weil dieselben Virtuosen und dieselben Orchester bald die Prinzen und die größten Herren zur Bewunderung hinrissen, bald das Volk entzückten und rührten. Dort wie hier — dort unter dem vergoldetem Getäfel der vornehmen Welt, hier in den Scheunen, wo die Bauern tanzten — spielten sie mit demselben brio, mit derselben Poesie. Die hervorragendsten Truppen wurden von

den Beschützern dieser Kunst jährlich besoldet; aber sie verpflichteten sich nur auf eine beschränkte Zeit und begaben sich dann, zusammen oder getrennt, sowohl in die beträchtlichsten Städte als auch in die kleinsten Dörfer, um dort unter denselben Bedingungen wie hier zu bleiben.

Es war nicht schwer vorauszusehen, daß die Zigeunermusik, sobald sie einen solchen Höhegrad der Vollendung und des Glanzes, wie sie sich derselben seit einem Jahrhundert erfreut, erreicht haben würde, fanatische Bewunderer, zahlreiche Nachahmer finden mußte und selbst die hohe Gesellschaft nicht ermangeln konnte sich anstecken zu lassen. In der That kam in Ungarn eine Zeit, in welcher alle Musiker sie kennen mußten; denn alle Dilettanten verlangten nach ihr und wollten sie. Auch das kleine Virtuosenvolk zögerte nicht, sich um Vortrefflichkeitsbescheinigungen zu bewerben und in diesem Genre miteinander an Geschicklichkeit zu wetteifern. Man begnügte sich nicht damit, diese Musik in ihren traditionellen Versionen zu hören — man notirte sorgfältig die einen und beeilte sich die andern noch sorgfältiger zu „verbessern" und zu „verschönern".

Man ging so weit, in diesem Stile zu „komponiren", kraft jenes Beschlusses, nach welchem die Laune des Tages und die Herrschaft der Mode die Mittelmäßigkeit und das untergeordnete Talent inspirirt, das, der Eigenartigkeit bar, eine gewisse Geschicklichkeit besitzt Stile nachzubilden, die — so zu sagen — allgemein verschlungen werden und hiedurch seine Bewunderung erringen. Auch die Wissenschaft, angespornt von dem ebenso lebendigen als allgemeinen Interesse, trat in diese Bewegung ein und nahm Theil an ihr. Man machte es sich zur Aufgabe, die Traditionen zu sammeln und auf ihren Ursprung zurückzugehen, — ein Unternehmen, das sehr dornenvoll und, wie wir bereits bemerkten, mit wenig Erfolg gekrönt war. In Ermangelung von Quellen und Materialien fing die Alterthumskunde an nach alten Instrumenten zu suchen und deren Geschichte zu verzeichnen, sowie dem Anfang und dem Schicksal der volksthümlichsten Melodien nachzuforschen.

Da es unmöglich ist eine Kunst nach dem Hörensagen zu beurtheilen und wir nicht die geringsten Anhaltspunkte besitzen, um

uns vorstellen zu können, was die Zigeunermusik vor unserer Zeit war, weil sie nur für ihre Zuhörer bestand und niemals schriftlich, sondern nur durch mündliche Übertragung übermittelt wurde, können wir nicht entscheiden — trotzdem es wahrscheinlich ist —, ob auch dieses Mal die Theorie erst ankam, als die Praxis davonging. Bemerkenswerthe Künstler wie Bihary und Csermak würden dann das Abwärtsgehen einer Kunst bezeichnen, so wie der Gipfel der Berge das Ende des aufwärts steigenden Marsches bezeichnet, was kaum einem Zweifel unterliegt. Doch dürfte hier die Bemerkung nicht ganz unrichtig sein, daß seit der Zeit der Genannten die großen Virtuosen um so seltener wurden, jemehr die wissenschaftliche Sucht in diesem Zweige der Musik herrschte. Vor der Lupe und dem Secirmesser zieht sich das Leben aller Künste zurück.

Die Kunst will wie ein schönes Weib mit Liebe und Leidenschaft umarmt sein, um ihre keusche Grazie, ihre glühendsten und verführerischesten Reize entfalten zu können. Ganz wie sie würde auch die Kunst ohnmächtig werden, wollte man sie entblößen, um ihren Gliederbau zu analysiren, ihre Pulsschläge zu prüfen, an ihren intimsten Schönheiten genealogischen Spuren nachzuforschen.

Die Zigeunermusik wurde in unserm Jahrhundert mehr und mehr ein Gegenstand ungarischen Stolzes, und mit Recht oder Unrecht bezeichnete man sie als nationales Eigenthum, indem man für den Namen „Zigeunermusik“ die Benennung „ungarische Musik“ substituirte. Mehr und mehr betrachtete man die Zigeuner als einfache Exekutanten. Gaben sie vielleicht zu diesem Auslöschen ihres Namens durch ein Erlöschen ihres Charakters Veranlassung? . . . . Nicht ohne Grund hat man gesagt, daß unter zwei großen Prüfungen die des Glücks schwerer zu tragen sei als die des Unglücks. Der europäische Erfolg, welchen diese halbwilden Virtuosen auf dem Kongreß zu Wien erlebten, wurde für sie kein förbernder Sporn. Die Verve der beliebtesten Truppen stumpfte sich ab und ihre Originalität wurde trivial. Wir unsrerseits haben thatsächlich beobachtet, wie außerordentlich günstig der Einfluß der freien Natur und die Nähe ihrer Horden auf sie wirkte und wie sehr sie durch eine beständige Berührung mit andern Kunstformen

verloren. Eine unwillkürliche Achtung vor der von ihnen verschmähten Civilisation läßt sie nicht zu einem klaren Bewußtsein über die Superiorität kommen, welche für sie in der Verachtung und der Unkenntnis ihrer Regeln liegt. Sie glauben ihre Kunst zu verbessern und zu vervollkommnen, wenn sie sich unserer Kunst nähern, während sie im Gegentheil dieselbe ihrer Originalität, ihrer Eigenthümlichkeit berauben und sie zu einer blassen, jedes Charakters entblößten Produktion machen.

II.

In wie geringem Maße sich die civilisirten Musiker, als sie sich mit der Zigeunerkunst beschäftigten, mit dem Charakteristischen derselben vertraut gemacht haben, kann man ersehen, wenn man zwei Meister, wie Beethoven und Schubert, sich in den wesentlichen ihrer Form innewohnenden Zügen in dem Grad irren sieht, daß sie dieselben nicht als ihr eigentliches Wesen erkannten. Trotzdem haben sich beide — besonders der erstere — an dem Gefühl des unbeschreiblichen Leidens oder kühner Herausforderung begeistert. Beethoven hatte zuweilen eine vage Intuition, daß gewisse Qualen, gewisse Erstickungen der Seele, gewisse unerträgliche Beklemmungen, gewisse moralische Erschöpfungen, die bei einer Art Delirium angekommen, das der medicinischen Wissenschaft unbekannt und nicht durch materielle Mittel heilbar ist, ihren Ausdruck nur in den Zigeunerformen finden, welche unserer Civilisation eben so heterogen, wie diese Gefühle selbst sind. Auch scheint dieses Genie, nachdem es den Bodensatz der Kelche geschmeckt, am Ende seines Lebens da angekommen zu sein, wo sich der Ausgangspunkt der Zigeunerseele bildet, und augenscheinlich hat es sich in seinen letzten Werken mehrmals der Zigeunerkunst erinnert. Aber solche Momente waren nur vereinzelt, ohne Zusammenhang, ohne Verkettung der Ideen — ohne Sachkenntnis, könnte man sagen, wenn man es wagen dürfte diesem Genius gegenüber sich eines solchen Ausdrucks zu bedienen.

Nicht mehr als Beethoven begriff Schubert, daß es eine

Zigeunerkunst gebe, daß sie eine Kunst für sich sei, die mit unserer Kunst nichts gemein, und, wie man in der Architektur sagt, einen eigenen Stil habe, der so ist, wie er ist, weil der Zigeuner ist, was er ist! — Beethoven und Schubert haben es versucht, gleichsam Krumen derselben in die Sphäre ihrer Kunst hinüberzutragen und hier einige Samenkörner einer Blume der Pußten zu kultiviren, welche der Wind bis in die prächtigen Beete ihrer babylonischen Gärten geweht hatte. Alle beide, als sie in Wien wohnten, konnten die zigeunerische Musik hinreichend kennen, um durch ihre Originalität überrascht zu werden. Doch weder der eine noch der andere erkannte die Individualität des Zigeunergefühls, welches die Zigeunerkunst nur im Zigeunertypus erzeugen konnte.

Schubert übertrug während eines Aufenthaltes in Ungarn, auf dem Schloß einer der ersten Familien dieses Landes, einige Motive der Zigeunermusik auf das Klavier, zu vier Händen; unter dem Titel »Divertissement hongrais« bilden diese Motive eines seiner entzückendsten Werke. Doch ist es nicht schwer sogleich zu erkennen, daß er diese Produktionen keineswegs als exotische Pflanzen, als Proben einer neuen, unbekannte Zonen enthüllenden Flora ansah. Er gab sich nicht die Mühe so in ihren Geist und in ihre Innerlichkeit einzudringen, um nicht ihre abrupten Modulationen als lapsus linguae, ihre beabsichtigten Wiederholungen als Pleonasmen, ihre seltsamen Akkorde als Barbarismen, ihre ungebräuchlichen harmonischen und melodischen Vergrößerungen und Verkleinerungen, die ihren Stil kennzeichnen, als Inkorrektheiten zu behandeln. Er hielt sich nicht bei den breiten Zeichnungen oder den feinen Umrissen der Melodie auf, auch machte er sich nicht mit der so ganz besonderen Rolle vertraut, welche der Rhythmus in seinen verschiedenen Mischungen hier spielt, und noch weniger forschte er übermäßig der Wichtigkeit nach, welche das ornamentive System hier einnimmt. Seine Behandlung der den Zigeunern entliehenen Motive beweist deutlich, daß er sie in keiner Weise von den Motiven unserer Kunst unterschied und nicht erkannt hat, daß sie auf einem ganz anderen Fundament erbaut sind und sich nach ganz anderen

Principien bewegen. Er hielt sie für verstreute und durch ungeschickte und ungebildete Künstler entstellte Bruchstücke, für bis zu ihm gelangte Fragmente und glaubte ihnen den Werth zurückzugeben, indem er sie nach unseren Regeln und Methoden beschnitt.

Vielleicht dachte er ihnen genügend Ehre und Gerechtigkeit angethan zu haben, wenn er einige von denen, die sich am besten restauriren ließen, der Vergessenheit entriß und sie als glänzenden Staub, funkelnde Atome, gefaßt wie in kostbarer Goldschmiedarbeit, aus seinen Meisterhänden hervorgehen ließ. Er dachte sicherlich nicht daran, ungerecht zu sein, wenn er mit Themen dieser nationalen Musik dasselbe that, wie mit schottischen, steirischen und anderen Themen. Es war ihm nur nicht die Idee gekommen, daß er sich hier angesichts eines großen Monuments befand, bei dem es sich nicht darum handelte, es zu restauriren, sondern den Stil zu erfassen und das Ganze kraft des schöpferischen Blickes für die Proportionen, die Einzeltheile und die ungeheure Rolle, welche sie spielen, zu erkennen, zu rekonstruiren.

Wie hätte ein so berühmtes Beispiel nicht Nachahmung bei der Majorität der Talente und der Mittelmäßigkeit finden sollen, welche der Mode nachjagt und den Dilettanten und patriotischen Liebhabern Wiens, Pests, Preßburgs und anderer Städte Ungarns eiligst, so gut als es eben ging, ihre jährliche Ration Musik über nationale Themen für Gesang, Piano, Violine, Violoncell und hundert andere Instrumente verfertigt?

III.

Jetzt sind die Zigeunermusiker aus Nomaden zu commis-voyageurs geworden. Anstatt mit ihrem Stamm weiter wandernd ihr Zelt aufzuschlagen und ihren Kessel auf einem staubigen Karren mit sich zu führen, reisen sie, associirt zu Gesellschaften, per Eisenbahn von einer Hauptstadt zur andern, um nach europäischem Sinn Geschäfte zu machen. Seitdem sie eine neue musikalische Atmosphäre eingeathmet haben und die Kunst für sie aufgehört hat viel mehr eine Freude als ein Gewerbe zu sein, seitdem sie die Gier

nach Gewinn kennen gelernt haben, diese in den großen Mittelpunkten des Handels herrschende Leidenschaft der eigenen Bereicherung, die unendlich viel verderbter und verderblicher ist, als die mit einer Art primitiver Naivetät verbundene Gewohnheit des Stehlens: seitdem haben sie sich, wie viele andere auch, dem Ungeheuer der Spekulation ergeben und setzen ihren Ruhm darein, Geld zu gewinnen; über diesem so verabscheuungswürdigen Kultus aber wird vergessen, daß der Künstler, der sich ihm ergiebt, die Kunst der Habgier zum Opfer bringt.

Was konnten die blasirten und halb zerrütteten Bevölkerungen der ungeheuren Weltstädte von einer Kunst verstehen, welche, im Schoße der Natur erblüht, wenigstens vier Jahrhunderte bedurft hatte, um zu einem großen, reichgeästeten Baume heranzuwachsen, dessen herrliche Zweige ein ganzes Land beschatteten? Neugier und Gaffen versammelte anfangs die Alltagsmenge um diese Neuheit; als sie jedoch bemerkten, daß die in diesem edlen und seltsamen Idiom ihnen vormusicirten Gefühle ihren eigenen ganz fremd waren, wollten sie zu ihrer gewohnten Kost zurückkehren, wollten sie ihre Gemeinplätze, ihre gebräuchlichen Ritornelle, ihre verblichenen Arietten, ihre verwitterten Tänze wieder haben.

Zur Strafe dafür, daß ein niedriges Interesse ihr Ziel geworden war, mußten die Zigeuner ihre Kunst opfern und, wollten sie ihre Zuhörer halten und ködern, ihre leidenschaftlichen Klänge und wundervollen Melodien mit Romanzen, Cavatinen, Ouverturen und pots-pourris — très-pourris! — vermischen. Bei diesem Gewerbe geht ihr wahres Verdienst unter. Sie entwöhnen sich mehr und mehr ihrer Kunst und an vielen Orten spielen sie nur noch auf besonderes Verlangen und gegen Extrabezahlung ihre Zigeunermusik. Von da an ist ihr Hauptziel erreicht. Ein Publikum, das — wenn auch kein gemeines, doch sicherlich kein gewähltes — sich in den öffentlichen Gärten, Cafés, Alcazars und Ausstellungen zusammenfindet, um sie da à Person für einige Franken zu sehen und ihren Opernkram, alte bekannte Stücke, zu hören, die den Ballroben ähnlich sind, welche, nachdem ihre erste Frische vorüber ist, als lasche Lappen bei den Trödlerinnen ausgehängt werden, — dieses

Publikum nimmt sie als das, was sie nur sind: Schaustücke, Geldmacher, die gerade so gut Feuer verschlucken oder ein Kaninchen zerreißen könnten, um zwei daraus zu machen. Dieses Publikum, das selbst ohne Treu' und Glauben ist, beurtheilt sie ebenso und verlangt und erhält von ihnen weiter nichts als ihren verfälschten Wein, diese Theatermusik, die es für die „schöne Kunst", ja für die reinste Kunst hält, weil es überzeugt ist, daß das Theater sich nicht erlauben würde ihm Scheingold zu liefern und daß die Diamanten, welche es dort sieht, alle vom reinsten Wasser sind! Weil sie von den Zigeunern und ihrer Virtuosität Wunderdinge erzählen hörten, glaubten sie bei diesen in der ganzen Welt zu findenden und große Städte überschwemmenden Leuten wirklich etwas Besonderes gehört zu haben, selbst wenn es nur der abgedroschenste Gassenhauer war, und kehren nach Hause zurück, befriedigt, den unverdaulichen Haufen von Musik verdaut zu haben, welche jedes herbeigelaufene Orchester an Stelle solchen Zigeunerorchesters ausführen könnte.

Übrigens ist die allmähliche Verwaschung des nationalen Typus nicht nur bei den Zigeunermusikern wahrzunehmen. In dem Verlieren der ihre Individualität bezeichnenden und betonenden Umrisse theilen sie das Schicksal der meisten Nationen und der aktuellen Schulen, welche sich in dem allgemeinen Drang unserer Zeit vereinen, der dahin steuert, alle hervorstechenden Züge, durch welche sich die Gefühle und ihre Art und Weise zu sein, zu sprechen, von einander unterscheiden, zu zerstören. Der nationale Charakter strebt dahin, sich in allem und überall zu verwischen. Um aber bei der Musik zu bleiben, so sehen wir die ultra-italiänischen Meister behaupten, nicht mehr so sehr entfernt von den ultra-germanischen Meistern zu sein; die Theater von Paris und London werden ein aus den verschiedenen Elementen Deutschlands, Frankreichs und Italiens gewähltes Kompositum.

Es läßt sich nicht leugnen: wenn gegenwärtig der menschliche Geist in allen Zweigen seiner Thätigkeit — in den Wissenschaften, der Literatur, den Künsten, der Industrie, dem Handel, der Spekulation, den Entdeckungen &c. aller Art und jeder Gattung — eine wunderbare

Entwicklung zu erreichen scheint, so verliert derselbe in den Individuen an Originalität, was er an Ausbreitung in den Massen gewinnt. In dem Maße, als alle Arbeiten größere Verhältnisse umfassen, verlangen sie mehr die Mitwirkung der Großzahl. Sie können das Individuum nicht hindern, sich den Anforderungen dieses Riesengenossen anzupassen, was von nun an unvermeidlich ist; der Einzelne fühlt sich, wenn nicht überwältigt, so doch plattgedrückt unter der kolossalen Walze, welche dieser neue, hundertarmige Briareus über seine Leidenschaften, über seine scharfen Ecken, seine Unregelmäßigkeiten, seine Härten, seine Excentricitäten hinweggehen läßt. Der Künstler zum Beispiel wird von seiner Kindheit an bei seinen intimsten und erregbarsten Triebfedern, bei seinen lebendigsten und theuersten Interessen angefaßt, um in die Schraubstöcke der Nothwendigkeit und der gesellschaftlichen Rücksichten eingezwängt zu werden, wo eine Plattmühle alle Unebenheiten seines Temperamentes ausgleicht. Nach diesem Erdrücken, welches ihn aller seinem persönlichen Charakter eigenen Besonderheiten beraubt, wird er noch in eine zweite Mühle geworfen, in die der salonfähigen Wohlerzogenheit, um ihn in eine allen Anderen ähnliche Form zu bringen, aus welcher Procedur er als ein alltägliches, farbloses, abgeschmacktes Wesen, als ein Exemplar hervorgeht, welches seinem Vorgänger, seinem Nachbarn, seinem Nachfolger gleicht, falls er nicht allen überlegen ist, was natürlich nicht jeder sein kann!

Übergangsperioden! wird man sagen. — Gewiß! wer könnte es leugnen? Das Individuum hat nur die Kreisbewegung der Civilisation durchgemacht, um in ihr seine angeborenen Formlosigkeiten, seine zufälligen Häßlichkeiten, seine barocken Charakterfalten, das Ungraziöse eines laisser-aller zu verlieren, welches die Ethik untergräbt und bei der Ästhetik rebellisch bleibt. Es wird niemals eine Periode christlicher Civilisation eintreten, in welcher das Individuum die besondere Schönheit seiner Seele, wie seines Körpers, die distinktiven Züge seines Herzens und Geistes, die unnachahmlichen Besonderheiten seines Charakters und seines Verstandes, die neuen Formen seines Genies nicht zur Geltung bringen könnte! Aber: wer weiß nicht, daß die Übergangsperiode, wie die Fahrten

über Meere Millionen von Individuen verschlingen, die nicht die Kraft oder den Muth, die Geistesgegenwart oder die nothwendige Weltklugheit besitzen, um der Gefahr zu entgehen und nicht in dem wässerigen Abgrund zu ertrinken!

Unter diesem schrecklichen Niveau, welches heute die Größen, ja selbst die gesellschaftlichen Höhen ausgleicht, sollte die Kunst das seiner Herrschaft widerstrebendste Element sein. Unmittelbar dem Gefühl und der Einbildungskraft entsprossen, scheint es, kann sie sich keine gleichartige Livrée auferlegen lassen. Aber die Alten wußten, daß zur Seite des Bacchus, des Gottes der Begeisterung und des poetischen Aufschwungs, welchen eine ihrer tiefsten und erfassendsten psychologischen Intuitionen als tief traurig unter den weichen Formen seiner eleganten, erbebenden, weichen und weiblichen Schönheit darstellt, Platz für Silen ist! Gerade so steht in den Jahrhunderten Rossini's und Wagner's, Phidias' und Praxiteles' neben der Kunst das Handwerk! Beide löschen ihren Durst aus derselben Schale: der eine, um der weihende Priester einer höheren Civilisation der Völker zu werden, der andere, um sich im Staub der Wege zu wälzen, auf die eine niedrige Trunkenheit ihn führt.

Nichts war für die Zigeunerkunst so verhängnisvoll als der Verlust des Zigeunertypus, der ihnen verloren ging, als die zigeunerischen Musiker aus der ihnen von Ungarn geschaffenen homogenen Welt heraustraten und ihr Zigeunergefühl vergaßen und zum Schweigen brachten, um sich von denen bewundern zu lassen, die zu sehr anders geartet waren, um es verstehen zu können. Die Verpflichtung gegenüber einem kosmopolitischen Publikum, an das man sich wendet, verbreitet die Gewohnheit der Mitarbeiterschaft; diese ersetzt gar häufig nach und nach die Begeisterung und den Willen des Einzelnen, so wie die Maschine bereits überall die Handarbeit ersetzt.

Mußten nicht unsere Zigeuner, einmal auf das universelle Forum verpflanzt, schließlich dahin kommen, Meyerbeer, Donizetti, Strauß und Lanner zu spielen? In kurzem werden wir sie ohne Zweifel in ihren Konzerten Musik von Mendels-

sohn, Schumann, Berlioz und Wagner vortragen hören. Sie, die Kinder der unmittelbarsten Phantasie und der freien Inspiration, werden sich so zustutzen, daß sie auch die Erzeugnisse recitiren, welche wir den tiefsinnigsten Genien, Künstlern, die zugleich Denker waren, verdanken!

Wir sehen sie als organisirte Truppen auf allen mit dem weißwallenden Helmstutz der Lokomotive geschmückten Linien dahinfliegen, wir sehen sie bei den Weltausstellungen zu Paris, Wien, London, Philadelphia, Melbourne ꝛc. kommen und verschwinden: müssen wir da nicht nur zu bald die Zeit kommen sehen, in welcher ihr Ruhm nur noch eine Rückerinnerung sein wird? in welcher die Zigeunerkunst aufgehört haben wird zu sein?

IV.

Bei diesem Stand der Dinge war es uns eine große Genugthuung, einem jungen Ungarn zu begegnen, welcher, obwohl er die Manieren der guten Gesellschaft, in der er verkehrte, besaß, sich nichts desto weniger genug Individualität, genug Selbstbestimmung bewahrt hatte, um voraussehen zu können, daß man einstens von ihm sagen würde, was man noch von Csermak sagt: daß er, ohne ein Rommy zu sein, sich ganz und gar dem Gefühl der Zigeunermusik assimilirt habe! —

Unter den aktuellen Violinisten besitzt Remenyi allein die authentische Tradition der wahrhaften Form, des esoterischen Sinnes dieser Kunst. Niemals, daß wir ihn ohne eine Bewegung gehört hätten, die gleich das erste Mal in unserer Seele die Erinnerung wieder wach rief, welche Bihary zurückgelassen hatte.

Während des Krieges in Ungarn war der junge, siebzehnjährige Tyrtäos in der Eigenschaft eines Virtuosen der Person Görgey's attachirt. Wie die alten Cygany, von denen die Chroniken erzählen, spielte er Violine vor und nach dem Kampf für die Häupter der Armee, wenn nicht an ihrer Spitze. Er verließ sein Land mit der Emigration, entschlossen, von nun an sich ausschließlich der Kunst zu widmen. Von seinem ersten Debüt in der Öffentlichkeit

an sprachen die Zeitungen voll Lobes von ihm. Er machte sich zuerst in Hamburg bekannt, dann in London und schließlich ging er nach Amerika, wo er anfing sich zu naturalisiren. Aber ungeachtet seiner Erfolge kam er bald von dort zurück, weil er nicht genug seiner Kunst sympathische Elemente fand. Wieder in Europa angelangt, erregte er durch seine Konzerte ein noch größeres Aufsehen als vordem.

Trotz des Beifalls, welchen er bereits geerntet, scheint er zu denen zu gehören, welche sich ein höheres Ziel setzen als das, durch einen berühmten Namen Gold aufzuhäufen. Er hofft denen zugezählt zu werden, die ihr Leben lang nicht aufgehört haben, mit dem Fortschritt unumstößlich einem hohen Ideal entgegen zu streben. Das Remenyi's ist das Zigeunerideal in seiner ganzen düstern Leidenschaft, seinem tiefen Gefühl der Bitterkeit, seiner vielfältigen und vielfarbigen Träumerei, seiner feurigen, pomphaften Verve. Seine klassischen Studien setzt er trotzdem mit viel Eifer fort. Es scheint ihn, wir möchten sagen, eine Zigeunereitelkeit hiezu zu treiben; denn er läßt sich gern in den Chaconnes, den Fugen, dem Tempo di Burra von Bach, den Konzerten von Vieuxtemps und von Spohr bewundern, worauf er mit verdoppeltem Feuer zu seinen Lassan und seinen Frischka zurückkehrt, als ob er seinem Auditorium stillschweigend sagen wollte: „Seht, wie viel schöner alles das ist, was wir Zigeuner machen können!"

Um darzulegen, was die Zigeunerkunst in Ungarn in ihren schönsten Momenten war, dazu sind andere Künstler nöthig, als der fade, spießbürgerliche und moderne Abdruck eines solchen. Remenyi besitzt gerade eine solche lebhafte, großmüthige, auch etwas possenhafte und gegen alle Monotonie rebellische Organisation, deren Originalität aber in allem und trotz allem hindurchspielt. Sie ist ein Pfand der Lebensfähigkeit seines Talentes und verspricht ihm einen besonderen Platz in der Galerie der Männer, welche einen verfallenden Zweig der Kunst wieder aufrichten. Doch wird er alles halten, was er verspricht? wird er den Gipfel erreichen, den sein jugendlicher Enthusiasmus zu ersteigen behauptet,

ausrufend: »Excelsior!«? Und wenn an einem glücklichen Tage, in einer glückseligen Stunde er den Fuß auf einen dieser Gipfel setzt, welche den antarktischen Vulkan symbolisiren, auf diesen Erebus, dessen blendende Raketen ihre nächtlichen Feuer inmitten tausendjährigen, von undurchdringlichem Gürtel umgebenen Eises werfen — das vielleicht weniger kalt ist, als die menschliche Gleichgültigkeit —: wird dann der junge Ungar es so verstehen, wie Lavatta, wie Csermak, welche sich mit dem Zigeunergefühl identificirten, ohne das in der äquatorialen Gluth der Halbinsel Hindostan gebrannte Zigeunerblut in den Adern zu haben, sich so hoch zu halten, ohne zu tief zu fallen?

Ungarische Rhapsodien.

I.

Eines Tages waren wir bei einem Bilderliebhaber, als gerade ein Gemälde für ihn ankam, das auf einer Ausstellung, wo es großen Erfolg gehabt hatte, gekauft worden war. Als reicher Banquier hing er die hohe Summe, die es ihn gekostet, an die große Glocke, während wir in entzücktem Stillschweigen es betrachteten. — Fischende Kinder, am Ufer des Meeres spielend, bildeten eine Gruppe, welche ungefähr den dritten Theil der Höhe des Bildes, das sich mehr in die Breite ausdehnte, einnahm; der übrige Raum war von einem Himmel eingenommen von durchsichtigem und weichem Azurblau: dazwischen weiße leichte Wolkenflocken. Sie waren so leuchtend wie die weißeste Perlmutter von Golconda, bei der jeder prismatische Strahl mit gleichem Glanz zurückgeworfen wird, als tauchten sie zu einer gleichen Tiefe ein in schaumige Milch.

Noch nie hatte ein holländischer Landschaftsmaler in so gelungener Weise ein Stückchen Erde seines Vaterlandes von der ihr eigenthümlichen Melancholie, von ihren Nebelschleiern, ihren düsteren Färbungen, ihren unsagbaren, in grauen Tönen und moorbraunen Schatten spielenden Elegien abgelöst, wie dieser, der den friedlichen Sieg eines schönen Tages im Norden ohne versengende Gluth oder übertriebene Energie, aber in seinen lichtesten Reflexen, seinem zart liebkosenden Hauch, seinem ruhigsten, keuschen Glanz besang. Da war die frisch belebende Temperatur, die leichte Luft, der fast silberne Glanz der Sonne, welcher den Sommern dieser Breitengrade

eigen ist; da war das Blau dieser Himmel, nicht zu blaß, nicht zu dunkel, — dieses Blau, welches, von jedem Dunstschleier befreit, die von dem Auge so geliebte den Namen „Himmelblau" tragende Farbe annimmt und die, wie bei uns, besonders in den Monaten Mai und Juni das hohe Gewölbe drapirt, lichtbraunem Seidendamast ähnlich, der mit Asbest durchzogen und mit Demantpulver bestäubt ist oder auch durch dessen Gewebe ein lichter Goldsand hindurchschimmert.

Je mehr man sich in dieses Bild versenkte, glaubte man unmittelbar die von sanften Strahlen bekränzte, aber mehr Glanz als Feuer verbreitende Sonne zu fühlen — einen Glanz, der niemals das Auge verletzt, weil er ohne unzeitige Vermischung mit von anderen Klimaten, anderen Jahreszeiten und anderen Tagesstunden geborgten Nuancen, ohne unberufene Orange- oder Ockerfarbe ist, wie sie oftmals auf Paletten bleibt, auf denen vordem die reichen Farben gemischt wurden, wie sie die glühenden italiänischen oder die in Flammen getauchten Landschaften des Orients verlangen. Man hatte einen jener schönen, nur dem nordischen Himmel eigenen Tage vor sich — so klar, so ruhig blickend, wie das Auge edler, leidenschaftsloser Frauentugend. Die Feuchte der Luft ist nicht von der Gluth so verzehrt, daß sie nicht von dem zerstreuten Sinnen kaum wahrnehmbaren zarten Duft der Wassermoose durchhaucht bliebe, als habe der Morgenthau sich dort in dem buschigen Laub bis Mittag verzögert: ein leichter Wind verdünnt beständig die Atmosphäre und macht sie durchsichtig.

Im Ganzen hatte der Künstler eine neue Weise gefunden, die Landschaft dieser gemäßigten Länder darzustellen. Er zeigte ihre herabgestimmte Physiognomie in dem Ausdruck einer Feststimmung und unterscheidet sich hiedurch wesentlich von dem Diapason, der ihre größten Meister begeisterte, wie beispielsweise Berghem, Hobbema, Ruysdael, Pott, Van Cuyp u. A. Der moderne Poet ersetzte in dem Bilde dieser Natur den Accent einer träumerischen und sehnsüchtigen Trauer, aus welchem eine gewisse Düsterheit früher niemals ganz, selbst nicht bei der Darstellung der Freuden des Frühlings, verschwand, durch den Ausdruck eines

innigen, keuschen, strahlenden und zarten Glückes, das in den matten Tönen der Gefühle gehalten ist, welche der Türkis ausdrückt: leise bewegt, frei von allem heißen Begehren, frei von jeder fieberhaften Leidenschaft.

Wir dachten unsern Banquier sehr glücklich über den Besitz dieses bezaubernden Werkes, als er plötzlich unser stummes Sinnen mit den Worten unterbrach: „Sehen Sie das Mißliche, wenn man solche Einkäufe nicht selbst macht und sich auf das Lob der Journale verläßt! Dieses Bild da vor uns habe ich entsetzlich theuer bezahlt und ich bitte Sie um Alles: was habe ich für mein Geld bekommen? Diese kleine Gruppe im Vordergrund ist doch wirklich von keiner Bedeutung und alles Übrige ist weiter nichts als Blaues! Ich habe auch schon zur Beruhigung meines Gewissens an den Maler geschrieben, ihm vorgeschlagen, zwei Drittel seiner Leinewand abschneiden und ihm zurückschicken zu wollen, und er solle mir hierfür die Hälfte der Summe wiedergeben; ich würde dann das letzte Drittel, welches das Sujet enthält, als zweite Hälfte behalten: was that not fair?“ Wir erwiderten ihm nicht, daß der Künstler höchst wahrscheinlich, um einige Kinder am Gestade des Meeres zu entwerfen, nicht den zehnten Theil der Zeit gebraucht habe, als um diesem Stück „blauer Leinewand“ diese Durchsichtigkeit der Morgenluft zu geben, wo kein Dunst, und wäre er noch so fein, sich von seinen Höhen bis zu den die größten Bäume überragendsten Gipfeln herabzusenken wagt — eine Durchsichtigkeit, welche dem Blick gestattet sich in die Weiten des Raumes zu verlieren, gewissermaßen im Schatten des Äthers die Entfernungen der Wölkchen zu messen, die in der verschiedenen Höhe der Luftschichten wie Silberfische in einem See herumschwimmen oder wie bunt geschmückte Muschelschalen dahin segeln, auf denen eine Schar junger Tritonen ihr Wesen treibt, rudert, steuert, sich gegenseitig anbläst, sich umstößt und immer wieder von neuem ihr Spiel beginnt!

„Glauben Sie, daß der Maler auf Ihren Vorschlag eingehen wird?“ erwiderte ihm jemand. — „O, wenn er nicht darauf eingeht, kann ich eben so gut sein Bild zerschneiden; denn es nimmt mir unnütz zu viel Raum ein!“ antwortete der Amateur. — „In

diesem Falle schicken Sie mir die „blaue Leinewand“, die Sie nicht wollen“, entgegnete man ihm. Da der solches Fordernde dieselbe nie erhielt, ist zu vermuthen, daß der Besitzer sich allgemach darein ergab, ihr „unnütz“ einen Platz an der rothen Damastwand zu gewähren, welche übrigens sehr gut geschmückt war. Denn man muß durchaus nicht glauben, daß unser Amphitryon ein Unwissender war, welcher sich gröblich nicht auf den Werth der Sachen verstanden hätte. Keineswegs! Er wußte mehr von der Malerei als viele andere und besaß eine wirklich auserlesene Kunstsammlung. Aber ein Bild, auf dem man fast nichts sieht „als Blaues“ — qu'est-ce que cela?

II.

Es fehlt uns weder an Gönnern noch an aufgeklärten Protektoren der Künste, die gegenüber Werken aller Art einen Barbarismus ausüben, welcher dem unseres steinreichen Wirthes sehr ähnlich ist. Nimmt man zum Beispiel der Zigeunermusik die übermäßige Quarte oder die große Septime, so heißt das: unserem Seestück das Stück blauer Leinwand nehmen.

Durch diese „unbedeutende“ Veränderung macht man aus einem poetischen Werk ein malerisches, aus einem lyrischen ein Genrebild, aus einer Landschaft eine Scene, aus einer schönen eine hübsche Sache. Vorausgesetzt, die Zigeunerkunst wäre das Produkt eines Einzelnen anstatt eines ganzen Volkes, so würde sein Autor sicherlich vorziehen, es vernichtet als auf diese Art bewahrt zu wissen, ebenso wie der amsterdamer Landschaftsmaler ohne jeglichen Zweifel vorziehen würde, seine Leinewand verbrannt als sie eines Stückes ihres blauen Himmels beraubt zu sehen. Vergesse man doch nicht: jede Kunst im allgemeinen und jedes Kunstwerk insbesondere ist nur die leuchtende Wohnung eines manchmal einem Gedanken inkarnirten, manchmal ohne einen solchen durch seine unmittelbare Ausstrahlung thätigen Gefühls. Dieses drückt sich am schärfsten aus, zeigt sich am intensivsten und ist am tiefsten jenen Zügen eingeboren, die nirgends ihres Gleichen haben, jenen Formen,

deren Wendungen die eigenartigsten sind, deren Wirkung die am meisten typische und nichts anderem ähnlich ist.

Wenn man die Musik, d. h. die ungarische, in ihrer ganzen Integrität erhalten, sie so, wie sie ist, den Enkeln überliefern will, muß man ihr ihre Atmosphäre, ihr „Stück blauer Leinwand", lassen, darf man sie keines ihrer drei Hauptelemente berauben: ihrer Intervalle und deren Inkohärenz, ihrer Rhythmen und deren Schwanken, ihrer Fioritur und deren Überfülle. Diese drei zusammen tragen auf ihren Schultern die Melodie, welche auf ihnen ruhend, wie eine von drei Delphinen, diesen Meerrossen, getragene Sirene, hiedurch ein ganz anderes Aussehen gewinnt, als wenn sie auf einem Sockel säße, der nicht für sie gemacht ist und auf welchem sie fröstelnd sich nicht aufrecht erhalten könnte. Wollte man ihr nur das eine oder das andere der drei Elemente erhalten, so würde das ein eben so großer Irrthum sein, als wenn man die Façade eines Palastes im Renaissancestil vor ein byzantinisches Monument oder einen griechischen Säulengang vor den Tempel eines indischen Gottes setzen wollte. Es ist ebenso unmöglich, die übermäßige Quarte und die große Septime aus der Molltonleiter der Zigeunermusik zu streichen, ohne deren supremen Charakter zu verwischen, ohne sie wie durch Amputation eines Gliedes zu verstümmeln, als man sich ein gothisches Gebäude ohne Kreuz-, den maurischen Stil ohne Hufeisenbogen denken kann. Man müßte ohne gesunden Verstand sein, wollte man den ägyptischen Talus senkrecht machen, die Säulenhalle des römischen Portals abplatten, die aufgeschlagenen Spitzen eines chinesischen Daches zurücksetzen. Würde man solches Vorgehen nicht Vandalismus nennen? —: denn was würde dann aus dem Stil der Kunst werden?

Die Absurdität gewisser musikalischer Widersinnigkeiten läßt sich durch nichts deutlicher veranschaulichen als durch den Vergleich mit analogen Vorgängen in der Architektur.

Inkonsequenzen, welche das Auge erfaßt, frappiren die Masse viel schneller als Ungereimtheiten, in unserer Kunst begangen, die sich an einen viel feineren Sinn wendet und mehr allgemeine und

geistige Kultur erfordert. Die Architektur und die Musik sind übrigens beide in gleicher Weise ohne ein Prototyp, welcher Art es auch sei, beide sind keine nachahmenden Künste, und lassen diese nicht anders als nur sehr zufällig und untergeordnet zu. Um klar beurtheilt zu werden, müssen ihre Werke in bestimmte Familien, nach den Nationen und Zeiten, welchen sie angehören, eingetheilt werden. Für die Musik, wie für die Baukunst ist man übereingekommen, diese großen Eintheilungen mit dem Namen Schule und Stil zu benennen. Jeder Stil besitzt Monumente, die seine Inspirationen am reinsten und seinen Gedanken am exaktesten darstellen. Solche, die durch eine gewisse Entfernung von einander getrennt sind, werden durch vermittelnde, sie zu einer Kette verbindende Glieder, durch Übergangswerke, miteinander verknüpft, in denen anfangs der Einfluß der Schule, der sie entsprossen sind, auf das lebhafteste nachhallt, um sich alsdann unter der Herrschaft des folgenden Stils, gehöre er dem Fortschritt oder dem Verfall an, gut oder schlecht zu modificiren. Jedoch: in der Musik, wie in der Baukunst, kann es einen Stil geben, welcher fern von der großen königlichen Heerstraße, auf der die Kunst wandelt, geboren ist. Im Dunkeln emporgewachsen, könnte man sie als zu selbstentstandenen Generationen gehörend betrachten; denn man sieht nicht, wie sie entstanden sind.

So erscheint uns die Zigeunerkunst. Sich an eine dunkle Vergangenheit heftend, zu welcher wir uns nur mittels der Hypothesen versetzen können, zeigt sie keinen Geburtsschein vor, hat sie aus eigner Kraft gelebt, sich mit keinem fremden Saft genährt, sich nach keiner auch nur entfernten Verbindung modificirt, beansprucht sie kein einziges Band der Blutsverwandtschaft, keine Vorfahren noch irgend welche Annäherung an Berühmtere und Weisere als sie selbst ist. — Möge sie denn in der Zukunft, wie in der Vergangenheit, vereinzelt bleiben! Sie würde sich an nichts heften können, ohne alles zu verlieren; sie muß ihre Eigenthümlichkeiten von Anfang bis zu Ende beibehalten, um fortleben zu können. Wenn sie sich mit den Produkten der gleichzeitigen europäischen Musik verschmilzt, vernichtet sie sich selbst, weil es, sobald nichts

Wesentliches ihre Werke von anderen unterscheidet, nur von sehr geringem Interesse sein würde, die ehemaligen, so entarteten Themen von den nachmaligen Einschaltungen zu sondern. Nimmt man der Zigeunermusik die Intervalle, welche mit Recht, wenn aufgenommen in unserem Stil, jedes feine Ohr beleidigen würden, während sie in ihrem Stil von bewundernswerther Wirkung sind, so würde nur ein Stummel übrig bleiben, den man einer Statue ohne Kopf, einem Stengel ohne Blume, einer Frau ohne Blick vergleichen könnte. Die Zigeunerkunst kann sich für die Zukunft nur unter der Bedingung: unberührt wie ein Cippus, wie eine Triumphsäule oder eine Aschenurne — alle wunderbar gearbeitet — zu bleiben, einen Platz und Namen bewahren.

III.

Übrigens dürfte es nicht leicht sein, der Zigeunerkunst ihre ungewöhnlichen Intervalle und plötzlichen Modulationen, ihre unaufhörlich wechselnden Rhythmen und überreichen Fiorituren zu nehmen, um sie in die allgemeine Domaine unserer täglichen Musik zu versetzen! Das größte Hindernis würde einestheils der Wichtigkeit entspringen, welche hier die Virtuosität einnimmt, und anderntheils der Unmöglichkeit, Virtuosen unter unsern gewöhnlichen Künstlern zu finden, die von Zigeunergefühlen durchdrungen sind. Der Vollklang unserer Orchester eignet sich ebenfalls nicht dazu: derselbe müßte von unserer gegenwärtig gebräuchlichen Instrumentation schon sehr verschieden sein, um den in Klang und Tonlagen so schroffen Charakter eines Zigeunerorchesters reproduciren zu können. Wir besitzen zu viele vermittelnde Elemente, bei Übergängen zu viele Eigenarten, zu viele neutrale und unbestimmte Färbungen, als daß der häufige und gewohnte Gebrauch derselben nicht zum Verwischen gewisser von der Poesie des Cygan unzertrennlicher Schroffheiten beitrüge.

Bei den Instrumenten der Zigeunermusik ist die Geige König; das nächstwichtigste Instrument ist das Zimbala. Die Geige vereinzelt, bleibt arm; wollte man sie verzwanzigfachen, so würde das

doch nicht ausreichen, um eine erweiterte Harmonie von den andern Gliedern der kleinen Armee hervorzubringen — von dieser Armee, deren Haupt, Held, Imperator sie von Natur aus ist! Das Zimbala hat eine zu undisciplinirte Haltung, um sich in die aristokratische Gesellschaft unserer Orchester mischen zu können. — Das Klavier dagegen, obwohl es den schneidenden Klang des Zigeunerorchesters nicht ersetzen kann, vereinigt nichts desto weniger mehrere Bedingungen in sich, durch welche es befähigter ist als alle anderen Instrumente, ein Orchester unserer Nomadenkünstler vorzustellen. Es leiht sich den luxuriösesten Verzierungen und kann zugleich den Rhythmus durch eine vollständige Harmonie und hinreichende Klangfülle genug hervorheben, um über einzelne Stellen, je nachdem sie es verlangen, tiefe Schatten zu werfen oder über andere eine intensive Helle zu breiten, während es die Melodie mit um so größerer Freiheit singt, als die den Zigeunern eigenen Intervalle ihm in nichts eine Schwierigkeit bereiten, es sich vielmehr denselben vollkommen anpaßt und somit ihrer Wirkung und ihnen keinen Zwang auferlegt.

IV.

Von der Zigeunermusik seit unserer Kindheit angeregt, vertraut mit ihrer anderer Musik in nichts zu vergleichenden Art und Weise, allmählich eingeweiht in das Geheimnis ihres sie belebenden Gefühls, mehr und mehr von Verständnis für ihre Form durchdrungen, wie auch von der Nothwendigkeit überzeugt, daß sie ihre Excentricitäten beibehalten müsse, um nicht ihren Charakter aufzugeben, nicht ihre Persönlichkeit zu verlieren, waren wir natürlich von früh an geneigt, Fragmente derselben dem Klavier einzuverleiben, das, wie es uns schien, besser und vollständiger als unser Orchester ihre verschiedenen Seltsamkeiten, die abnormen Leidenschaften, welche der Cygan ihr einhaucht, wiedergeben mußte.

Als wir eine gute Anzahl Stücke diesem Vorgehen der Transskription unterworfen hatten, schien es uns, als wäre kein Ende damit. Weit entfernt, unserem Interesse genug gethan zu haben

und es erschöpft zu sehen, fühlten wir uns im Gegentheil immer mehr von dieser Arbeit gefesselt, immer mehr die Lust wachsen, unserem Instrumente die beredten Apostrophen, die düstern Ergüsse, die Träumereien, Schwelgereien und Überschwänglichkeiten dieser scheuen Muse zu übertragen. Je mehr wir unserer Aufgabe näher traten, desto unendlich mehr vermehrte sich auch unsere Arbeit und schließlich entschwand uns jede Grenze. Ein Haufen von Stoff erhob sich vor uns — es mußte verglichen, gesondert, gestrichen, es mußte Licht hineingebracht werden! Hiebei wuchs die Überzeugung immer fester in uns, daß diese losgetrennten Stücke, diese zerstreuten und auseinandergerissenen Melodien zerstreute, verzettelte und verkrümelte Theile, Bruchstücke eines großen Ganzen seien, daß sie sich vollkommen zur Zusammenfügung eines harmonischen Gesammtwerkes eignen würden — eines Gesammtwerkes, welches die Quintessenz ihrer hervortretendsten Eigenschaften und frappantesten Schönheiten in sich schlösse und kraft der von uns am Anfang dieser Blätter versuchten Schlußfolgerungen als eine Art nationalen Epos betrachtet werden könnte — als ein zigeunerisches Epos, das, in einer ungebräuchlichen Sprache und Form gesungen, ungebräuchlich ist, wie alles, was das Volk thut, welches es geschaffen hat.

Von diesem neuen Gesichtspunkte aus bemerkten wir ohne große Mühe, daß die in der Zigeunermusik überfließende und sich wie Oden, Dithyramben, Elegien, Balladen, Idyllen, Ghaselen, Distichen, Kriegs-, Trauer-, Liebes- und Weinlieder von ihr ablösende Poesie sich wieder zu einem homogenen Körper, zu einem vollständigen Werk vereinigen ließe, und zwar so, daß jeder Gesang ebensowohl den Theil eines Ganzen als auch ein Ganzes für sich bilden kann, das, vom Rest getrennt, für sich Genuß bietet und, obwohl unabhängig vom übrigen, ihm doch verbunden bleibt durch die Identität des Stiles, durch die Analogie der Begeisterung und die Einheit der Form. Die Fragmente der Zigeunermusik, welche wir bereits vereinzelt hatten erscheinen lassen, unterlagen einer neuen Prüfung. Sie wurden revidirt, umgeschmolzen und mit andern in der Absicht verbunden, das Wesentliche derselben zu einem Körper zusammenzufassen, der so gekittet ein Werk

darböte, das ungefähr mit dem korrespondirt, was, wie wir uns erlaubt haben zu glauben, als ein Zigeunerepos zu betrachten ist.

Es wäre gewiß eine große Anmaßung, diese Arbeit mit der Arbeit der Gelehrten Athens vergleichen zu wollen, die auf Befehl des Pisistratos die Gesänge Homers von den Zusätzen reinigten, welche sie von den Rhapsoden seiner Zeit hatten erdulden müssen, indem dieselben sie vortrugen und mit Fehlern aller Art versetzten, so daß sie das Kunstwerk verunstalteten und entstellten, ähnlich wie unsere heutigen Musiker exotische Musik verunstalten und entstellen, wenn sie Fragmente vortragen. Aber modelt sich Kleines nicht oft nach Großem? Findet man nicht auf einer Nadel auf einer Fibia der bei Castellani aufbewahrten römischen Toga dieselben Linien, dieselben Akanthen wieder, welche die schönsten Tempelfriese und größten Monumente zieren? Wenn das Vorgehen ein ähnliches ist, möge man den ehrgeizigen Vergleich unserer Auslese mit der der griechischen Scholiasten verzeihen, welche aus unzähligen Versionen, aus apokryphen Gesängen mittelmäßigen Werthes die reinsten und ihres Autors würdigsten Momente wählten, sie von grammatikalischen Fehlern, von Provinzialismen und Gemeinplätzen, die sich eingeschlichen hatten, befreiten, um sie zu einem unnachahmlichen Gedicht zu verbinden, welches drei Jahrtausende nicht ermüden konnte, ihm in exklusiver Bewunderung zu huldigen!

Als wir unser Werk beendet hatten, verhehlten wir uns keineswegs, daß ein zigeunerisches (!) Epos der großen Gefahr entgegen ging, von der civilisirten Welt, in welche wir es einführen wollten, wenig verstanden und noch weniger geschätzt zu werden. Um so mehr, als wir versucht hatten, dieser Sammlung die Festigkeit zu geben, welche bei Kunstwerken unerläßlich ist, die den Anspruch erheben — in welchem Grade es auch sei — auf der großen Arena, auf der alle Kunstformen auftreten, zu erscheinen, ohne darum auch nur das Geringste von dem diese Musik belebenden wilden Hauch einzubüßen.

Ein Schriftsteller, welcher im Jahre 1853 einige Artikel über die Zigeunermusik in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ zu Leipzig

veröffentlichte, machte, wie wir glauben, mit Recht die Bemerkung, daß unter der Menge von Autoren, die sich bereits damit beschäftigten, die bekanntesten Zigeunermelodien in tausenden von Arrangements, Instrumentationen und verschiedenen Fantasien zu umschreiben und zu übersetzen, wir der erste, ja der einzige Autor waren, welcher es wagte, die Integrität der Stufenfolge ihrer Tonleiter, besonders der übermäßigen Quarte zu wahren, die allen notas — Melodien — eigen ist als die echte Spur des Genius, der die ganze Kunst inspirirt hat.

Herr Czehe, welcher sich besonders für diesen Zweig der Kunst interessirt, drückt auch in seinen Schriften das Bedauern aus, diese Musik so oft von unverbesserlichen Verbesserern verändert zu sehen, auch da, wo nichts verbessert werden kann, ohne zugleich entnationalisirt und von seinem Piedestal herabgenommen zu sein. Aber je gewissenhafter wir der Kunst gegenüber handelten, indem wir es anders als unsere Vorgänger machten, desto weniger hofften wir auf Erfolg seitens des Publikums. Doch — welcher echte Künstler, nämlich derjenige, welcher in der Kunst, wie im Leben das Wahre um des Wahren und das Schöne um des Schönen willen sucht, ist sicher, das Erstrebte erreicht zu haben? Er steht zu sehr unter der Herrschaft seines Gefühls und ist zu sehr von seinem Ideal beherrscht, als daß er jemals von der Form, die er ihm giebt, befriedigt sein könnte, als daß er jemals finden würde, was er träumt.

In der Furcht, diese in ihrem Lande so außerordentlich populäre Kunst könnte den geistigen Gewohnheiten, sowie denen des Ohres anderer Nationen unzugänglich bleiben, gedachten wir dieser Epopöe sui generis einige Erklärungen mit auf den Weg zu geben, ihr ein Vorwort voranzuschicken. Doch ließ sich dieses nicht so in einem Zug schreiben und ging bald über den Rahmen, der es umschließen sollte, hinaus. Sechs Jahre vergingen indessen, und unser Band Musik, „Ungarische Rhapsodien“ betitelt, trat, dem Zufall preisgegeben, ohne den ihm zugedachten Empfehlungsbrief in die Öffentlichkeit. Aber siehe da! unseren Befürchtungen entgegen und vielleicht durch ein gewisses »je ne sais quoi«, das seine Rolle so oft da spielt, wo man es am wenigsten erwartet, schien

das Publikum an diesen bizarren Dichtungen Geschmack zu finden. Es fing an ihren verschiedenen Weisen zu lauschen, trotzdem wir uns gehütet hatten ihm die Aufnahme derselben durch das geringste Opfer zu erleichtern.

Diese „Ungarischen Rhapsodien" schlugen durch, um im Jargon des Handwerks zu sprechen. Sie erklärten sich durch sich selbst und gewannen selbst ihre Sache. Während sich dieser musikalische Erfolg ohne Hilfe des Wortes vollzog, wurde das angefangene Vorwort fertig. Diese Blätter unterbreiten sich heute den sympathischen Hörern des neuen Epos. Diese — wenn sie lesen — werden sehen, daß, wenn wir unsere Leser lange von den Zigeunern und ihrer Musik in Ungarn unterhalten haben, es in der Hoffnung geschah, die Aufnahme dieser unserem Vaterlande so theuren Musik in die höchste Sphäre der Kunst zu erleichtern — in jene Sphäre, welche der ganzen Menschheit gehört, in der alle Völker sich an den lebendigen Quellen aller erhabenen Poesie erquicken, — in jene Sphäre, welche der Fortschritt der Zeiten Tag um Tag auszudehnen scheint, welche Tag um Tag neue Jünger empfängt und der Goethe prophetisch mit dem Namen „Weltliteratur" die Weihe gab.

V.

Als wir einen Theil des beträchtlichen Materials, welches wir während unserer langen Beziehungen zu den Zigeunern in Ungarn und den Sammlern ihrer hauptsächlichsten Themen anzuhäufen Gelegenheit hatten, dem Klavier als dem Instrument übertrugen, welches das Gefühl und die Form der Zigeunerkunst am besten in ihrer Wesenheit wiedergeben könnte, mußten wir ihnen einen Gattungsnamen geben, welcher dem von uns mit ihm verknüpften zweifach nationalen Charakter entsprach. Und so nannten wir die Sammlung aller dieser Stücke: „Ungarische Rhapsodien."

Mit dem Wort Rhapsodie wollten wir das phantastisch epische Element bezeichnen, welches wir in ihnen zu erkennen

glaubten. Jede dieser Schöpfungen schien uns immer den Theil eines poetischen Cyklus zu bilden, der bemerkenswerth ist durch die Einheit seiner ungeheuer nationalen Inspiration, in dem Sinne, als sie nur einem einzigen Volke angehört und dessen Seele und innersten Gefühle vollkommen wiedergiebt, welche nirgends so klar und in einer diesem Volk so angemessenen, von ihm erfundenen und benutzten Form ausgedrückt sind. Diese Fragmente erzählen allerdings keine Thatsachen — es ist wahr —; aber Ohren, welche zu hören verstehen, werden aus ihnen den Ausdruck der verschiedensten Seelenzustände erlauschen, in welchen sich das Ideal einer Nation zusammengefaßt hat. Ob sie eine Nation von Parias sei — was kann der Kunst das schaden? Sobald sie Gefühle empfunden, werth idealisirt zu werden, sobald sie dieselben in eine Form von unbestreitbarer Schönheit und bezwingendem Zauber gekleidet hat, hat sie das Bürgerrecht im Bereiche der Kunst sich erworben, auch wenn sie es anderswo nirgends besitzen würde. Ein ideales Recht in einem idealen Staat, kann dasselbe — leider! — nichts geben als diesen „Traum eines Schattens": den Ruhm!

Außerdem haben wir diese Stücke „Ungarische Rhapsodien" genannt, weil es nicht gerecht wäre, für die Zukunft zu trennen, was in der Vergangenheit vereint war. Die Magyaren haben die Zigeuner als nationale Musiker angenommen, sie haben sich mit dem stolzen und kriegerischen Enthusiasmus, wie mit dem ergreifenden Schmerz, den sie so gut zu zeichnen wissen, identificirt. Sie haben nicht nur in ihren Frischka an ihren Freuden und Festen Theil genommen: sie haben auch als Zuhörer ihrer Lassan ihre Thränen mit ihnen geweint. Das Nomadenvolk der Cygany, obgleich über viele Länder zerstreut, aber allerorts die Musik pflegend, hat nirgends eine solche Steigerung ihres Werthes, wie auf ungarischem Boden erreicht: denn nirgends als hier begegnete sie der ihrem Gedeihen so nothwendigen sympathischen Popularität. Die freigebige Gastfreundschaft der Ungarn gegen die Zigeuner war für ihre Existenz so unentbehrlich, daß die einen gleiche Ansprüche, wie die andern an sie erheben können; denn sie hätte weder ohne die einen noch ohne die anderen in das Leben zu treten vermocht.

Brauchten die einen die Sänger, so brauchten die anderen die Zuhörer. Ungarn kann demnach mit Recht diese Kunst als seine Kunst beanspruchen, als genährt von seinem Korn und seinen Reben, entfaltet und gereift unter seiner Sonne und seinem Schatten, von seiner Bewunderung aufgenommen und, Dank seiner Bevorzugung und seinem Schirm, geschmückt, verschönt und geadelt; es hat dieselbe so eng mit seinen Sitten verflochten, daß sie sich sowohl mit den stolzesten Gedenkblättern des Vaterlandes, als mit den innigsten Erinnerungen eines jeden Ungarn verbindet.

Eine unsterbliche Eroberung unseres Vaterlandes, ist sie berufen, unter seinen schönsten Rechtstiteln zu glänzen — so möge denn ihr Bild, eine kostbare Medaille von seltenster Prägung, inkrustirt sein in den Kleinodien seiner alten, ruhmreichen Krone!

Weimar, den 2. April 1859.

Personenverzeichnis.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Gesammelte Schriften

von

Franz Liszt.

Herausgegeben von L. Ramann.

(Band 1 frei ins Deutsche übertragen von La Mara.)

Erster Band.

Friedrich Chopin.

VIII, 215 S. gr. 8. Preis ℳ 6.— Eleg. geb. ℳ 7.50.

1. Chopin's Werke im Allgemeinen. 2. Polonaisen. 3. Mazurken. 4. Chopin's Virtuosität. 5. Chopin's Individualität. 6. Chopin's Jugend. 7. Lelia. 8. Letzte Zeiten und Stunden.

Zweiter Band.

Essays und Reisebriefe eines Baccalaurens der Tonkunst.

VIII, 262 S. gr. 8. Preis ℳ 6.— Eleg. geb. ℳ 7.50.

Essays. Zur Stellung der Künstler; „sechs Artikel. Über zukünftige Kirchenmusik. (Fragment.) Über Volksausgaben bedeutender Werke. Über Meyerbeer's „Hugenotten". Thalberg's „Grande Fantaisie" Op. 22 und „Caprices" Op. 15 u. 19. Thalberg und Liszt, von Fétis. (Ein Artikel gegen Liszt.) An Herrn Professor Fétis. Robert Schumann's Klavierkompositionen Op. 5, 11 u. 14. Paganini. (Nekrolog.)

Briefe. Nr. 1—3 an George Sand. Nr. 4 an A. Pictet. Nr. 5 u. 6 an L. de Ronchaud. Nr. 7 an M. Schlesinger. La Scala. Nr. 8 an Heinr. Heine. Nr. 9 an Lambert Massart. Nr. 10 an M. Schlesinger. „Über den Stand der Musik in Italien". Nr. 11 an M. d'Ortigue. „Die heilige Cäcilie von Rafael". Nr. 12 an Hector Berlioz.

Dritter Band.

Dramaturgische Blätter.

1. Abtheilung.

Essays über musikalische Bühnenwerke und Bühnenfragen, Komponisten und Darsteller.

VIII, 168 S. gr. 8. Preis ℳ 4.— Eleg. geb. ℳ 5.50.

1. Orpheus von Gluck. 2. Beethoven's Fidelio. 3. Weber's Euryanthe. 4. Beethoven's Musik zu Egmont. 5. Mendelssohn's Musik zum Sommernachtstraum. 6. Scribe's und Meyerbeer's Robert der Teufel. 7. Schubert's Alfons und Estrella. 8. Auber's Stumme von Portici. 9. Bellini's Montecchi e Capuletti. 10. Boiëldieu's Weiße Dame. 11. Donizetti's Favoritin. 12. Pauline Viardot-Garcia. 13. Keine Zwischenaktsmusik! 14. Mozart.

Dritter Band.

Dramaturgische Blätter.

2. Abtheilung.

Richard Wagner.

VIII, 258 S. gr. 8. Preis ℳ 6.— Eleg. geb. ℳ 7.50.

1. Tannhäuser oder der Sängerkrieg auf Wartburg. 2. Lohengrin. 3. Der fliegende Holländer. 4. Das Rheingold.

Vierter Band.

Aus den Annalen des Fortschritts.

Koncert- und kammermusikalische Essays.

VIII, 273 S. gr. 8. Preis ℳ 6.— Eleg. geb. ℳ 7.50.

1. Berlioz und seine „Harold-Symphonie". 1855. I. Zum Streit über Berlioz' Werke. II. Zur Programmfrage der Instrumental-Musik. III. Zur geschichtlichen Stellung und Aufgabe der Programm-Symphonie. IV. Musikalisch-ästhetische Analyse der Harold-Symphonie. V. Schluß. 2. Robert Schumann. 1855. I. Allgemeines zur musikalischen Stellung Schumann's. II. Ein Kapitel zur Reform der musikalischen Kritik. III. Schumann als Komponist. 3. Clara Schumann. 1855. 4. Robert Franz. 1855. I. Als Künstler. II. Seine Entwickelung. Nachwort (1871). 5. Sobolewski's „Vinvela". 6. John Field und seine Nocturnes. 1859.

Fünfter Band.

Streifzüge.

Kritische, polemische und zeithistorische Essays.

VIII, 234 S. gr. 8. Preis ℳ 6.— Eleg. geb. ℳ 7.50.

1. Zur Goethe-Stiftung. 1850. I. Die Thüringer Fürsten als „erste Protektoren der deutschen Kunst und Wissenschaft. II. Über Zweck und Ziel der Goethestiftung. III. Kritische Umschau und Vorschläge. IV. Skizze eines Planes zur Goethe-Stiftung. 2. Weimars Septemberfest zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Carl August's. 1857. 3. Dornröschen. Genast's Gedicht und Raff's Musik gleichen Namens. 1856. 4. Marx und sein Buch: „Die Musik des neunzehnten Jahrhunderts und ihre Pflege". 1855. 5. Kritik der Kritik. Ulibischeff und Seroff. (Zum Jahreswechsel 1858.) 6. Ein Brief über das Dirigiren. (Eine Abwehr. 1853.)

Sechster Band.

Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn.

VIII, 396 S. gr. 8. Preis ℳ 9.— Eleg. geb. ℳ 10.50.

1. Nationale Poesie. 2. Nationales Epos. 3. Die Israeliten. 4. Die Zigeuner. 5. Naturgefühl. 6. Die Natur für die Zigeuner. 7. Der Müßiggang der Zigeuner. 8. Die Industrie der Zigeuner. 9. Persönliche Beziehungen zu den Zigeunern. 10. Die Zigeunerinnen Moskaus. 11. Die Zigeunerinnen anderwärts. 12. Jozy, der Zigeuner. 13. Von den Zigeunern in der europäischen Kunst. 14. Ursprung der Zigeuner. 15. Gesetzgebung für die Zigeuner. 16. Die Zigeuner in Ungarn. 17. Die Zigeuner-Musiker. 18. Die Musik der Zigeuner. 19. Rommys und Magyaren. 20. Historische Notizen. 21. Der Zigeuner Bihary. 22. Der Ungar Csermak. 23. Der Zeitgenosse Remenyi. 24. Ungarische Rhapsodien.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.